L. Germ. 20 m

Becker

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

L Germ

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei C. L. Brede
in Offenbach.

Deutsche
Sprachlehre

von

Dr. Karl Ferdinand Becker,

Mitglied des frankfurter Gelehrtenvereins für deutsche Sprache.

Erster Band.

Frankfurt am Main, 1827.

in der Verlagsbuchhandlung von Ludwig Reinherz.

37 B

Organism der Sprache

als

Einleitung

zur

deutschen Grammatik.

Von

Dr. Karl Ferdinand Becker,

Mitglied des frankfurter Gelehrtenvereins für deutsche Sprache.

Frankfurt am Main, 1827.

in der Verlagsbuchhandlung von

Ludwig Reinherz.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seiner Exzellenz

dem Freiherrn

Wilhelm von Humboldt

Königl. Preußischen Staatsminister,

Ritter des Königl. Preußischen rothen Adlerordens erster Klasse mit Eichenlaub, des eisernen Kreuzes erster Klasse, und des Kais. Russischen St. Annenordens erster Klasse; des Kais. Oesterreichischen Leopoldordens Großkreuz; Ritter des Königl. Baierschen Civilverdienstordens; Großkreuz des Sachsenweimarischen Falkenordens, so wie des Kurfürstl. Hessischen Löwenordens; Mitglied der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften und mehrerer gelehrten Gesellschaften

ehrfurchtsvoll gewidmet

von dem Verfasser.

Vorwort.

Die Idee, daß die Sprache, als ein organisches Erzeugniß der menschlichen Natur, selbst ein in allen seinen Theilen und Verhältnissen organisch gegliedertes Ganze sei, liegt sehr nahe, sobald man nur in den menschlichen Dingen überhaupt etwas Höheres erkennt, als einen Kampf künstlicher Bildung mit thierischer Roheit. Diese Idee ist in der neuesten Zeit in der Sprachforschung wieder lebendig geworden, ohne jedoch bisher eine bestimmte Ausbildung zu erlangen, welche gestattete, die besondern Verhältnisse der Sprache in dieselbe aufzunehmen. Obgleich diese Idee bisher von den Meisten eigentlich mehr geahndet, als in dem ganzen Umfange ihrer Bedeutung erkannt wurde; so verdanken wir doch vorzüglich dieser Ahndung einer organischen Natur schon soviel, daß die Sprachforschung immer mehr von den Verirrungen zurückkömmt, in denen sie, ausgehend von der Vorstellung einer von Menschen erfundenen, mit bewußtem Verstande fortgebildeten, und daher auch durch künstliche Kul-

tur zu verbessernden Sprache, in einer frühern Zeit befangen war. Allein die Sprachforschung kann erst alsdann zu einer wahrhaften Erkenntniß der Sprache gelangen, wenn die Idee des Sprachorganism eine so bestimmte Gestalt gewinnt, daß sie nicht nur auf die Sprache im Allgemeinen, sondern auf alle besondere Verhältnisse derselben kann angewendet werden, und so die leitende Idee und die Seele der ganzen Sprachforschung wird. In dieser Ueberzeugung versuchte es der Verfasser, die Idee des Organism auf eine besondere Seite der Sprache — die Ableitung — anzuwenden, um einmal durch den Versuch zu erfahren, zu welchen Resultaten eine physiologische Bearbeitung der Sprache führen würde. Die in der deutschen Wortbildung niedergelegten Resultate dieses Versuches haben bei bewährten Sprachforschern eine Beachtung gefunden, welche die Erwartungen des Verfassers übertraf, und aus welcher er zugleich wahrnahm, daß die Grundansicht, von welcher er ausging, gerade solchen Forschern, deren Urtheil ihm viel gelten mußte, nicht fremd war. Der Verfasser wurde indessen auch bald gewahr, daß in der Sprache, wie in andern organischen Dingen, die Natur und Bedeutung eines Theiles nur in dem Ganzen kann wahrhaft und vollkommen erkannt werden. Er fühlte sich daher gedrungen, was er dort nur an Einer Seite der Sprache versucht hatte, nun an der Sprache in ihrem ganzen Umfange zu versuchen. So entstand die Darstellung des Or-

ganism der Sprache, welche er hiermit den Forschern zur Prüfung vorlegt. In so fern der Verfasser es sich zur Aufgabe machte, die Sprache durchaus physiologisch zu bearbeiten, und alle Verhältnisse derselben als organische Verhältnisse darzustellen, betrat er einen noch nicht gebahnten Weg; und er glaubt in dieser Hinsicht eine nachsichtige Beurtheilung erwarten zu dürfen. Wenn derselbe den besondern Verhältnissen der Sprache oft eine Deutung gab, welche mit den Ansichten verdienter Forscher nicht übereinstimmt; so geschah es, weil ihm nur diese Deutung mit der Idee einer organischen Entwickelung vereinbar schien: er hat übrigens, um dem eignen Urtheil des Lesers nicht vorzugreifen, überall die ihm bekannten historischen Fakten gewissenhaft angedeutet. Es war dem Verfasser jedoch zunächst darum zu thun, durch diesen Versuch die Möglichkeit einer physiologischen Bearbeitung der Sprache zu zeigen: er mußte sich daher darauf beschränken, die allgemeinen organischen Verhältnisse derselben gleichsam im Umrisse zu bezeichnen. Für eine eigentliche Physiologie der Sprache, welche die organische Bedeutung des Besondern und Einzelnen mit einer jeden Zweifel ausschließenden Bestimmtheit darstellte, hat die historische und besonders die vergleichende Sprachforschung noch nicht hinlänglich vorgearbeitet. Ins Besondere ist es zu beklagen, daß die vergleichende Sprachforschung sich bisher fast nur mit der Etymologie beschäftigt, und die syntaktischen Verhältnisse fast ganz unbeach-

tet gelassen hat; da doch gerade diese uns die wichtigsten Aufschlüsse über den Organism der Sprache geben werden.

Die Darstellung des Sprachorganism mußte, um ein Ganzes zu bilden, auch die Wortbildung umfassen, und daher die in der deutschen Wortbildung enthaltenen Hauptmomente wieder in sich aufnehmen. Der Leser wird jedoch leicht bemerken, daß das in der Wortbildung Gesagte hier nicht eigentlich wiederholt ist, sondern daß die Verhältnisse der Wortbildung, indem sie sich hier in der organischen Einheit des Ganzen darstellen, theils eine größere Bestimmtheit, theils einen grössern Umfang erhalten haben. Manches, was dort noch dunkel war, ist hier klarer geworden; auch hat Einiges hier eine Berichtigung gefunden. — Die ganze Art der Behandlung erlaubte nicht, die in den Grammatiken gewöhnliche Anordnung beizubehalten. So konnte z. B. das Pronom, das Adverb und die Flexion erst in der Satzbildung abgehandelt werden, weil ihre organische Bedeutung erst in der Satzbildung konnte verständlich gemacht werden. Durch das beigefügte Sachverzeichniß wird jedoch das Auffinden der besondern Gegenstände erleichtert.

Die Sprache überhaupt genommen ist zwar der eigentliche Gegenstand dieser Darstellung. Da diese jedoch zugleich als Einleitung zur deutschen Grammatik dienen soll; so war es nöthig, manche besondere Verhältnisse der deutschen Sprache zu berühren, und ihre Beziehung

zu dem allgemeinen Sprachorganism zu entwickeln. Die Grammatik einer besondern Sprache soll eigentlich die organischen Verhältnisse des allgemeinen Sprachorganism in den besondern Formen einer besondern Sprache nachweisen, und dadurch dem Volke seine eigene Sprache verständlich machen. So lange ein Volk die mit ihm gewordene Sprache rein bewahrt, und nur in ihr sich bewegt und lebt, bedarf es keiner Grammatik. Je mehr aber unterschiedene Sprachen und Mundarten sich in der Sprache eines Volkes vermischen, und je mehr Fremdartiges derselben durch die Kultur zugeführt worden; um desto mehr bedarf es einer Grammatik, welche ihm die durch die Beimischung des Fremdartigen getrübte Bedeutung der Formen wieder zum Bewußtsein bringe. Der niedersächsische und der oberrheinische Landmann bedarf keiner Grammatik, um die Sprache seines Landes richtig zu sprechen: aber wenn beide hochdeutsch sprechen oder gar schreiben sollen, so bedürfen sie einer Grammatik eben so sehr, als diejenigen, denen schon in den ersten Lebensjahren eine französische Bonne die Muttersprache verwirrt hat. Wenn aber die Grammatik von etwas Anderm ausgeht, als von der innern Bedeutung der Formen in dem Organism der Sprache; wenn sie Unterscheidungen, Gesetze und Regeln in die Sprache legen will, welche dem Organism derselben fremd sind: so trägt sie selbst dazu bei, daß die Bedeutung der Formen noch mehr getrübt werde, deren Verständniß sie in uns zu einem klaren Bewußtsein brin-

gen soll. Die Grammatik der deutschen Sprache ist mehr als die der meisten andern Sprachen einer Begründung auf die physiologischen Verhältnisse der Sprache fähig, weil in ihr selbst und in den mit ihr verwandten Sprachen der Odem des organischen Lebens sich noch frischer und freier bewegt. Ohne diesen lebendigen Odem würde unsere Sprache längst, wie die unserer Nachbarn, eine von der Autorität ausgehende Gesetzgebung haben. Wir dürfen uns Glück wünschen, daß unsere Sprache jede äußere Gesetzgebung abweiset: allein es thut um so mehr Noth, daß die innere Gesetzgebung der Sprache in ihrem ganzen Umfange, und in ihrer Einfachheit vollkommen erkannt werde.

Schließlich erfüllt der Verfasser eine angenehme Pflicht, indem er denjenigen, welche durch gleiche Liebe zur Sprache mit ihm verbunden, ihn bei seinen Forschungen unterstützten, seine Dankbarkeit bezeigt. Ins Besondere fühlt er sich dem Frankfurter Gelehrtenvereine für deutsche Sprache verpflichtet, durch dessen prüfende Theilnahme an seinen Arbeiten manche Schwierigkeiten leichter überwunden, manche Zweifel gelöset und manche Dunkelheiten aufgehellt wurden.

Offenbach am Main im März 1827.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Abschnitt. Organism der Sprache überhaupt.

Die Sprache als organische Verrichtung der Gattung. §. 1 — 2.
Die gesprochene Sprache als Medium der Gedankenmittheilung. = 3.
Die Sprache als organisches Ganze. Logische und phonetische Seite derselben. . . . . = 4.
Begriff des Organism. Verhältniß der Kultur zur Sprache. = 5 — 6.
Organische Gegensätze: Begriff und Laut; Stoff und Form. = 7.
Entwickelung der Sprache. Ursprüngliche Endungen. = 8 — 9.
Historische Sprachforschung: Verhältniß der Logik zur Sprache. = 10.
Betonung. = 11.
Bildung der Sprache als Laut= Wort= und Satzbildung. = 12.

II. Abschnitt. Organische Lautbildung.

Gleichstufige und gleichnamige Laute. . . . . = 13.
Vokale. Kehl= Zungen= und Lippenvokale. . . . = 14.
Kurze und lange Vokale. Umlaute. . . . . = 15.
Spiranten. = 16.
Verstärkung des Anlautes. Aspirirte Liquida; Augment und Reduplikation. . . . . = 17 — 18.
Starre Konsonanten. . . . . = 19.
Liquide Konsonanten. . . . . = 20.
Bekleidete Liquida im Auslaute. . . . . = 21.
Lautverhältnisse des Wortes. Anlaut und Auslaut. = 22.
Wohllaut. = 23.
Stamm und Endung. . . . . = 24.

III. Abschnitt. Organische Wortbildung.

1. Kapitel. Entwickelung der Begriffe.

Wurzelbegriffe. Thätigkeit und Sein. . . . . . . §. 25.
Wurzelverben. Intransitives und faktitives Verb. = 26.
Substantiv. Geschlecht. Person und Ding. . . = 27 — 28.
Konkretum und Abstraktum; Gemeinname; Eigenname; Stoffname; Sammelname; Artikel. . . = 29.
Adjektiv, prädikatives und attributives; Stamm und Sproßform; die Formen ig, isch, en, lich. = 30 — 31.

2. Kapitel. Ableitung.

Ableitung; ihr Verhältniß zur Flexion. . . . . . = 32.
Ablautung. Umendung. Wurzeln. . . . . = 33.
Gesetze der Ableitung. . . . . = 34.
Stämme. Endungen der Stämme . . . . = 35 — 36.
Sproßformen; Verhältniß derselben zu den Stämmen. = 37.
Afterformen. . . . . = 38.
Zusammensetzung. Zusammenfügung und Verschmelzung. . . . . = 39 — 40.
Zu Endungen gewordene Stämme. Vorsylben. . = 41.
Agglutination. Synthetische und analytische Sprachen. = 42.
Mundartische Abänderungen durch Lautübergänge. = 43.
Fremde Wörter. . . . . = 44.

IV. Abschnitt. Organische Satzbildung.

1. Kapitel. Satzbildung im Allgemeinen.

Bildung eines Satzverhältnisses durch Hauptbegriff und Beziehungsbegriff. Ellipse. . . . . = 45 — 46.
Beziehung; Flexion; Formwörter. . . . . = 47.
Verhältniß der Wortbildung zur Satzbildung. . . = 48.
Beziehung nach Zeit und Raum. Richtungen Woher und Wohin. . . . . = 49.
Pronom. Bedeutung und Ursprung desselben. . . = 50.
Flexion und Ableitung der Pronomen. . . . . . . = 51.
Zahlwörter. . . . . = 52.
Präpositionen und Konjunktionen. . . . . = 53.
Hülfsverben. . . . . = 54.
Die Verben: dürfen, können, mögen, müssen, sollen, wollen, lassen. . . . . . . = 55.

Das verbum abstractum, Verhältniß desselben zum Pronom. . . . . §. 56 — 57.

2. Kapitel. Verhältnisse des einfachen Satzes.

Die drei Satzverhältnisse. . . . . 58.
Prädikatives Satzverhältniß. . . . . 59 — 60.
Attributives Satzverhältniß. Genitiv; Apposition; attributives Adjektiv. . . . . 61 — 62.
Pronominalattributiv. . . . . 63.
Organische Bedeutung des Attributivs. . . . . . . 64.
Adjektivisches Attributiv. . . . . 65 — 66.
Objektives Satzverhältniß. . . . . 67.
Substantivisches und pronominales Objektiv. Thätigkeits- und Raumkasus; Richtungen Woher und Wohin; Kasus und Präposition. . . . . 68 — 69.
System der Kasus. . . . . 70 — 71.
Thätigkeitskasus. Akkusativ . . . . 72.
Genitiv. . . . . 73 — 76.
Raumkasus für Person und Ding, Woher und Wohin. 77 — 78.
Dativ. . . . . 79.
Ablativ und Instrumentalis. . . . . 80.
Faktitiv, Nunkupativ und Penetrativ. . . . . . . 81.
Lokativ. Kasus für Ort und Zeit. . . . . 82.
Substantiv mit der Präposition. . . . . 83.
Werth der Faktoren im objektiven Satzverhältnisse. 84.
Pronominalobjektiv. . . . . 85.
Pronominale Ortsadverbien. . . . . 86 — 87.
Den Pronominalien nachgebildete Ortsadverbien; Präpositionen. . . . . 88 — 89.
Eigenthümliche Kasus des Pronoms. . . . . 90.
Pronominaladverb in weiter Bedeutung. . . . . . 91.
Pronominaladverbien der Weise. . . . . 92.
Adverb überhaupt. . . . . 93.
Substantivale Adverbien des Orts und der Zeit . . 94 — 95.
Substantivale und adjektivale Adverbien der Weise. 96 — 97.
Werth der substantivalen Adverbien als Faktoren eines Satzverhältnisses. . . . . 98.
Idiom der Sprache. . . . . 99.

3. Kapitel. Verhältnisse des zusammengesetzten Satzes.

Haupt- und Nebensätze. Koordinirte Sätze. . . . 100.

Nebensätze vertreten die Partizipialien. . . . . . §. 101.
Begriff der Partizipialien . . . . = 102.
Partizip, Infinitiv und Supin. . . . . = 103.
Gerundium. . . . . = 104.
Infinitiv und Supin der deutschen Sprache. . . . = 105.
Konjunktionen der Nebensätze. . . . . = 106.
Adjektiv=, Substantiv= und Adverbialsätze. . . . = 107.

4. Kapitel. Topik und Flexion.

Bedeutung der Topik. . . . . = 108.
Topik der Satzverhältnisse. . . . . = 109.
Inversion. . . . . = 110.
Topik der Nebensätze. . . . . = 111.
Flexion. . . . . = 112.
Konjugation. Zeitformen. . . . . = 113.
Modi. . . . . = 114.
Konjunktiv und Optativ. . . . . = 115.
Alte und neue Konjugationsform. . . . . = 116.
Deklinationsformen. . . . . = 117.
Substantiv= und Pronominaldeklination. Geschlechts=flexion. = 118.
Zwiefache Deklinationsform des Adjektivs. . . . . = 119-120.
Zwiefache Deklinationsform des Substantivs. . . = 121.

Erster Abschnitt.

Der Organism der Sprache im Allgemeinen.

§. 1.

Man versteht unter Sprache, je nachdem man sie von verschiedenen Seiten auffaßt, entweder das Sprechen selbst als eine Verrichtung, oder die gesprochene Sprache als ein Erzeugniß und Gebilde der menschlichen Natur, in welchem die von der menschlichen Intelligenz gebildete Weltansicht ausgeprägt ist. Die Sprache in ersterer Bedeutung ist diejenige Verrichtung des Menschen, durch welche der Gedanke in die Erscheinung tritt, und der gegenseitige Austausch der Gedanken und die Gemeinschaft des geistigen Lebens in dem ganzen Geschlechte zu Stande kömmt. Man nennt diejenigen Verrichtungen organischer Wesen, welche nothwendig aus dem Leben derselben hervorgehen, und welche den Organism selbst wieder zum Zwecke haben, d. h. ohne welche derselbe in der ihm eigenen Art nicht seyn und bestehen kann, organische Verrichtungen: und die Sprache ist in diesem Sinne ebenfalls eine organische Verrichtung. Die Sprache geht nothwendig aus dem organischen Leben des Menschen hervor: denn der Mensch spricht,

weil er denkt; und mit der Verrichtung des Denkens ist zugleich die Verrichtung des Sprechens gegeben. Wie jede Naturthätigkeit in der Materie, und wie die Seele in einem Leibe ihre Begränzung und Gestaltung findet, so entwickelt sich auch der Gedanke, indem er in dem Worte gleichsam einen Leib annimmt, zu einem Gebilde, welches sich nun in seinen Umrissen und in seiner Gliederung als ein Gebilde von bestimmter Gestaltung, als ein individualisirter Gedanke, darstellt. Der Gedanke erlangt seine volle Ausbildung erst dadurch, daß er ein gesprochener wird. Denken und Sprechen entwickeln sich daher gleichen Schrittes bei dem einzelnen Menschen, und bei ganzen Geschlechtern. In demjenigen Lebensalter, in welchem die Entwickelung der Intelligenz am schnellsten fortschreitet, bemerken wir zugleich einen rastlosen Drang zum Sprechen; alles Denken der Kinder geht sogleich in ein Sprechen über: und das Sprachvermögen bezeichnet bei dem einzelnen Menschen und bei ganzen Völkern die Stufe ihrer intellektuellen Entwickelung. — Die Verrichtung des Sprechens hat den menschlichen Organism selbst zum Zwecke; das organische Leben des Menschen kann als solches in seiner Integrität nicht zu Stande kommen ohne diese Verrichtung; und »der Mensch ist« — wie W. von Humboldt sagt — »nur Mensch durch Sprache.« Denn das menschliche Leben fordert nicht bloß, wie das Leben der Thiere, ein instinktartiges Beisammensein, durch welches die Erhaltung der Gattung bedingt ist; es fordert als menschliches Leben zugleich eine gesellige Mittheilung der Gedanken, und eine gemeinsame Entwickelung des geistigen Lebens, durch welche auch das geistige Leben des Menschen zum Gattungsleben wird. Wie bei den Geschlechtern der Thiere die Individuen durch instinktartige Verrichtungen auf leibliche Weise, so werden beim Menschen die Individuen durch die Sprache auf geistige Weise zu Einer Gattung ver-

bunden. Diese Verrichtung ist dem Menschen ausschließlich eigen, weil nur in dem Menschen ein geistiges Leben sich zu einem gemeinsamen Leben der Gattung erweitert. Die Sprache ist auch nicht eigentlich eine Verrichtung des Individuums, sondern, wie die Sexualfunktion, eine Verrichtung der Gattung: sie ist durch eine Wechselwirkung der Individuen bedingt. Das organische Leben des Menschen, als eines geistig-sinnlichen Wesens, erreicht erst dadurch seine Vollendung, daß die Intelligenz des Individuums sich als Intelligenz der Gattung entwickelt: und der Gedanke wird dadurch, daß er ein gesprochener wird, aus der Sphäre des individuellen Lebens in die des Gattungslebens hinübergeleitet.

Da die Sprache eine Verrichtung der Gattung, und durch ein gegenseitiges Geben und Nehmen — gleichsam durch ein Zeugen und Empfangen — bedingt ist; so muß sich in den Individuen ein zwiefacher Apparat von Organen finden: Einer zum Geben — Sprechorgane — und Einer zum Empfangen — Hörorgane. Wo einer dieser Apparate mangelt, ist die Sprache unmöglich: und beide in ihrer organischen Verbindung machen eigentlich die Sprachorgane aus. Durch das organische Verhältniß, in welchem diese Organe als zeugende und empfangende zu einander stehen, und einander bedingen, ist zugleich diejenige Beziehung gegeben, vermöge welcher nur solche Laute einen angenehmen Eindruck auf das Gehör machen, welche von den Sprechorganen mit Leichtigkeit hervorgebracht werden. Auf diese Weise empfangen die Sprechorgane von dem Gehöre eine Norm, nach der die Sprachlaute mit Wohllaut und Wohlklang gebildet werden. Der Taubstumme lernt künstlich Wörter hervorbringen; aber es fehlt ihnen an Wohllaut und Wohlklang; und dieß unterscheidet sie auf eine höchst widrige Weise von den natürlich hervorgebrachten Sprachlauten. —

§. 2.

Die Entwickelung der Sprache bei dem einzelnen Menschen lehrt uns einigermaßen, wie sie bei dem ganzen Geschlechte mag begonnen haben. Die ersten Anfänge der Sprache fallen bei dem Kinde genau mit den ersten Erscheinungen des Vorstellens und Denkens zusammen: von beiden Verrichtungen treten schon gegen den vierten Lebensmonat deutliche Spuren hervor. Es ist in dieser Hinsicht bemerkenswerth, daß Gehör- und Sprechorgane so früh ihre volle Ausbildung erhalten. Die ersten Fortschritte im Sprechen sind zum Erstaunen schnell. Das Kind spricht nicht, um dadurch einem äußern Bedürfnisse abzuhelfen, sondern weil es am Sprechen, wie an allen Uebungen organischer Kräfte seine Lust hat: das Denken wird bei ihm sogleich ein Sprechen; daher ist das Sprechen beim Kinde meistens ein Maßstab seiner intellektuellen Entwickelung. So sehr auch die Erwachsenen durch Vor- und Nachsprechen, durch Verbessern und Meistern in die natürliche Entwickelung der Sprache eingreifen; so bemerkt man doch leicht bei dem Kinde einen eigenthümlichen Gang der Entwickelung, der von diesen Eingriffen unabhängig ist, und demselben oft beharrlich widerstrebt. Alle Wörter sind bei dem Kinde zuerst einsylbig; der ganze Satz besteht aus Einem Worte, und zwar aus demjenigen, welches den Hauptbegriff des Satzes hat; auch späterhin drückt das Kind noch lange Zeit durch Hauptsätze aus, was Erwachsene durch Nebensätze auszudrücken pflegen. Die Nachahmung hat auf die Sprache des Kindes weit weniger Einfluß, als man gewöhnlich glaubt. Das Kind spricht nichts unbedingt nach; sondern nimmt ein ihm vorgesprochenes Wort erst alsdann auf, wenn es für dasselbe schon selbstkräftig einen Begriff gebildet, und so das Wort zu seinem Eigenthum gemacht hat. Oft unterlegt es dem Worte eine von der gewöhnlich angenommenen ganz verschiedene Bedeutung,

und braucht es lange Zeit in dieser Bedeutung, bis es den Irrthum gewahr wird. Auch bildet es oft nach Analogie für seine Begriffe Wörter, die es nie gehört hat. Das Kind assimilirt das ihm vorgesprochene Wort seinen Begriffen, wie es Speise und Trank seinen Säften assimilirt.

Da wir beim Denken nicht immer sprechen, so könnte man glauben, das Denken sei an sich unabhängig vom Sprechen. Aber jeder Gedanke ist, als er zuerst gedacht wurde, auch gesprochen worden; und wenn er auch nicht wirklich gesprochen wird; so liegt er doch immer in Worten gestaltet in dem Geiste: denn das Wort — gesprochen oder nur vorgestellt — ist ja die natürliche Gestalt des Gedankens, und ohne Wort ist der Gedanke gestaltlos, und eigentlich kein Gedanke. Keine organische Verrichtung steht indeß so sehr unter dem Einflusse der Willkühr, als die des Sprechens. Der Wille wirkt hier jedoch wie bei dem Athemholen und bei manchen andern Funktionen mehr beschränkend als anregend; der Mensch spricht, weil er denkt, aber er schweigt, weil er will: er lernt eigentlich nicht sprechen, aber er lernt schweigen. Je größer in dem Menschen die Selbstbestimmung durch Vernunft ist, desto weniger tritt das Denken im Sprechen hervor: wenn hingegen diese Selbstbestimmung noch mangelt, wie bei den Kindern, oder wieder aufgehoben ist, wie im Zustande des Wahnsinns oder der Leidenschaft; so geht das Denken meistens sogleich ins Sprechen über. — Wir ersehen hieraus zugleich, daß die Vorstellungsweise derjenigen keinen Sinn hat, welche die Sprache ursprünglich von einer bewußten Reflexion ausgehen ließen, und sie als eine bloß dem äusserlichen Bedürfnisse dienstbare, künstliche Erfindung betrachteten. Wir verweilen nicht länger bei einer Vorstellungsweise, welche die Meisten bereits aufgegeben haben, und deren Unzulänglichkeit besonders W. von Humboldt auf eine über-

zeugende Weise dargethan hat *). Wenn man aus dem Nichthervortreten der Sprache in einem von aller geselligen Mittheilung abgesonderten Zustande des einzelnen Menschen schließt, die Sprache könne nur durch Nachahmung erlernt werden; so ist dagegen zu erinnern, daß ein solcher Zustand nicht der natürliche Zustand des Menschen ist, und daß die Sprache als eine Gattungsfunktion sich eben so wenig als andere Gattungsfunktionen an dem abgesonderten Individuum entwickeln kann.

§. 3.

Die organische Verrichtung des Sprechens tritt in die Erscheinung in der lebendigen Rede, wir müssen daher das Wort und die Rede, wie jede andere Lebenserscheinung, als ein in jedem Augenblicke Werdendes ansehen. Das Wort ist in diesem Sinne der individuelle Ausdruck eines individuellen Gedankens: und überall, wo die Intelligenz auf eine erhöhte Stufe tritt, und neue Gedanken bildet, tritt auch jetzt noch das Wort gewissermaßen als ein neugebornes, von dem schon vorhandenen in Form und Bedeutung unterschiedenes hervor. Weil aber die Sprache eine Verrichtung der Gattung ist, so muß das Wort Ausdruck des Gedankens nicht allein für das sprechende, oder nur für das sprechende und angesprochene Individuum, sondern für das ganze Geschlecht, und sogar für die nachkommenden Geschlechter werden. Das Werdende muß als ein Gewordenes festgehalten, und die flüchtige Erscheinung der organischen Verrichtung zu einem bleibenden Produkte derselben werden. Fassen wir nun die Sprache nicht mehr als die Verrichtung des Sprechens, son-

---

*) W. v. Humboldt über das vergleichende Sprachstudium in den Abhandl. der Berliner Akad. der Wissensch. aus den Jahren 1820 — 1821.

dern als ein Gewordenes, als bleibendes Produkt der Verrichtung auf; so wird uns der Begriff der gesprochenen Sprache. Dadurch, daß das einmal gesprochene Wort bleibend denselben Gedanken für die mitlebenden und nachkommenden Geschlechter ausdrückt, wird die gesprochene Sprache das allgemeine Medium der Gedankenmittheilung unter den Individuen: sie gehört wie die Verrichtung des Sprechens nicht dem Individuum, sondern der Gattung an. Eine mittelbare Gedankenmittheilung unter den Individuen ist nur dadurch möglich, daß der Gedanke auf sinnliche Weise ausgedrückt werde: zugleich muß der sinnliche Ausdruck, damit er wirklich ein Ausdruck des Gedankens sei, eine solche Beweglichkeit und Bildsamkeit haben, daß er alle Modifikationen des Gedankens leicht nachbilden könne. Darum ist die Sprache aus einem Stoffe gebildet, der zwar durch leibliche Organe bedingt ist, aber selbst eigentlich sich nicht mehr als Stoff im Raume, sondern bloß als Bewegung in der Zeit darstellt, nämlich aus Lauten. Die gesprochene Sprache ist der Ausdruck des Gedankens in Lauten; sie ist der Gedanke selbst ausgeprägt in Lauten Weil die gesprochene Sprache nichts anderes, als die in der Erscheinung aufgefaßte Funktion des Sprechens, und diese wieder nichts anderes, als die in die Erscheinung tretende Funktion des Denkens ist; so ist die Beziehung der Sprache und ihrer Laute zu den durch sie ausgeprägten Gedanken eine innere und nothwendige, und nicht eine äußere und willkührliche, wie etwa die Beziehung des Zeichens zu dem Bezeichneten. Die Lautsprache unterscheidet sich hiedurch von der Zeichensprache, welche nur übereinkömmliche Zeichen für Begriffe, und von der Schriftsprache, welche nur ebenfalls übereinkömmliche Zeichen für Laute hat.

Da die gesprochene Sprache von selbst und nothwendig aus dem Leben des Menschen, als eines geistig-leiblichen We-

sens, hervorgeht; so kann sie eigentlich eben so wenig gelehrt als gelernt werden. Die Sprachlehre lehrt nicht eigentlich, wie man sprechen soll, sondern nur, wie man spricht. Wie die Naturlehre nachweiset, durch welche Vorgänge im Allgemeinen und Besondern das Leben irgend eines Organism zu Stande kömmt, und in welchen Verhältnissen es sich darstellt; so zeigt auch die Sprachlehre entweder als allgemeine Sprachlehre, durch welche Vorgänge und in welchen Verhältnissen die von der Natur des Menschen geforderte Mittheilung der Gedanken im Allgemeinen zu Stande kömmt, oder als besondere Sprachlehre, wie sich diese Vorgänge und Verhältnisse, bedingt durch die Eigenthümlichkeiten eines besondern Volkes, darstellen. Die Sprachlehre ist nur eine Physiologie der Sprache; sie kann nur in so fern lehren, wie man sprechen soll, als sie in uns die innern Bildungsgesetze der Sprache zum Bewußtsein bringt, und uns dadurch in Stand setzt, zu beurtheilen, ob die Sprechweise im Einzelnen diesen Gesetzen gemäß sei, oder nicht.

§. 4.

Die gesprochene Sprache stellt sich in eigenthümlichen Verhältnissen von Begriffen und Lauten dar; und diese stehen untereinander in solchen eigenthümlichen Beziehungen, daß es in der Sprache, wie W. v. Humboldt *) sagt, nichts Einzelnes gibt, und daß jedes ihrer Elemente sich nur als Theil eines Ganzen ankündiget: wir müssen sie daher als ein gewissermaßen in sich geschlossenes Ganze ansehen. Da aber die gesprochene Sprache eigentlich nur die in der Erscheinung festgehaltene Verrichtung des Sprechens ist, und da diese Verrichtung eben so wie die Verrichtung des Denkens auf organische Weise zu Stande kömmt: so muß die Entwickelung

*) a. a. O.

der gesprochenen Sprache ebenfalls als eine organische Entwickelung, und alle Verhältnisse derselben müssen als organische Verhältnisse angesehen werden. Die Sprache ist ein organisches Ganze, das heißt, ein durch ein inneres, lebendiges Band zu einer Einheit verbundenes Mannigfaltige. W. von Humboldt sagt: *) »Unmittelbarer Aushauch eines organischen Wesens in dessen sinnlicher und geistiger Geltung, theilt sie darin die Natur alles Organischen, daß Jedes in ihr durch das Andere, und Alles nur durch die Eine das Ganze durchdringende Kraft besteht.« Zwar ist die Sprache nicht an und für sich ein selbstständiger Organism; als Erzeugniß des menschlichen Organism hat sie nur innerhalb der Sphäre dieses Organism ein Dasein. Aber wie jede besondere Funktion eines organischen Ganzen sich in einem besondern Organe, z. B. die Funktion des Sehens in dem Auge verkörpert, und wie dieses Organ für sich gewissermaßen einen geschlossenen Organism ausmacht; so ist auch die Funktion des Sprechens in der gesprochenen Sprache etwas Bleibendes — gleichsam ein besonderes Organ des menschlichen Gattungsorganism — geworden, welches sich auch für sich als ein in allen seinen Theilen und Verhältnissen organisch gegliedertes Ganze darstellt, und dem selbstständigen Organism, dem es als ergänzendes Glied angehört — wie z. B. das Auge dem ganzen menschlichen Organism — nachgebildet ist. Die gesprochene Sprache hat nämlich, wie der Organism des menschlichen Lebens, dem sie angehört, zwei Seiten: eine innere, welche der Intelligenz, und eine äußere, welche der Erscheinung zugewendet ist. Von jener Seite angesehen, ist die Sprache Gedanke, von dieser Seite angesehen, ist sie eine Vielheit mannigfaltiger Laute: wir nennen jene die logische, und diese die phonetische Seite — die Laut-

*) a. a. O.

seite — der Sprache. In dem wirklichen Leben der Sprache sind jedoch diese zwei Seiten nur Eins; wie der Mensch eine Einheit von Geist und Leib, so ist das Wort die Einheit von Begriff und Laut.

§. 5.

Betrachtet man die zwei Seiten der Sprache — die logische und die phonetische — jede für sich; so wird man eine zwiefache Entwickelung gewahr: die Sprache gestaltet sich nämlich nach der logischen Seite in Begriffsverhältnissen, und nach der phonetischen Seite in Lautverhältnissen. Der Typus der Entwickelung ist auf der logischen Seite durch die organischen Gesetze des Denkens, und auf der phonetischen Seite durch die organischen Gesetze der Lautbildung gegeben: und daher muß auch sowohl die logische als die phonetische Seite der Sprache, jede für sich genommen, eine organische Gestaltung haben.

Das Wesen eines organischen Dinges in der naturwissenschaftlichen Bedeutung, in welcher es hier genommen wird, besteht aber darin, daß es nicht nur

1) Produkt eines Organischen als eines solchen ist, d. h. daß es von demselben nicht willkührlich, sondern nach einer innern Nothwendigkeit hervorgebracht — erzeugt — ist; und daß es sein bildendes und erhaltendes Prinzip im Organism hat, sondern auch:

2) daß in demselben sowohl Einzelnes als Besonderes auf eine eigenthümliche (organische) Weise innerlich untereinander und mit dem Ganzen verbunden ist.

§. 6.

Als Produkt eines Organischen, welches nicht mit Willkühr und Bewußtsein, sondern nach einer innern Nothwendigkeit hervorgebracht ist, unterscheidet sich die Sprache von

jedem Werke menschlicher Erfindung und Kunst. Das Kunstwerk geht nicht mit innerer Nothwendigkeit aus dem Leben selbst hervor, sondern aus einer bewußten durch ein äußeres Bedürfniß angeregten Reflexion. Es hat das Gesetz seiner Entwicklung und Gestaltung nicht in sich selbst, sondern empfängt es von der Intelligenz des Erfinders; und seine Einrichtung ist wandelbar, wie das Bedürfniß und die Erkenntniß des Künstlers. Das bildende und erhaltende Prinzip der Sprache ist ein inneres, nämlich einerseits die menschliche Intelligenz, und bei jeder besondern Sprache die Intelligenz des Volkes, andererseits das durch die Sprachorgane gegebene Lautverhältniß. Die Sprache widerstrebt daher überall den Eingriffen einer bewußten Intelligenz, und wenn es der Intelligenz der Einzelnen auch zuweilen gelingt, der Sprache etwas zu geben, was sie nicht aus sich selbst hervorgebracht hat; so wird es meistens bald wieder als ein fremdartiger Stoff ausgestoßen. Es kann hier jedoch nur von der natürlichen Sprache, wie sie im Volke lebt, die Rede sein. Die Kultur hat auf die Sprache, wie auf manche andere organische Verrichtungen eingewirkt; allein sie konnte der Sprache nichts geben, was nicht schon in ihr vorhanden war. In wiefern man unter Kultur die naturgemäß fortschreitende Entwickelung der Intelligenz versteht, fällt sie mit dem innern Prinzip der Sprache zusammen, und verhält sich zur Sprache nicht als ein Aeußeres: wenn man daher die Kultur in diesem Sinne der Sprache gegenüberstellt, und sie als ein Aeusseres nach bewußten Begriffen in die Entwickelung der Sprache eingreifen läßt; wenn man glaubt, die Kultur habe den ursprünglich durch Nachahmung von Naturlauten gewonnenen, aber noch formlosen Stoff verständig gestaltet und vervielfältigt, um einem fühlbar gewordenen Bedürfnisse abzuhelfen; so verkennt man die organische Einheit der Intelligenz und der Sprache, und eine solche Vorstellungsweise hat

keinen Sinn. In wie fern die Kultur aber über die naturgemäße Entwickelung der Intelligenz hinausschreitet, und in Beziehung auf die Sprache als ein Aeußeres anzusehen ist, wirkt sie auf die Sprache, wie alles Aeußere auf Organisches, nur anregend, indem sie der Sprache neue Begriffe darbietet, für welche sie aus sich selbst den Ausdruck zu entwickeln hat. Alles was in Wort und Form sich nicht organisch von Innen entwickelt, sondern von einer bewußten Intelligenz erfunden wird, wie die zum Behufe der Künste und Wissenschaften erfundenen Ausdrücke, und die Formen der konventionellen Höflichkeit, geht entweder nie oder doch gleichsam wider ihren Willen in die Sprache des Volkes über; und das beharrliche Widerstreben gegen solche aufgedrungene Formen offenbaret sich darin, daß das Volk sie nie verstehen und richtig gebrauchen lernt. Wie sehr die bewußte Intelligenz gegen den bildenden Sprachgeist zurücksteht, sieht man, wenn man die Ausdrücke der Künste, der Wissenschaften und überhaupt des künstlich gebildeten Lebens mit den Ausdrücken des Ackerbaues, der Jagd und des natürlichen Lebens vergleicht. Bei jenen ist häufig die Form schwerfällig, und die Bedeutung dunkel und unbestimmt; indeß bei diesen meistens die Form leicht und einfach, und die Bedeutung klar und bestimmt ist. Was die Sprache auf organische Weise aus sich selbst entwickelt, ist Ausdruck der Volksintelligenz, und hat daher seine Bedeutung in sich selbst: was die Intelligenz mit Bewußtsein erfindet, hat, wie eine Geldmünze, eine konventionelle Bedeutung. Wenn eine bewußte Intelligenz einmal hätte in die Bildung der Sprache und ihrer Formen in ihrem ganzen Umfange eingreifen können, oder wenn es ihr jemals gelingen sollte, sich die ganze Sprache zu unterwerfen: so würden wir statt der Sprache eine Vielheit von Zeichen ohne innere Bedeutung, ohne organische Verbindung und Einheit haben; die Sprache

würde aufhören, ein organisches Gebilde — eine Sprache — zu sein.

§. 7.

Die organische Verbindung aller Theile der Sprache untereinander kömmt durch diejenige Wechselbeziehung zu Stande, welche sich, wie alle organische Wechselbeziehung, auf ein organisches Differenzverhältniß gründet. Organisch different nennt man nämlich in der Naturwissenschaft solche Thätigkeiten und Stoffe (als Träger von Thätigkeiten), welche, wie z. B. Inneres und Aeußeres, einander entgegengesetzt sind, und gerade durch den Gegensatz einander bedingen, und mit einander ein Wechselverhältniß eingehen, vermöge dessen a nur dadurch a ist, daß es einem b entgegengesetzt ist, und umgekehrt. Diese organischen Differenzverhältnisse treten in der Natur je nach den verschiedenen Arten der organischen Dinge unter verschiedenen Gestalten hervor, z. B. in dem Organism der Erde als Differenzen der positiven und negativen Elektrizität, der Nord- und Südpolarität u. s. f.; in den Thierorganismen als Gegensatz von Kontraktion und Expansion, von Muskel und Nerv u. s. f. Da wir in der Sprache ein organisches Naturprodukt erkannt haben; so dürfen wir schon zum Voraus erwarten, daß alle Verhältnisse der Sprache sich ebenfalls als solche organische Differenzverhältnisse darstellen werden, welche aber nach der eigenthümlichen Natur der Sprache unter eigenthümlichen Gestalten hervortreten müssen. Alle organische Differenzen der ganzen Natur sind nur verschiedene Gestaltungen Eines allgemeinen Gegensatzes, nämlich des Gegensatzes von Thätigkeit (Geist) und Sein (Materie). Dieser Gegensatz hat sich in der Sprache als Differenz von Begriff und Laut gestaltet: und der oben (§. 4.) angedeutete Gegensatz der logischen und phonetischen Seite ist die oberste Differenz, aus welcher alle Differenzverhältnisse der

Sprache sich auf organische Weise entwickeln. Da nun in der Sprache jeder einzelne Theil Faktor irgend eines organischen Differenzverhältnisses ist: so sind alle Theile der Sprache mit der obersten Differenz von Begriff und Laut, und vermittelst dieser untereinander und mit dem Ganzen zu einer organischen Einheit verbunden.

Betrachten wir nun die logische und die phonetische Seite der Sprache jede besonders: so müssen sich die organischen Verhältnisse derselben auf der logischen Seite als organische Begriffsdifferenzen, und auf der phonetischen Seite als organische Lautdifferenzen darstellen. Da die phonetische Seite der Sprache der sinnlichen Wahrnehmung offen liegt; so werden die organischen Differenzen dieser Seite leicht erkannt. Alle phonetische Verhältnisse gründen sich nämlich nach der Einen Richtung auf die Differenz der Starrheit und Liquidität, welche sich in den Gegensätzen von Konsonant und Vokal, von Muta und Liquida darstellt; nach der andern Richtung auf die Differenz des nach Innen liegenden Organs — der Kehle — und des nach Außen liegenden Organs — der Lippe —. Wie der Spirant zwischen Konsonant und Vokal, so liegt die Zunge zwischen Kehle und Lippe in der indifferenten Mitte; sie verhält sich jedoch zur Kehle wie Aeußeres zu Innerm, und zur Lippe, wie Inneres zu Aeußerm. Obgleich die Begriffsdifferenzen sich nicht eben so, wie die Lautdifferenzen der sinnlichen Betrachtung darlegen; so stellen sie sich doch ebenfalls auf eine unverkennbare Weise als vollkommen organische Gegensätze dar. Wir müssen hier eben so wie auf der phonetischen Seite eine zwiefache Gestaltung des Gegensatzes unterscheiden. Betrachtet man nämlich einerseits den ganzen Wortvorrath der Sprache als den Gesammtausdruck der Begriffe, in welchen die von der Intelligenz gebildete Weltansicht niedergelegt ist; so erhalten alle Begriffe Gestalt und Bedeutung durch den

Gegensatz von Thätigkeit und Sein, welcher sich in den besonderen Differenzen von Verb und Substantiv, Personen- und Dingnamen, männlichem und weiblichem Geschlechte u. s. f. individualisirt. Derselbe Gegensatz von Thätigkeit und Sein stellt sich auch als Gegensatz der Beziehung in der lebendigen Rede dar. Denn alle Verhältnisse des Satzes, wie das des Prädikats zum Subjekte, des Attributivs zu seinem Substantiv, des Regirten zum Verb, sind nichts Anderes, als Beziehungen der Thätigkeit auf ein Sein, oder des Seins auf eine Thätigkeit. Betrachtet man andererseits die einzelnen Begriffe für sich, wie sie in der Sprache durch Wörter ausgeprägt werden; so stellen sich diese überall in einem organischen Differenzverhältnisse von Begriff und Beziehung dar, welche sich zu einander als Stoff und Form verhalten. Die Sprache unterscheidet nämlich einerseits den an und für sich noch gestaltlosen Begriff einer Thätigkeit oder eines Seins, als den eigentlichen Inhalt und als den Stoff des individualisirten Begriffes, und andererseits die besondere Beziehung, durch welche der für sich formlose Begriff gestaltet (individualisirt), und das Wort ein lebendiges Organ der Sprache wird. Stoff und Form, welche sonst nur als die differenten Seiten eines in sich identischen Dinges durch die Abstraktion erkannt werden, sind in der Sprache gewissermaßen auch für die sinnliche Anschauung auseinandergelegt; indem im Allgemeinen der Begriff als für sich formloser Stoff durch den nackten Stamm, und die Beziehung, welche für sich nicht Begriff sondern Form des Begriffes ist, durch die Endung ausgeprägt ist. Erst dann, wenn Stoff und Form (Begriff und Beziehung, Stamm und Endung) zu einer organischen Einheit verbunden sind, ist der Begriff ein individualisirter Begriff, und das Wort ein lebendiges Organ der Sprache. Der Begriff, den z. B. das nackte Wurzelwort Zieh ausdrückt, ist der Inhalt und Stoff al-

ler Begriffe, welche durch die von dieser Wurzel gebildeten Formen ausgedrückt werden; aber in der Wurzel Zieh liegt der Begriff noch bloß als Stoff ohne Umgränzung und Gestalt, und daher kömmt auch kein Wurzelwort als nacktes Wurzelwort im Leben der Sprache vor. Erst die durch die Endung ausgedrückte Beziehung gibt dem Begriffe Form und Individualität z. B. in zieh-est, zieh-et, Züg-el, Zieh-er u. s. w. Indem nun auf der einen Seite die Begriffsdifferenzen, und auf der andern Seite die Lautdifferenzen durch eine organische Entwickelung sich immer mehr individualisiren; und die differenten Begriffsverhältnisse zugleich durch entsprechende differente Lautverhältnisse ausgedrückt werden: gestaltet sich die Sprache in ihrem ganzen Umfange und in allen ihren Verhältnissen zu einem organisch gegliederten und in einer organischen Einheit verbundenen Ganzen.

§. 8.

Da es in der Sprache nichts Einzelnes für sich gibt, sondern alles Einzelne nur ein Faktor eines auf organische Weise innerlich verbundenen Verhältnisses ist: so geschieht alle Bildung in der Sprache, wie in allen andern organischen Dingen, nicht durch Zusammensetzung von Außen, sondern durch Entwickelung von Innen. Die so eben angedeuteten Differenzverhältnisse können nicht zusammengesetzt werden, wie die Theile eines Kunstwerkes: sie können sich nur aus einer höhern Einheit entwickeln, wie die Differenzen der organischen Naturkörper aus dem Eie, oder aus dem Samenkorn. Wurzel und Stamm liegen schon in dem Samenkorne in noch ungeschiedener Einheit. Auch der Gegensatz von Wurzel und Stamm liegt gewissermaßen schon im Samenkorne: denn die Wurzel kann aus demselben nicht hervorgehen, ohne daß zugleich der Stamm hervortrete. Jedoch ist dieser Gegensatz in dem Samenkorne noch nicht ent-

wickelt; er entwickelt sich, d. h. er gestaltet sich auch äußerlich zu einem Gegensatze, indem die in der Einheit des Samenkorns noch ungeschieden liegenden Elemente sich nach entgegengesetzter Richtung in Wurzel und Stamm individualisiren. Eben so ist auch in der Sprache jede Begriffsdifferenz und jede Lautdifferenz eine individualisirte Gestaltung des in einer höhern Einheit noch unentwickelt liegenden Gegensatzes. Wenn man sich daher vorstellt, der Gedanke werde aus den Begriffen eines Subjekts und Prädikats, diese wieder aus den Begriffen und ihren Beziehungen; und andererseits der Satz werde aus Wörtern, diese aus Stamm und Endung, und letztere wieder aus Lauten zusammengesetzt: so verkennt man gänzlich die organische Natur der Sprache. Der erste Akt der Intelligenz war ein ganzer Gedanke, und das erste Wort ein ganzer Satz, wie auch jetzt das erste Wort des Kindes ein ganzer Satz ist. Auch derjenige Bildungsvorgang, den man gewöhnlich Zusammensetzung nennt, ist nicht eine Zusammensetzung in der eigentlichen Bedeutung des Wortes. Wir werden weiter unten sehen, daß jede Zusammensetzung der Ausdruck einer auf organische Weise entwickelten Begriffsdifferenz ist, und daß das Wesen derselben nicht sowohl darin besteht, daß zwei Begriffe und Wörter äußerlich mit einander zusammengesetzt, als darin, daß sie innerlich zu einer organischen Einheit verbunden sind.

§. 9.

Die Frage, ob die Endungen der Wörter, welche die Beziehungen der Begriffe ausdrücken, als ursprüngliche Ausdrücke der Beziehungen, und darum als ursprünglich eigenthümliche, von den Wörtern, welche die Begriffe selbst ausdrücken, unterschiedene Gebilde anzusehen; oder ob sie ursprünglich ebenfalls Wörter sind, die auch Begriffe ausdrückten, demnächst aber zu Ausdrücken bloßer Beziehungen herab-

gesetzt, und als solche mit andern Wörtern durch Agglutination zusammengesetzt wurden: diese Frage kann erst alsdann auf eine befriedigende Weise erörtert werden, wenn wir die Natur der Begriffs- und Lautdifferenzen in der Sprache näher betrachtet haben. Es kann jedoch füglich schon hier im Allgemeinen angedeutet werden, wie sich diese Frage zu der eben bezeichneten Idee einer organischen Entwickelung verhalte. Man hat vorzüglich deßhalb angenommen, die Endungen seien durch Agglutination ursprünglich bedeutsamer Wörter entstanden, weil es wirklich Endungen gibt, welche, wie z. B. thum, schaft, haft, ursprünglich Wörter für sich sind: man hat eine Bestätigung dieser Annahme besonders in der chinesischen Sprache zu finden geglaubt, welche durchaus einsylbig, also ohne alle Endungen sein soll, und von welcher man deßhalb annahm, sie sei in dem Zustande der Einsylbigkeit, den man als den ältesten Zustand aller Sprache ansah, stehen geblieben. Wir werden aber weiter unten sehen, daß wirklich agglutinirte Gebilde wie thum, schaft, haft, von eigentlichen Flexions- und Ableitungsendungen, eben so wie die Zusammensetzung von der Flexion und von der Ableitung im engern Sinne, so sehr in Form und Bedeutung unterschieden sind, daß man von der Natur solcher agglutinirten Gebilde nicht auf die Natur aller Endungen schließen kann. Was die chinesische Sprache betrifft, so ist der Bau dieser Sprache, wie das ganze Volk und seine Geschichte sehr räthselhaft. Ob diese Sprache durchaus einsylbig, und ohne alle Endungen ist, läßt sich durch die Schrift derselben, welche nicht Lautschrift sondern Bilderschrift ist, durchaus nicht ausmitteln. Abel Remusat *) sagt bloß: ce sont des mots très courts, ou même des monosyllabes; und wir können Wörter, welche

---

*) Elemens de la grammaire chinoise, Paris 1822. p. 24.

wie chouang, hiang, hiouan, hioueï, hioung lauten, nicht wohl für einsylbig halten. Auch spricht der Umstand, daß in dieser Sprache das Wort immer mit einem Konsonanten — meistens einem Spiranten oder einer Muta — anfängt, und mit einem Vokale oder einer Liquida endet, sehr bestimmt für eine organische Entwickelung des Wortes in einem phonetischen Gegensatze von Anlaut und Auslaut, und von Stamm und Endung. Aber angenommen, daß diese Sprache durchaus ohne alle Endungen sei; so begreift man nicht, warum dieser Zustand der Sprache müsse als der ursprüngliche angesehen werden. Die Geschichte eines jeden Volkes spiegelt sich mehr oder weniger in seiner Sprache: wie sollte es nun geschehen, daß gerade bei diesem Volke, bei dem das Leben und alle Verhältnisse des Lebens mehr, als bei allen andern Völkern, sich in künstliche Formen gestaltet haben, und in denselben vielleicht schon seit Jahrtausenden starr geworden sind, nur die Sprache unverändert die Gestalt des rohen Naturzustandes behalten habe? Es scheint natürlicher, anzunehmen, daß der gegenwärtige Zustand der Sprache, wie der des ganzen Lebens, bei diesem Volke das Werk der Kultur, als der älteste Naturzustand sei. In allen Sprachen, deren Geschichte uns zugänglich ist, bemerkt man eine allmählige Abnahme der Flexion, und einen Uebergang von der Flexion zu zusammengesetzten Formen: aber in allen bekannten Sprachen findet sich kein Beispiel, daß eine nicht flektirende Sprache später flektirend geworden wäre. *) Offenbar ist das Schwinden der Flexion in der chinesischen Sprache, und die ganze Gestalt dieser mit keiner andern zu vergleichenden Sprache großentheils daher zu erklären, daß das Volk, obgleich es früher als andere Völker zu einer ge-

---

*) A. W. de Schlegel Observations sur la langue et Litterature provençales p. 16.

wissen Kultur gelangte, sich doch nie eine Buchstabenschrift aneignete, welche die besondern Laute bestimmt unterscheidet, und sie in der Aussprache befestiget. *)

Hat man einmal in der Sprache eine organische Natur, und in ihrer Bildung eine organische Entwickelung anerkannt, so muß man nothwendig auch die Endungen als Gebilde ansehen, welche ursprünglich die Beziehungen der Begriffe und nur diese ausdrücken. Wie es in der ganzen organischen Natur keinen Stoff ohne Form gibt, so gibt es in der Sprache keinen Begriff ohne Beziehung und kein Wort ohne den Ausdruck der Beziehung. Mit der Beziehung ist ja dem Begriffe, und mit dem Ausdrucke der Beziehung dem Worte seine organische Form gegeben. Das organische Verhältniß zwischen Begriff und Beziehung (Stoff und Form) besteht nur darin, daß sie einander gerade durch den Gegensatz bedingen (§. 7.) Wie die Form nur dadurch Form ist, daß sie nicht selbst Stoff ist; so ist die Beziehung nur dadurch Beziehung, daß sie nicht selbst Begriff ist; und umgekehrt. Daher kann auch das Wort als Ausdruck des Begriffes nicht Ausdruck der Beziehung, und der Ausdruck der Beziehung nicht Ausdruck eines Begriffes sein. Wir werden weiter unten sehen, daß es in der Sprache zwei Arten von Gebilden gibt: einerseits eigentliche Wörter als Ausdrücke von Begriffen, und andrerseits Endungen und Pronomen als Ausdrücke der Beziehungen; daß die Einen mit den Andern nicht nur in ihrer Bedeutung, sondern auch in ihrer phonetischen Form einen bestimmten Gegensatz bilden; und daß sie nichts mit einander gemein haben, auch nicht von einander abgeleitet werden, sondern beide in der Sprache, wie Stoff und Form in jedem organischen Dinge, müssen als gleich ursprüng-

*) Vergl. W. v. Humboldt über die Buchstabenschrift u. ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau.

lich, und als Eins durch das Andere gegeben, anerkannt werden. Zwar werden Begriffswörter auch wohl zu Endungen; aber dieses ist nur dadurch möglich, daß sie aufhören, Begriffswörter zu sein; es geschieht nur auf eine Weise, die gewissermaßen künstlich, und darum in der Sprache gewiß nicht die älteste und ursprüngliche Weise ist.

§. 10.

Da die Sprache und die ganze Entwickelung und Gestaltung derselben organischer Natur ist; so ist eine wahrhafte Erkenntniß der Sprache nichts Anderes, als die Erkenntniß ihrer organischen Verhältnisse. Jede Vorstellungsweise, welche die Verhältnisse der Sprache in einem andern Sinne auffasset, und ihnen eine andere als eine organische Bedeutung unterlegt, kann wohl dem Gedächtnisse des Schülers zum leichtern Behalten der Sprachformen behülflich sein; aber, weil sie nicht das eigentliche Wesen der Sprache erfasset, kann sie nicht zu einer wahrhaften Erkenntniß derselben führen. Die Idee eines die ganze Sprache umfassenden, und sie in allen ihren Theilen durchdringenden Organism muß die leitende Idee aller Sprachforschung sein; und es ist besonders die Aufgabe der historischen Sprachforschung, die mannigfaltigen Verhältnisse aufzufinden, in denen sich dieser Organism in den verschiedenen Zeitaltern, Sprachen und Mundarten gestaltet. Die historische Sprachforschung verhält sich zur eigentlichen Sprachlehre, wie die Naturgeschichte zur eigentlichen Naturlehre: sie muß daher, wie die Naturgeschichte, vergleichend sein. Wie aus der vergleichenden Zoologie die organischen Verhältnisse der Thierkörper, so gehen aus der vergleichenden Zusammenstellung der Sprachen und Mundarten verschiedener Zeiten und Völker die organischen Verhältnisse der Sprache hervor: und die Resultate der histori-

schen Forschungen haben für die Sprachlehre nur dadurch Bedeutung und Werth, daß sich in ihnen die organischen Verhältnisse der Sprache offenbaren. Die vergleichende Sprachforschung war bisher meistens nur auf den Sprachstoff gerichtet; sie strebte vorzüglich durch Zusammenstellung der in verschiedenen Sprachen vorkommenden Wörter und Wortformen die Verwandtschaft der Sprachen in ein helleres Licht zu setzen; und es ist ihr auf diesem Wege wirklich gelungen, das Dunkel der ältesten Völkergeschichte, welche keine historische Urkunden mehr erreichen, aufzuhellen. Aber weit grössere, und für die Geschichte des menschlichen Geistes sowohl, als für die Erkenntniß der Sprache, weit wichtigere Entdekkungen wird die vergleichende Sprachforschung machen, wenn sie ihr Augenmerk zugleich und vorzüglich auf die organischen Verhältnisse der Sprache, und ihre verschiedene Gestaltung in den besonderen Sprachen richtet. Die vergleichende Zoologie hat uns gelehrt, daß von den verschiedenen thierischen Verrichtungen, und den ihnen vorstehenden Organen die Einen in dieser und die Andern in jener Thierklasse sich in der höchsten Vollkommenheit entwickelt haben, und daß die Hauptfunktionen des thierischen Lebens auf diese Weise gewissermassen unter die verschiedenen Thierklassen vertheilt sind. Diesem ähnliche Resultate haben wir auch vpn der vergleichenden Sprachforschung zu erwarten: sie wird uns lehren, daß von den besondern organischen Funktionen der Sprache die Eine in dieser, die Andere in jener besondern Sprache ihre höchste Entwickelung erlangt, und daß nur die Gesammtheit aller Sprachen alle organische Verhältnisse der Sprache in ihrer Vollkommenheit darstellt. So scheint sich z. B. der Wohlklang (die rhythmische Seite) in der deutschen, der Wohllaut (die euphonische Seite) hingegen in der griechischen und lateinischen Sprache vollkommener entwickelt zu haben; und wie die Konjugation des Verbs in der griechischen, so scheint

die Deklination des Substantivs in der finnischen Sprache die höchste Stufe der Entwickelung erreicht zu haben.

Weil die Sprache Ausdruck des Gedankens ist; so hat man geglaubt, die Logik müsse vorzüglich und zunächst zu einer wahrhaften Erkenntniß der Sprache und ihrer Verhältnisse führen. Allein die Logik betrachtet die Begriffe für sich überhaupt als ein mannigfaltiges Gegebene, und bemüht sich, Inhalt und Form derselben nach gedachten Verhältnissen zu bestimmen: in der Sprache treten aber alle Begriffe als Produkte einer organischen Entwickelung hervor; und alle Formen und Verhältnisse der Begriffe sind zugleich durch das leibliche (phonetische) Element der Sprache bedingt. Die Logik verhält sich daher gewissermaßen zur Sprachlehre, wie die Mathematik zur Physik. Wie man sich auch das Verhältniß der Logik zur Sprache denken mag, so ist die Logik der Sprache mit der Logik der Schule nicht immer übereinstimmend, und die Anwendung der Schullogik auf die Sprache ist oft mehr verwirrend als erklärend. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht die Erfahrung, welche der Abbé Sicard machte. Er lehrte nämlich seine Taubstummen, bei dem Gebrauche der für sie erfundenen Zeichensprache die Zeichen nach einer logischen Ordnung auf einander folgen zu lassen; bemerkte aber bald, daß die Taubstummen, wenn sie in den Erholungsstunden sich selbst überlassen waren, und sich miteinander unterhielten, die Zeichen in einer ganz andern Ordnung zusammenstellten, welche sich der Konstruktion der lateinischen Sprache näherte, und daß sie oft sehr kühne Inversionen machten. *)

§. 11.

Vermöge der organischen Natur der Sprache werden

*) Observat. sur la langue et litterature provençales p. A. W. de Schlegel p. 27.

Logisches und Phonetisches — Begriff und Laut — welche die Reflexion unterscheidet, in dem Leben der Sprache vollkommen Eins; und auch jede Begriffsdifferenz gestaltet sich in eine Lautdifferenz (§. 7.). Diese Einheit von Gedanke und Laut offenbaret sich besonders auf eine höchst wunderbare Weise in der Betonung. In der Sprache hat jedes Einzelne nur Bedeutung, in wie fern es mit einem Differenten zu einer organischen Einheit verbunden ist. Einzelnes als solches ist nur Stoff; ihm wird die Form erst mit der organischen Verbindung (§. 7.). Es liegt aber in der Natur der Sprache, daß in ihr überhaupt und ursprünglich das Geistige über das Leibliche — die Form über den Stoff — herrschet. Eine Sprache, welche die Begriffe bloß als Stoff ausdrückte, wäre noch keine Sprache; um Sprache zu sein, muß sie zugleich und vorzüglich die Form d. h. die Beziehung und das Verhältniß der Begriffe ausdrücken. Dieses geschieht zwar zum Theile und auf materielle Weise auch durch die Flexion: allein aufs vollkommenste und auf eine rein formelle Weise geschieht es durch diejenige Modifikation der Lautgebilde, welche wir Betonung nennen. Die Betonung drückt nicht Begriffe aus, wie das Wort, auch nicht eine besondere Art der Beziehung, wie die Flexion; sondern auf allgemeine Weise die ganze organische Form des Begriffsverhältnisses, nämlich die organische Einheit desselben, und die organische Beziehung der Faktoren zu einander. Durch die Einheit der Betonung wird jeder Satz z. B. die Blume verwelket, jedes Verhältniß des Satzes, z. B. Wasser trinken, Herr der Welt, und jedes einzelne Wort z. B. Sprech-er, Wirths-haus als eine organische Einheit ausgedrückt. Zugleich wird in jedem Verhältnisse durch den Ton derjenige Faktor hervorgehoben, welcher den eigentlichen Inhalt des Verhältnisses ausmacht, und der andere Faktor als der dem Hauptfaktor auf organische Weise untergeordnete bezeichnet.

Da jedes Verhältniß nämlich aus zwei Faktoren besteht; so kann eine organische Einheit nur dadurch zu Stande kommen, daß der Eine Faktor den eigentlichen Inhalt und den Hauptbegriff des Verhältnisses ausdrückt, der andere aber als Ausdruck der Beziehung demselben untergeordnet wird. Für das Verständniß der Sprache ist es aber von der größten Wichtigkeit, daß man bei jedem Verhältnisse sogleich erkenne, welcher Faktor den Hauptbegriff, und welcher die untergeordnete Bedeutung der Beziehung habe: dieses erkennen wir nun unmittelbar durch die Betonung; und so wird die Betonung eine lebendige Offenbarung der organischen Gestaltung der Sprache in ihrem innern Elemente — dem Begriffe. Da jedes Begriffsverhältniß in der Rede nur aus zwei Faktoren besteht, so können diese nach ihrem Verhältnisse zu einander auch nur als betont und tonlos unterschieden werden. Wörter, welche an und für sich Begriffe ausdrücken, werden, wenn sie als untergeordnete Faktoren in einem Differenzverhältnisse stehen, nur halbtonig: Gebilde hingegen, welche an sich und ursprünglich nicht Begriffe, sondern nur Beziehungen der Begriffe ausdrücken, sind immer tonlos. So wichtig dieser Unterschied in Ansehung der Bedeutung ist, welche die Gebilde an sich haben, so ist er doch unwesentlich in Ansehung der Bedeutung, welche sie als Faktoren eines Differenzverhältnisses in der Rede haben.

Der Ton ist der Ausdruck der organischen Form der Begriffe in der Rede. So wie nun in andern organischen Dingen die Schönheit der äußern Form Ausdruck der innern organischen Vollendung und Gesundheit ist; so ist in der Sprache der W o h l k l a n g Ausdruck der innern organischen Vollendung der Begriffsverhältnisse. Alle Schönheit stellt sich aber dar als Ebenmaß, und der Wohlklang als Ebenmaß betonter und tonloser Wörter und Sylben. Er ist unterschieden von dem W o h l l a u t e, der sich als Ebenmaß

differenter Laute darstellt. Beide vergnügen das Ohr, weil beide Erscheinungen organischer Vollendung in der Sprache sind: der Wohlklang Erscheinung vollkommener Begriffsverhältnisse; und der Wohllaut Erscheinung vollkommener Lautverhältnisse. Da Wohlklang und Wohllaut, wie Begriff und Laut, sich zu einander different verhalten; so müssen wir zwar annehmen, daß die Sprache ursprünglich beide in gleichem Maße vereinte: aber bei fortschreitender Entwickelung hat vielfältig der Wohlklang über den Wohllaut, oder Dieser über Jenen ein Uebergewicht erlangt, je nachdem die Sprache mit Vorliebe sich mehr, wie z. B. die deutsche Sprache, in einer logischen, oder wie die romanischen Sprachen, in einer phonetischen Richtung ausbildete. Wenn nun eine Sprache mit entschiedener Vorliebe den Wohllaut ausbildet, wie z. B. die griechische; und wenn in Sprachen, welche aus der Vermischung verschiedener Sprachen hervorgegangen sind, wie z. B. die französische, die Wurzelbedeutung des Wortes, und mithin auch die Begriffsverhältnisse nicht mehr vollkommen verstanden werden: so geht die organische Bedeutung des Wohlklanges mehr oder weniger verloren; und der Rhythmus (das Tonverhältniß), welcher ursprünglich Ausdruck der organischen Begriffsverhältnisse ist, wird nur noch von seiner ästhetischen Seite als ein Aeußeres, nämlich als ein das Ohr vergnügendes Ebenmaß betonter und tonloser Sylben aufgefaßt; es bildet sich auf diese Weise mehr oder weniger eine künstliche Betonung, und ein künstlicher Rhythmus, der nicht sowohl auf die organischen Verhältnisse der Begriffe, als auf die äußere Struktur des Wortes und der Rede gegründet ist. Daß die deutsche Sprache nie eine gewaltsame Vermischung mit andern Sprachen, und die von einer solchen Vermischung unzertrennlichen Störungen ihrer natürlichen Entwickelung erlitten hat, ersehen wir schon daraus, daß sich in ihr die ursprüngliche organische Bedeutung

des Rhythmus mehr als in den andern bekannten Sprachen erhalten hat; und sie verdankt besonders diesem Umstande ihre größere Bestimmtheit und Verständlichkeit. Seitdem jedoch bei dem gebildetern Theile des Volkes das Schreiben und Lesen immer mehr an die Stelle des Sprechens und Hörens tritt, und die Sprachlehrer mehr ihr Augenmerk auf das Rechtschreiben (Orthographie), als auf das Rechtsprechen (Orthoëpie) richten; wird auch in der lebendigen Rede die rhythmische Seite der Sprache weniger beachtet, als billig ist. Der Nachtheil, welcher hieraus hervorgeht, verdient beachtet zu werden. Eine Abnahme von Wohlklang, Bedeutsamkeit und Verständlichkeit wird gerade in der Rede der Gebildetern immer mehr fühlbar, nicht zu gedenken der übelklingenden Aftergebilde, welche ein rhythmischgebildetes Ohr nicht ertragen würde. Es ist in dieser Hinsicht wohl nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß die Sprache soll gesprochen werden, und daß die Schrift nie mehr als ein dürftiges Surrogat der Sprache werden kann.

§. 12.

Alle Bildung geschieht in der Sprache durch Entwikkelung, d. h. dadurch, daß die in einer Einheit unentschieden liegenden Elemente in einem organischen Gegensatze auseinandertreten, und sich auf diese Weise individualisiren (§. 8.). Durch eine fortschreitende Individualisirung entwickelt sich aus wenigen Grundlauten die ganze Mannigfaltigkeit der Sprachlaute, und aus wenigen Grundbegriffen die unendliche Mannigfaltigkeit der in der Sprache ausgedrückten Begriffe. Die Sprache geht in der Entwickelung von Begriff und Laut von der größten Unbestimmtheit und Allgemeinheit aus, und schreitet stufenweise fort zur höchsten Bestimmtheit und Besonderheit. Wenn man nun die zwei Seiten der Sprache, jede besonders, auffasset, so stellt sich

auf der einen Seite die Entwickelung der phonetischen Seite der Sprache als Individualisirung der Laute in der organischen Lautbildung dar; auf der andern Seite stellt sich die Entwickelung der logischen Seite der Sprache, je nachdem man die in dem Sprachvorrathe ausgedrückten Begriffe, oder die in der lebendigen Rede (dem Satze) ausgedrückten Beziehungen der Begriffe auffasset, einerseits dar als Individualisirung der Begriffe in der organischen Wortbildung, andererseits als Individualisirung der Beziehungen in der organischen Satzbildung. Nun sind zwar Laut- Wort- und Satzbildung in dem Leben der Sprache eigentlich nur Ein und derselbe Bildungsvorgang; und Wesen und Bedeutung der Laut- und Wortbildung kann eigentlich erst in der Satzbildung vollkommen verstanden werden: die Klarheit der Darstellung fordert jedoch, daß wir jeden dieser Bildungsvorgänge besonders nach seinen organischen Verhältnissen betrachten.

Zweiter Abschnitt.

Organische Lautbildung.

§. 13.

Die Bildung der Sprachlaute ist bedingt durch die Sprachorgane, nämlich durch die Mundhöhle und die zu derselben gehörigen willkührlich beweglichen Organe: Kehle, Zunge und Lippen. Man nennt Laute, welche unter der Einwirkung der Sprachorgane mehr oder weniger individualisirt sind, artikulirte Laute, zum Unterschiede von automatischen Lauten, welche keine Sprachlaute sind. Weil die Laute vorzüglich durch die Einwirkung der Kehle, Zunge und der Lippen individualisirt werden, so kann man diese Organe vorzugsweise die artikulirenden Organe nennen. Durch die Anzahl dieser Organe und durch die Stufen der Artikulation sind bestimmte Sprachlaute gegeben, deren Anzahl in allen Sprachen dieselbe ist; obgleich die Anzahl der Buchstaben, welche nicht nur jene Sprachlaute, sondern auch manche Abänderungen und Zusammensetzungen derselben bezeichnen, verschieden ist.

Die Lautbildung geht von dem mindest artikulirten Laute — dem Vokale — aus, und erhebt sich stufenweise

bis zu dem höchst artikulirten Laute — der Muta. Die Artikulation der Laute hat daher verschiedene Abstufungen, und wir nennen Laute, welche auf derselben Stufe der Artikulation stehen, gleichstufige Laute. Durch die Artikulation werden die Laute individualisirt, d. h. sie erlangen eine bestimmtere Gestalt. Je mehr aber ein Laut individualisirt ist, desto fester und in sich beständiger ist er, und desto bestimmter ist er von andern Lauten geschieden; je weniger hingegen ein Laut individualisirt ist, desto weniger Festigkeit und Bestand in sich hat er, und desto leichter verfließt er mit andern Lauten. Durch die verschiedenen Stufen der Artikulation ist daher zugleich der organische Gegensatz der Starrheit und Liquidität gegeben, welcher sich in dem Gegensatze von Konsonant und Vokal darstellt, und sich auf der Seite der Konsonanten als Gegensatz von Muta und Liquida, und auf der Seite der Vokale als Gegensatz von langem und kurzem Vokal wiederholt. Die Muta ist der starrste, und der Vokal der liquideste Laut. Wir müssen außer den Abstufungen der Artikulation auch die durch die Stellung der artikulirenden Organe gegebene Richtung der Lautbildung unterscheiden. Vermöge dieser Richtung geht die Lautbildung von der Kehle als dem innersten Organe aus, und schreitet über die in der Mitte liegende Zunge fort nach der Lippe als dem äußersten Organe. Wir unterscheiden nach dieser Richtung Kehllaute, Zungenlaute und Lippenlaute; und nennen die demselben Organe angehörigen Laute gleichnamig. Die Laute des einen Organs stehen mit denen des andern ebenfalls in einem organischen Differenzverhältnisse. Auf die entschiedenste Weise tritt die Differenz zwischen den Kehllauten und Lippenlauten hervor: mehr indifferent liegen zwischen Jenen und Diesen in der Mitte die Zungenlaute; sie sind im Vergleiche mit den andern weniger individualisirt, und daher mehr liquide. Die Lippen-

laute sind, weil sie dem nach Außen hervortretenden Organe angehören, mehr individualisirt, als die Zungen- und Kehllaute, und daher auch minder liquide, als diese.

§. 14.

Die Sprachlaute lassen sich nach den artikulirenden Organen und nach den Artikulationsstufen in folgender Ordnung zusammenstellen:

	Kehle.	Zunge.	Lippe.
Vokale. a kurze:	i	e (å) a (ó) o (ú)	u
b lange:	i	e (å) a (ó) o (ú)	u
Spiranten. a indifferenter:		h	
b differente:	j	s	w
Schmelzende Konsonanten:	r	l n	m
Starre Konson. a weiche:	g	d	b
b harte:	k	t	p
c aspirirte:	ch	th	f

Auf der untersten Stufe der Artikulation stehen die Vokallaute. Sie werden mehr durch Veränderungen in den Dimensionen der Mundhöhle, als durch die Einwirkung der eigentlichen artikulirenden Organe (§. 13.) gebildet; die größte Verbreiterung der Mundhöhle gestaltet den mit einem gelinden Hauche (spiritus lenis) hervorgetriebenen Laut zum i; die größte Verlängerung derselben gestaltet ihn zum u; und die nicht verbreiterte und nicht verlängerte Mundhöhle zu dem zwischen i und u in der indifferenten Mitte stehenden a. So entwickeln sich die Vokale i, a und u, welche sich auf eine bestimmte Weise in allen Sprachen als die Grundvokale darstellen *). Die Einwirkung der artikulirenden Organe — Kehle, Zunge und Lippen — ist jedoch bei der Bil-

*) Grimm deutsche Gramm. Th. 1. S. 571-594.

dung dieser Laute nicht gänzlich ausgeschlossen. Der Uebergang des i in den Konsonanten j, g, u. s. f., und des u in w, b, u. s. f. beweiset, daß i besonders unter der Einwirkung der Kehle, und u unter der Einwirkung der Lippen steht; und wir dürfen daher annehmen, daß a besonders der Zunge angehört. Man kann daher füglich i als den Kehl-, a als den Zungen-, und u als den Lippenvokal bezeichnen. Die semitischen Sprachen bezeichnen die Vokale als Laute, die auf der niedrigsten Stufe der Artikulation stehen, noch nicht durch besondere Buchstaben: sie bezeichnen die Grundvokale i, a, u, und nur diese, wenn sie lang sind, durch Konsonantenbuchstaben, nämlich i durch jod (j), u durch waw (w) und a durch aleph (das Zeichen des spiritus lenis). In Beziehung auf die germanischen Sprachen verdient hier bemerkt zu werden, daß die der natürlichen Lage der artikulirenden Organe entsprechende Vokalenreihe i, a, u der vorherrschende Typus der Ablautung zu sein scheint, indem die Ablautung der meisten Verben ursprünglich dieser Reihe folgte, wie binden, band, gebunden, oder doch sich derselben näherte.

In der Reihe der Grundvokale i, a, u liegt zwischen jeden zwei Grundlauten ein Mittellaut, welcher den Uebergang bildet, nämlich zwischen i und a der Laut e, und zwischen a und u der Laut o. Die Grundlaute verflachen sich leicht in diese Mittellaute, nämlich einerseits i und a in e z. B. in lesen aus lisan, und andrerseits a und u in o z. B. in soll und Sonne aus scall und Sunne. Wir erhalten auf diese Weise die natürliche Reihe reiner Vokale: i, e, a, o, u.

§. 15.

Außer derjenigen Differenz der Vokale, welche durch ihre Beziehung zu den artikulirenden Organen gegeben ist,

stellt sich nach einer andern Richtung die Differenz der kurzen und langen Vokale dar. Der Unterschied zwischen langen und kurzen Vokallauten kann nicht als bloßer Unterschied des Zeitmaßes aufgefaßt werden; noch weniger kann man den langen Laut, wie er wohl durch Verdoppelung des Buchstabens bezeichnet wird, als eine Verdoppelung des kurzen Lautes ansehen. Die kurzen Vokale sind die ältesten und urspünglichen Vokale: indem sie aber — obgleich immer noch vokalisch bleibend — auf eine höhere Stufe der Artikulation treten, und mehr individualisirt werden; treten sie als lange Vokale hervor. Der lange Vokal hat eine bestimmtere Gestalt, und ist in sich fester, er ist weniger liquide: der kurze Vokal ist weniger individualisirt, und verfließt daher leicht mit andern in der Vokalenreihe ihm zur Seite stehenden Lauten. Wenn man z. B. die Vokallaute in stahl und Stall, Wahl und Wall, Bohne und von, Sohn und Sonne, Stiel und still u. s. f. mit Aufmerksamkeit vergleicht, so wird man leicht gewahr, daß sie nicht bloß quantitativ, sondern auch qualitativ unterschieden sind. Dieser Unterschied ist noch weit fühlbarer in manchen andern Sprachen z. B. in der französischen und englischen, wo mit demselben Buchstaben bezeichnete Vokale vielfältig sehr verschieden lauten, je nachdem sie kurz oder lang sind. Offenbar haben sehr viele Wörter jetzt nicht mehr ihre ursprünglichen Quantitätsverhältnisse; und diese sind besonders in der deutschen Sprache durch das Uebergewicht der Betonung über die Quantität vielfältig ganz unkenntlich geworden *): der organische Gegensatz kurzer und langer Vokale in der Wortbildung läßt sich daher nicht mehr auf so durchgreifende Weise nachweisen, als andere Gegensätze der Laute. Dieser Gegensatz tritt jedoch in manchen Verhältnissen noch

*) Grimm deutsche Gramm. Th. 1. S. 12.

sehr bestimmt hervor. Die meisten Wurzelwörter haben in der germanischen und in der lateinischen Sprache wie im Sanskrit kurzen, und das abgelautete Präteritum — wenn nicht im Singular, doch im Plural — meistens langen Vokal z. B. in bitten bat, treffen traf, capio cepi, lego legi, sanskr. tup (schlagen) tutopa. Der Ablaut erscheint hier nicht bloß als Wechsel gleichstufiger Vokale, sondern zugleich als Uebergang zu einer höhern Stufe der Artikulation. In den germanischen Sprachen hat der Indikativ gern kurzen, und der Konjunktiv langen Vokal *).

Neben den reinen Vokalen — den langen sowohl als den kurzen — werden durch Verbreiterung der Mundhöhle diejenigen getrübten Laute gebildet, welche wir Umlaute nennen. Da die Vokalbildung überhaupt mit der größern Verbreiterung der Mundhöhle anfängt; so müssen die Umlaute ä, ö, ü, als unvollkommner individualisirte Laute angesehen werden, als die reinen Laute a, o und u. Auch haben nur diese einen Umlaut neben sich. Denn da der Laut e entweder selbst schon der Umlaut von a, oder ein getrübtes i, und von allen Vokallauten der flachste und unbestimmteste ist; so kann er nicht nochmals getrübt werden; der Laut i bezeichnet den Anfangspunkt der Vokalenreihe, und ist daher ebenfalls ohne Umlaut. Das Gesetz der Umlautung, wie es sich noch im Altnordischen darstellt, ist, daß der reine Vokal des Stammes durch Rückwirkung eines Grundvokals in der Endung getrübt wird. Die eigentliche Regel scheint jedoch zu sein, daß nur die differenten Laute i und u, nicht aber das in der Mitte liegende a die Umlautung bewirken. Die deutsche Sprache läßt den Umlaut nur vor dem Vokal i, und fast nur vor langem i, eintreten, behält ihn jedoch auch dann noch bei, wenn das i längst zum

---

*) S. Grimm a. a. O. S. 336.

e verflacht, oder sogar gänzlich abgeschliffen ist: aber nur an Stämmen d. h. an Wörtern, die unmittelbar aus der Wurzel hervorgegangen sind, wird durch die hinzutretende Endung der Umlaut bewirkt. Die Vokallaute sind, weil sie unter allen Sprachlauten am wenigsten individualisirt sind, auch unter allen die wandelbarsten; und unter den Vokallauten sind die kurzen wandelbarer als die langen. Es finden sich daher neben den reinen Vokalen und Umlauten noch manche Trübungen und Mischlaute, welche theils gar nicht durch Buchstaben unterschieden werden, wie die verschiedenen Laute des deutschen e in Degen und Lerche, und des englischen a in name und fall, theils durch Diphthongen bezeichnet werden wie in Haus, Beute. Auch sehen wir häufig dasselbe Wort mehr oder weniger die ganze Vokalenreihe durchlaufen, z. B. wird, werde, ward, worden, würde, wurde. Die Eigenthümlichkeit des Vokals besteht gerade darin, daß er unter allen Lauten der mindest individualisirte, und darum der liquideste ist. Vermöge dieser Liquidität geht jeder Vokal leicht in andere Vokallaute über, und alle innere Bildung und Verwandlung des Wortes geschieht an dem Vokale. Weil der Vokal das liquide Element des Wortes, und weil alle Bildung individualisirend ist, so ist der Vokal auch das eigentliche individualisirende Element desselben, und Ablaut und Umlaut müssen als innere Flexionen des Wortes angesehen werden. Vermöge des organischen Gegensatzes von Starrheit und Liquidität fordert jeder Konsonant einen Vokal, aber auch jeder Vokal einen Konsonanten.

§. 16.

Aus den Vokalen entwickeln sich durch fortschreitende Artikulation die Spiranten h, s, j, w. Der gelinde Hauch (spiritus lenis) des Vokallautes zu einem scharfen

(spiritus asper) erhartet, wird zum Spiranten h, der noch keinem der artikulirenden Organe auf eine entschiedene Weise angehört. In wiefern die Lautbildung überhaupt von der Kehle ausgeht, steht er als werdender Konsonant zunächst unter der Einwirkung dieses Organs, und geht daher leicht in die starren Kehllaute g, k, ch über z. B. in fliehen, fliegen, flück, flüchten. Als der am wenigsten individualisirte Spirant nähert er sich jedoch dem in der indifferenten Mitte liegenden Zungenlaute, und geht leicht in den Zungenspiranten s über z. B. in ὑπερ und super, ὑς und sus. Seltner geht h in w über z. B. in ἑσπερος und vesper. Indem der indifferente Spirant auf eine entschiedene Weise unter die Einwirkung der artikulirenden Organe gestellt wird, bilden sich die differenten Spiranten, nämlich der Kehlspirant j, der Zungenspirant s, und der Lippenspirant w. Weniger individualisirt als die starren Konsonanten, sind die sämmtlichen Spiranten in so fern noch weniger fest, daß sie an demselben Worte in verschiedenen Mundarten bald vorhanden sind, bald fehlen, z. B. in: ὑπερ super, habere, Jahr, Wort, und: über, avoir, nord. ar, ord. Das Gepräge des artikulirenden Organes ist aber Jedem derselben schon so bestimmt aufgedrückt, daß sie nicht mehr leicht, wie Vokale und schmelzende Konsonanten, in einen nicht gleichnamigen Laut übergehen.

Zwischen dem Zungenspiranten s und dem starren Zungenlaute t bilden das scharfe ß und das noch schärfere z Uebergangsstufen. Nur das s, z. B. in sehen, Sohn, sagen, weise, welches am häufigsten im Anlaute vorkömmt, hat eigentlich die Natur eines Spiranten. Die Laute ß und z sind schon mehr individualisirt, sie gehören eigentlich schon zu den starren Konsonanten, und gehen daher gern, und in den nordgermanischen Sprachen fast allgemein in t über, z. B. in groß engl. great, saß niederd.

satt, weiß engl. white, Zeit niederd. Tit, Holz niederd. Holt.

Der Zungenspirant ist, weil er zwischen dem Kehl- und Lippenspiranten — j und w — in der Mitte liegt, weniger individualisirt, als diese. Daher wechselt er so leicht mit der Liquida r, z. B. in aus und ur, Hase und engl. hare, und in den gothischen und nordischen Endungen z. B. goth. dags aiths, nord. dagr eidhr. Der Zungenspirant ist so wenig individualisirt, daß er sich in vielen Beziehungen verhält, wie eine Liquida: er ist sogar mehr liquide als die eigentlichen liquiden Laute; indem er leichter als irgend eine andre Liquida mit andern Konsonanten — starren und liquiden — eine Verbindung eingeht.

§. 17.

Da der Anlaut, wie wir bald sehen werden, das eigentlich wurzelhafte, und darum bedeutsamste Element des Wortes ist; so strebt die Sprache überall, den Anlaut durch eine mehr individualisirte Gestaltung zu verstärken. Sie bewirkt dieses besonders dadurch, daß sie vor dem Anlaute einen Spiranten hervortreten läßt. Diese Verstärkung des Anlautes hat um desto mehr Statt, je weniger der Anlaut für sich schon individualisirt ist; der Spirant tritt daher am häufigsten im Anlaute vor dem Vokale und vor der Liquida, seltener vor der Muta hervor. Vergleicht man z. B. ἄω mit σάω goth. waian und wehen; auris und Ohr mit hören; augeo und nord. auka mit wachsen; nord. okr mit Wucher; nord. Yrkia und ymia mit wirken und summen; nord. aka (tragen) und ok mit Joch; aiten (brennen) mit heiß; goth. aurts mit Wurzel; Erde mit nord. Jörd u. s. f. so sieht man, wie der anlautende Vokal überall einen Spiranten annimmt. Dieser geht demnächst häufig in einen starren Konsonanten über, wie

z. B. in Fächer von wehen, gehen von ἴω, in slav. selie Kohl von oleo olus u. s. f. Der Spirant tritt auf dieselbe Weise noch weit häufiger vor die anlautende Liquida, wie z. B. in dem gothischen hlaupan (laufen), hrains (rein), hneiwan (neigen), in dem angels. hring (Ring), hlinian (lehnen), wräcan (rächen), wringan (ringen), engl. sneeze (nießen), in dem altschott. smergh (Mark), smolt (milde). Der Spirant geht auch hier häufig in einen starren Konsonanten über, z. B. in Lid angels. hlid Kleid, lehnen angels. hlinian lat. clino, angels. hring Kring, altsch. rathe angels. hrade niederd. grade (schnell), angels. wrigan (bedecken) lat. bracca engl. breech u. s. f. Da die anlautende Liquida in diesem Falle Wurzellaut ist und bleibt, und nur durch den hinzutretenden Spiranten verstärkt wird; so kann man diese Verbindung einer Liquida mit einem Spiranten eine aspirirte Liquida nennen; und wir begreifen unter dieser Benennung auch die Anlaute gl, gn, gr, kl, kr, bl, br, fl, fr, u. s. f. in denen der Spirant zu einer Muta erhartet ist, so wie die Anlaute schl, schm, schr, schw, in denen s zu sch verflacht ist, wie in schmelzen, angels. meltan. Jedoch muß man hier bleiben (bilipan) und einige andere ausnehmen, in denen b aus der Vorsylbe be hervorgegangen ist. Der Spirant s verbindet sich vermöge seiner großen Liquidität (§. 16.) im Anlaute nicht bloß mit der Liquida, sondern auch mit der Muta z. B. in stannum, angels. tin, in dem italienischen scaldare, scorza und stivalli von caleo, cortex und tibialia, in dem engl. starve von darben, u. s. w. Unser sch, wenn es statt sk steht, wie in schaffen, Scham (skaffan, Skama), gehöret ebenfalls hierher.

Dadurch, daß in demselben Worte die anlautende Liquida sich nach Verschiedenheit der Mundarten bald mit dem einen, bald mit dem andern Spiranten verbindet, oder auch

keinen Spiranten annimmt, entsteht eine Mannigfaltigkeit der Wortformen, von denen die Sprache häufig Gebrauch macht, um Unterschiede der Bedeutung zu bezeichnen, wie in darben und sterben, dumm und stumm, und vielen Andern. Allein das Hervortreten des Spiranten ist hier ein rein phonetischer Vorgang, nämlich bloß Verstärkung des Anlautes, und der Spirant hat an sich keine Bedeutung. Im Englischen hat starve die Bedeutung unsers darben, und im Altdeutschen hat tumb eben so wie im Angelsächsischen dumb die Bedeutung unsres stumm. Auch treten oft verschiedene Spiranten an demselben Worte hervor, ohne daß die Bedeutung deßhalb unterschieden wäre, z. B. altd. hniosan angelſ. sneosan und niesen, angelſ. hweop und swipe (Peitsche), angelſ. slidan und gleiten, angelſ. slifan und klieben u. m. A. Hätte der Spirant in dieser Verbindung an sich eine Bedeutung, wäre er ursprünglich eine an sich bedeutsame und mit dem Worte zusammengesetzte Partikel; so müßte er eben so wohl vor der anlautenden Muta, als vor der anlautenden Liquida hervortreten. Aber weil er nur Laut, nicht Wort ist, und sein Hervortreten nur durch das Lautverhältniß, und nicht durch ein Begriffsverhältniß bedingt ist; steht er nur vor der Liquida: und unter den Spiranten kann nur ſ vermöge seiner eigenthümlichen Liquidität — also ebenfalls vermöge seines Lautverhältnisses — auch vor einer Muta stehen. Auch findet sich nirgends in dem ganzen Umfange der Sprache nur eine Spur von besondern Gebilden (Partikeln) oder von bestimmten Bedeutungen, auf weche sich diese Spiranten zurückführen ließen — die Festigkeit der Sprachlaute, ihr Beharren in der einmal angenommenen Form hängt nicht allein von ihrem organischen Lautverhältnisse — Starrheit und Liquidität — sondern zugleich von ihrer logischen Bedeutsamkeit ab. Es ist ein allgemeines Gesetz, daß jeder Laut und jedes Lautgebilde in dem=

selben Maße dem mundartischen Wandel widersteht, in welchem dasselbe Ausdruck eines Begriffes oder einer logischen Beziehung ist. Dieses zeigt sich auch besonders an den Spiranten, welche im Anlaute vor einer Liquida stehen, (an dem s auch vor der Muta). Da sie an sich keine logische Bedeutung haben, so wechseln sie nicht allein — wie schon bemerkt wurde — untereinander, und gehen leicht in die gleichnamige Muta über; sondern sie sind außerdem noch mancherlei Abänderungen ihrer Formen unterworfen. Die Spiranten h und s treten, gerade weil sie unter den übrigen in der indifferenten Mitte stehen und daher die liquidesten sind, vorzugsweise gern vor den anlautenden Konsonanten, und sind vorzüglich wandelbar. Beide erweitern sich einerseits leicht zu einer Sylbe, und verflachen sich andrerseits leicht wieder in einen Vokal, der Spirant s ist besonders in den romanischen Sprachen zu es geworden, z. B. in den provenzalischen escondire (condere), estage (statio), estar (stare), esposada (sponsa), escrivre (scribere), esperar (sperare), escridar (schreien), ~~esperar~~; in den spanischen escuela (schola), estado (status), espesso (spissus), escrupulo (scrupulus), escribir; in den französischen espérer espèce (species), espace (spatium), esprit (spiritus) u. s. f. Alsdann ist nach Abschleifung des s bloß e geblieben, z. B. in étre, état, étage, épouse, écrire, écrier, école, épais, émail (Schmelz), épée (spada), éponge (Spongia) u. s. f. Eben so hat sich der Spirant h, nachdem er in eine Muta übergegangen ist, wie in kleiben, krähen, (gothisch hleibjan, hrukjan) greinen und grausam, (angels. hrenian, hreowlic), die Gestalt einer Sylbe angenommen, wie in Gelächter, genau, gerade, gereuen, (angels. hlähter, hneaw, hrade, hrywan) u. s. f.; und ist dadurch fähig geworden, eben so, wie der Spirant s, sich auch mit einer anlautenden Muta zu ver-

binden. Wir finden daher dieses ge (ka, ke, ki,) im Altdeutschen und Neudeutschen zwar am häufigsten vor einer Liquida, häufig aber auch vor einer Muta. Im Angelsächsischen hat sich vor der Liquida meistens das ursprüngliche h erhalten; ge steht vor Muta und Liquida; indessen hat sich das ge sehr häufig vor der Muta — seltener vor der Liquida — zu einem bloßen Vokale abgeschliffen, wie in abacen gebacken, abäran leiden, aberan tragen, abitan beißen, aberstan bersten, aceapian kaufen, adeaf taub, adoa thun, awec (engl. away) weg, agen gegen (gen), awest Wüste u. s. f. Eben so verhalten sich im Altschottischen ydraw (st. drawn), ythrangin (gedrungen); und im Englischen enough (genug), aware (gewahr), alone (von lone), among (niederd. mank). Auf diese Weise sehen wir die Spiranten und besonders h und s in allen Sprachen unter mannigfaltigen Abänderungen als bedeutungslose Laute vor die anlautenden Konsonanten treten.

§. 18.

Wir haben gesehen, daß die Verstärkung des Anlautes gemeiniglich und ursprünglich durch Spiranten bewirkt wird, daß aber der Spirant einerseits zu bloßem Vokale herabsinken, andrerseits sich zu einer Muta und zu einer ganzen Sylbe entwickeln kann. Wir müssen daher unter der Verstärkung des Anlautes im weitesten Sinne jede Metamorphose begreifen, durch welche der Anlaut mehr individualisirt wird. Nun hat zwar die Verstärkung des Anlautes an sich und ursprünglich bloß eine phonetische Bedeutung: allein die Sprache strebt überall, den Stoff geistig zu beleben, und dem Unterschiede der Lautverhältnisse eine logische Bedeutung zu unterlegen; und so hat sie auch der Verstärkung des Anlautes vielfältig die Bedeutung der Flexion unterlegt. Durch Aspiration des anlautenden Konsonanten werden in der gaeli-

schen Sprache sowohl Kasusformen des Substantivs und Adjektivs, als Zeitformen des Verbs gebildet; und sie hat ins Besondere regelmäßig bei der Bildung des Präteritums Statt. Das griechische Augment, und die Reduplikation, welche sich außer der griechischen und lateinischen auch in der indischen und gothischen Sprache findet, ist nichts anderes als die hier bezeichnete Verstärkung des Anlautes, welche die Bedeutung der Flexion angenommen hat. Das Augment und die Reduplikation fallen in der Form häufig zusammen, und sie sind offenbar ursprünglich Eins und dasselbe *): ob sie sich bloß als vorgeschobener Vokal darstellen wie in ἔτυπτον ἔσπακα, oder als Verlängerung des anlautenden Vokals, wie in ἤνυον, ἤνυκα, ὡμίλεον, ὡμίληκα, εἶχον, ἴσχυον, oder als Verdoppelung des anlautenden Konsonanten wie in τέτυφα; immer sind sie nur als eine Verstärkung des Anlauts anzusehn. Das Augment und die Reduplikation bezeichnen zwar überall das Präteritum: man sieht jedoch noch an τίθημι, δίδωμι, γιγνώσκω, ἵστημι u. s. f., daß dieß nicht ursprünglich ihre Bedeutung ist. Unter den germanischen Sprachen hat besonders die hochdeutsche und die angelsächsische der Verstärkung des Anlautes die Bedeutung einer Flexionsform gegeben, indem das Partizip des Präteritums in der hochdeutschen Sprache durch das aus dem Spiranten entwickelte ge (§. 17), und in der angelsächsischen durch dasselbe ge, und durch a, (z. B. ahongen, gehangen) gebildet wird. Jedoch wird das Partizip in beiden Sprachen auch häufig ohne dieses Augment gebildet; und im Hochdeutschen hängt der Gebrauch des Augments ganz von der rhythmischen Gestalt des Verbs ab: der altnordischen, englischen und niederdeutschen Sprache mangelt das Augment gänzlich. Im Hochdeutschen bezeichnet die Sylbe ge außerdem

*) Buttmanns ausführliche gr. Sprachl. §. 82 — 84.

an manchen Substantiven den kollektiven Begriff. Die oberdeutsche Mundart hat eine besondere Vorliebe für dieses ge; und es findet sich als eine übrigens bedeutungslose Verstärkung des Anlautes in ältern und in noch vorhandenen oberdeutschen Mundarten an unzähligen Wörtern, welche es im Hochdeutschen wieder abgeworfen haben.

Die Analogie zwischen dem deutschen ge und andern in den verschiedenen Sprachen vorkommenden Verstärkungen des Anlautes, die nachweisliche Abkunft desselben von dem Spiranten h, das Wechseln dieses Gebildes mit andern Spiranten und mit Vokalen (§. 16. 17), und die große Abhängigkeit desselben von dem mundartischen Wandel der Sprache, endlich die Unmöglichkeit, dieses Gebilde an irgend ein anderes Wort in der Sprache zu knüpfen, und seine Bedeutung auf irgend einen bestimmten Begriff oder auf eine bestimmte logische Beziehung zurückzuführen: alles dieses spricht sehr bestimmt gegen die Ansicht derjenigen, welche dasselbe als eine ursprünglich selbstständige, und wie die Vorsylben mit dem Worte zusammengesetzte, Partikel ansehen. Die Wörter, aus denen die Vorsylben be, er, ver u. s. f. hervorgegangen sind, lassen sich leicht nachweisen; und das lateinische con (cum), mit welchem man unser ge zusammenstellt, hat seine Sippen in comes, comitor (und vielleicht seine Wurzel in kommen): nicht so unser ge. Die Bedeutung des angelsächsischen Pronominaladverbs ge-ge (gothisch jah-jah, lat. cum-tum) liegt der unseres ge zu fern, als daß man Dieses von Jenem herleiten könnte. Auch findet man im Gothischen statt unsers ge überall ga und nicht jah. Wenn man sich darauf beruft, daß im Gothischen ein trennbares ga vorkömmt, nämlich Matth. 9, 25. ga-u-laubjats (creditisne?), Joh. 9, 35. thu ga-u-laubeis (tu credisne?), Mark. 8, 23. ga-u hva sêhvi (num quid videret) und Joh. 5, 46. ga-thau laubidedeith (etiam credere-

tis): so läßt sich dagegen erinnern, daß bei diesen Stellen die Lesart noch zweifelhaft, und daß noch ungewiß ist, ob in denselben ein wirklich getrenntes ga vorhanden sei *). Wäre wirklich in diesen Stellen ein getrenntes ga zu lesen; so hätte man alle Ursache, die Identität desselben mit dem hier bezeichneten ge zu bezweifeln.

§. 19.

Auf der höchsten Stufe der Artikulation stehen die starren Konsonanten (mutae), als die am vollkommensten individualisirten Laute, in denen die Besonderheit der artikulirenden Organe (§. 13) aufs vollkommenste ausgeprägt ist. Bei den Vokalen wird das Eingreifen der artikulirenden Organe nur aus den Uebergängen derselben in die den verschiedenen Organen entsprechenden Spiranten erkannt (§. 14); in den Spiranten tritt die Besonderheit der Organe zwar schon auf eine entschiedene Weise hervor; allein sie haben nur oberflächlich das Gepräge der besondern Organe, und die Spiranten bilden daher als Halbkonsonanten den Uebergang von den Vokalen zu den starren Konsonanten. Der starre Konsonant aber hat die Besonderheit des artikulirenden Organs so in sich aufgenommen, daß diese das eigentliche Wesen des Lautes ausmacht. Wir haben drei starre Konsonanten nach der Zahl der artikulirenden Organe, nämlich den Kehllaut, den Zungenlaut und den Lippenlaut. Jeder derselben hat jedoch drei Stufen der Artikulation, welche durch den weichen (media), den harten (tenuis) und den aspirirten Laut bezeichnet werden. Wir unterscheiden auf diese Weise in der einen Richtung als gleichnamige Laute die Kehllaute g, k, ch, die Zungenlaute d,

*) Ulfilas goth. Bibelübers. von Fr. St. Fulda, herausg. v. J. Ch. Zahn: in den Noten.

t, th, und die Lippenlaute b, p, f; und in der andern Richtung als gleichstufige Laute die weichen g, d, b, die harten k, t, p, und die aspirirten ch, th, f (§. 13).

Wie auf den andern Stufen der Artikulation, so ist auch unter den starren Konsonanten der Zungenlaut als der zwischen den gleichstufigen Lauten in der indifferenten Mitte liegende Laut der weniger individualisirte (§. 13): er verhält sich gewissermaßen zu den andern starren Lauten, wie überhaupt die Liquida zur Muta; und er nähert sich in Hinsicht auf seine Liquidität dem gleichnamigen Spiranten (s), welcher die Liquida unter den Spiranten ist (§. 16). Aus der weniger individualisirten und darum mehr liqueszirenden Gestalt des Zungenlautes ist es zu erklären, daß unter den starren Konsonanten nur der Zungenlaut theils als euphonischer Laut zwischen angehäufte Vokale und liquide Konsonanten tritt, um den Uebellaut zu verbessern, wie in pro-d-esse, pro-d-ire, re-d-ire, eigen-t-lich, gelegen-t-lich, theils neben der Liquida eine Stelle unter den Endungslauten einnimmt, wie in ῥη-τωρ, θεα-τής, ἰσό-της, πραγμα-τος, ama-tis, lieb-et, Jag-d, Schrif-t, Blü-te, Gemein-de. Vergleicht man die starren Konsonanten nach der andern Richtung; so ist die Media (g, d, b) der am wenigsten, und die Aspirata (ch, th, f) der am meisten individualisirte Laut. Da nun die organische Entwickelung der Laute eine fortschreitende Individualisirung ist, durch welche kurze Vokale zu langen, Vokale zu Spiranten, und Spiranten zu starren Konsonanten werden (§. 15. 16); so muß man annehmen, daß im Allgemeinen auch die Media, welche selbst nur ein mehr individualisirter Spirant ist, sich fortschreitend zu einer Tenuis, und diese zu einer Aspirata individualisirt. Dieses Fortschreiten ist in den besondern Wortfamilien nicht zu verkennen, z. B. in fliehen fliegen flück Flucht, dagen

(Niebl. schwweigen) tego, decken Dach, weiden Futter, rauben raffen u. s. f.: noch bestimmter tritt es aber hervor, wenn man den Konsonantenwechsel verwandter Sprachen näher betrachtet. Grimm hat das Verhalten der Konsonanten im Gothischen und Althochdeutschen verglichen, und die von ihm nachgewiesenen Uebergänge haben im Allgemeinen die hier bezeichnete Richtung, nämlich die gothische Media tritt im Althochdeutschen als Tenuis, und die gothische Tenuis im Althochdeutschen als Aspirata hervor, z. B. goth. brikan, althochd. prechan. Nur wenn im Gothischen schon eine Aspirata steht, tritt sie im Althochdeutschen wieder als Media hervor, z. B. goth. thak, alth. Dach. Die griechische und lateinische Sprache verhält sich in dieser Hinsicht wieder zur gothischen, wie die gothische zur althochdeutschen. *) Diese Konsonantenübergänge sind eben so, wie die Uebergänge des kurzen Vokals in langen Vokal, als eine organisch fortschreitende Individualisirung der Laute anzusehen, und als solche von denjenigen Uebergängen der starren Konsonanten in andere gleichnamige Laute zu unterscheiden, welche eben so, wie manche Uebergänge der Vokale, auf bloß mundartische Weise, und häufig in einer Richtung geschehen, welche der organisch individualisirenden gerade entgegengesetzt ist, wie z. B. in peto und goth. bidjan. Es scheint sogar, daß manche Sprachen, welche Vermischungen mit andern Sprachen, und andere gewaltsame Katastrophen erlitten haben, überhaupt in ihren Lautübergängen eine rückgängige — der individualisirenden entgegengesetzte — Richtung annehmen, und dadurch in eine allgemeine Verflachung der Lautverhältnisse herabsinken können. Dieses scheint bei der romanischen und auch bei der englischen Sprache einzutreten. So geht das lateinische p in dem Altromanischen in b,

*) Grimm a. a. O. Th. 1. S. 531 u. f. f.

und im Französischen in den Spiranten v über, z. B. lat. aprilis, rom. abril, fr. avril, lat. ripa, rom. riba, fr. rive, lat. pauper, rom. paubre, fr. pauvre u. s. f. *) Konsonanten werden zu Spiranten und Vokalen verflacht wie in fr. jour von diurnus, ital. fiore, chiamare, fr. autre, outre von flos, clamo alter, ultra; oder verschwinden gänzlich, wie in fr. écrire. reine, ital. fare, von scribere, regina, facere engl. wood, (altengl. wold) von Wald und im engl. night, fight, walk, would, should, in denen gh und l jetzt nicht mehr gehört werden.

Bei den oben bezeichneten Uebergängen der Muta tritt jedoch derselbe Laut nur auf eine andere Stufe der Artikulation, und bleibt übrigens unverändert derselbe Laut, er geht nicht in einen andern nicht gleichnamigen Laut über. Die starren Konsonanten, als die individualisirtesten Sprachlaute, sind unter Allen am wenigsten dem Wandel unterworfen. Wie der Vokal das liquide und eigentlich individualisirende Element des Wortes ist, und als solches vorzüglich die Vervielfältigung des Wortes in mannigfaltigen verwandten Formen möglich macht; so ist im Gegensatze zum Vokale der starre Konsonant das starre an sich schon individualisirte Element des Wortes, und vorzugsweise das eigentlich Wurzelhafte, welches bei allem Wandel und bei aller Vervielfältigung des Wortes immer dasselbe bleibt, und dadurch die mannigfaltigen Formen für immer an die Eine gemeinsame Wurzel knüpft. Da jedoch die starren Konsonanten durch Vermittelung der Spiranten aus den liquidesten Lauten — den Vokalen — hervorgegangen sind; so können sie nicht an sich unbedingt unwandelbar sein; und sie wechseln daher auch mit nicht gleichnamigen Konsonanten. Da aber das Behar-

---

*) Raynouard Gramm. comparée des langues de l'Europe latine disc. prelim. p. XXVI.

ren der Sprachlaute in ihrer Form zugleich von ihrer logischen Bedeutsamkeit abhängt (§. 17); so kann ein solcher Wechsel nur alsdann Statt haben, wenn der Konsonant bloß als die Form des Wortes individualisirender Laut hervortritt, nicht aber wenn er selbst als individualisirter und eigentlich wurzelhafter Laut im Anlaute des Wortes steht. Wir finden daher einen solchen Konsonantenwechsel häufig im Auslaute des Wortes, z. B. in *τάγ-ιο τάττ-ιο*, tauch-en tauf-en, Neff-e Nich-te, sieb-en sicht-en, Zwerg und engl. dwarf, morg-en, borg-en und engl. morrow, borrow; und wenn der Konsonant bloß die anlautende Liquida verstärkt (§. 17), z. B. in *θλάιο* und *φλάιο*, goth. thliuhan und fliegen. Sehr häufig kommen solche Uebergänge zwischen dem Kehllaute und Zungenlaute vor; und diese scheinen durch den Zungenspiranten vermittelt zu werden, wie in *τάγω τάσσω τάττω*, *πράγω πράσσω πράττω*; im Slavischen sind die Uebergänge aus dem Kehllaute in die Abänderungen des Zungenspiranten sehr häufig, z. B. bog bosche, bergu bersche, grech gressi, teku tetschi *) Seltener sind die Uebergänge zwischen Kehl und Lippenlaut, wie in tauchen und taufen, in der slavischen Adjektivendung go, welche häufig wo gesprochen und geschrieben wird, und in den englischen laugh und draught, in denen gh wie f lautet.

§. 20.

Die schmelzenden Konsonanten (Liquidae) sind ebenfalls durch Kehle, Zunge und Lippen artikulirte Laute. Sie stehen auf einer höhern Stufe der Artikulation, und sind in sich gediegener, als die Spiranten; das Hervortreten derselben in dem Worte ist daher nicht so wie das Hervortreten

*) Dobrowsky instit. Ling. slav. p. 40 seq.

der Spiranten, mundartischem Wandel unterworfen (§. 16). Die Eigenthümlichkeit der schmelzenden Konsonanten, vermöge welcher sie mit den starren, und auch mit den Spiranten einen Gegensatz bilden, besteht darin, daß sie nicht, wie diese, jeder Einem der artikulirenden Organe ausschließlich, sondern mehreren zugleich angehören. Wir haben daher nicht nach der Zahl der artikulirenden Organe drei schmelzende Konsonanten, sondern vier, nämlich zwei (r und l) zwischen Kehle und Zunge, und zwei (n und m) zwischen Zunge und Lippen. Die Muta ist der höchst individualisirte Laut, weil in ihm die Besonderheit Eines Organs aufs vollkommenste ausgeprägt ist: die Liquida ist der mindest individualisirte Laut auf derselben Artikulationsstufe; weil in ihm die Besonderheiten zweier Organe in einander verfließen; und man hat die Unbestimmtheit seiner Gestalt sehr gut durch den Namen des schmelzenden (liquiden) Lautes bezeichnet. Diese eigenthümliche Natur der schmelzenden Laute erkläret, warum sie einerseits fast nie in einen starren Konsonanten oder in einen Spiranten, andrerseits aber sehr leicht — besonders die nebeneinander liegenden r und l, n und m — in einander übergehen, wie in Himmel und goth. himins, peregrinus und Pilgrim, rom. noble blanco, und portug. nobre branco, asinus und Esel, Faden und engl. fathom. Auch erklärt sich hieraus die Leichtigkeit, mit welcher sie sich mit den starren Lauten — vorangehend und nachfolgend — verbinden. Wie auf den andern Stufen, so ist auch hier der nach den Lippen liegende Laut der am meisten individualisirte; und daher m minder liquide als die Uebrigen. Wie der starre Zungenlaut gewissermaßen die Liquida unter den Starren, so ist m gewissermaßen die Muta unter den Liquiden. Dagegen ist der nach der Kehle liegende Laut r minder individualisirt, und wechselt daher oft mit dem Zungenspiranten s, und durch diesen sogar mit t, wie in

frieren, kühren, lieren und friesen, kiesen und liesen, wovon niederd. laten (lassen), und in nord. ur, goth. us (aus), engl. out, niederd. ut. — Ein unmittelbarer Uebergang der schmelzenden Laute in starre hat wohl nie, ein Uebergang derselben in Vokale und gänzliches Schwinden derselben höchst selten, und wohl nur bei dem nach der Mitte liegenden l Statt, wie in fiore, wood, walk (§. 19).

§. 21.

Alle Lautentwickelung in der Sprache geschieht durch eine stufenweise fortschreitende Individualisirung der Laute. Die Liquida als der mindest individualisirte Konsonant muß vor Andern einer größern Individualisirung empfänglich sein. Da aber die Liquida an sich mit der Muta einen Gegensatz bildet; so kann sie nicht, wie der Spirant (§. 16.), in eine Muta übergehen: sie kann nur dadurch auf eine höhere Stufe der Individualisirung treten, daß sie mit einem Spiranten oder mit einer Muta in Einen Laut verschmilzt. Wir haben bereits gesehen, daß die Liquida im Anlaute sich auf diese Weise zu einer aspirirten Liquida individualisirt (§. 17). Eben so individualisirt sich die Liquida im Auslaute, indem sie mit einer nachfolgenden Muta verschmilzt, zu einer bekleideten Liquida, wie in Furche, Gold, wild, Mond neben nord. for, gull, willr, maan, und in Jemand, Niemand neben Jedermann. Alle Liquidä sind beider Arten von Individualisirung empfänglich: nur die Liquida m ist, weil sie schon der am meisten individualisirte Laut (gleichsam die Muta) unter den liquiden Lauten ist (§. 20), kaum einer weitern Individualisirung empfänglich. Sie verbindet sich im Anlaute fast nur mit dem Spiranten s, z. B. in smeltan neben meltan, und im Auslaute nur selten mit dem starren Lippenkonsonanten, z. B.

in angelſ. impan (impfen) u m b, nord. lambr u. ſ. f. Dagegen verbinden ſich die zwiſchen Kehle und Zunge liegenden r und l ſowohl im Anlaute als im Auslaute mit allen ſtarren Konſonanten. Mehr beſchränkt iſt in dieſer Hinſicht das n.

Wie der Spirant in dem Anlaute (§. 17), ſo hat die Muta im Auslaute keine andere als eine phonetiſche Bedeutung: durch beide wird der liquide Laut individualiſirt. Daher iſt auch im Auslaute die Muta, wie im Anlaute der Spirant (§. 17), in demſelben Worte nach Verſchiedenheit der Mundart bald vorhanden, bald nicht vorhanden, z. B. in altd. Ver und Ferge, tilgen und deleo, altd. lären (ſingen) und Lerche; in nord. grunn, munnr, linr und Grund, Mund, linde, altd. ſchwinen und ſchwinden, τείνω und tendo, angelſ. ham, tinan und Hemd, zünden, dän. tand und Zahn, nord. salt und l. sal; in nord. kambr, lambr und Kamm, Lamm, und in vielen Andern. In der finniſchen Sprache wird ſogar durch die Deklination häufig eine bekleidende Muta angenommen, wie in pal-e (Blaſebalg), Gen. palk-een Dat. palk-eelle; oder auch abgeworfen, wie in pelko (Furcht), Gen. pelon, Dat. pelolle. Die Endung er hat auf dieſe Weiſe in dem franzöſiſchen criard Schreier, mouchard Spion von moucher (ſpioniren), pillard Räuber, campagnard Landmann, pendard Galgenvogel, grognard Murrkopf, montagnard Bergbewohner, oreillard Langohr, poignard Dolch, in Buſſard, Baſtard, Bankert, engl. drunkard u. ſ. f. die Form ard (ert) angenommen; und die franzöſiſche Sprache läßt die Endung on z. B. in baton, bouton, action wie ong lauten. Wie der Spirant im Anlaute (slidan u. gleiten §. 17), ſo iſt auch die Muta im Auslaute mundartiſchem Wechſel unterworfen, wie in ſchlingen, ſchlank, nord. lingormr und ſchlinden,

engl. slender, Lindwurm, in landsam *), und langsam, Morgen und altengl. morwe, nord. svelgia und engl. swallow, Mark und engl. marrow, mando und je mange u. s. f. Im Französischen lauten daher pendant, étant, regiment, wie pendang, etang u. s. f., und finden, binden in einigen Mundarten wie fingen, bingen. Eben so wird aus dem angelsächsischen Partizip bärnende das englische burning, und aus dem niederdeutschen Gerundium wysende, lopent, vechtend die hochdeutschen Substantiven auf ung, z. B. Weisung, Stellung. Zwar hat sich die Muta im Auslaute eben so, wie der Spirant im Anlaute (§. 17), zuweilen mundartisch zu einer Sylbe erweitert; statt unsers gelb, falb, Burg finden wir im Englischen yellow, fallow (angels. falege) borough; und ähnliche Abänderungen kommen in andern Mundarten vor, z. B. im Altdeutschen perac, puruc, scilof, (Berg, Burg, Schilf): allein sie haben, wie der Spirant im Anlaute, nur eine phonetische, nicht eine logische Bedeutung. Das Hervortreten des Einen, wie des Andern, bezieht sich bloß auf phonetische Weise auf die Liquida, nicht aber auf logische Weise auf das Wort; sie individualisiren den Laut und zwar nur einen bestimmten Laut — die Liquida — ohne den Begriff des Wortes zu individualisiren. Sie unterscheiden sich hierin von den eigentlichen Ableitungsendungen, welche den Begriff individualisiren, und daher eben so wohl nach einer Muta als nach einer Liquida hervortreten, wie in Schrif-t, Gebur-t, mäch-tig, kar-g (karig).

§. 22.

Das Wort erhält, ehe es sich noch in dem Gegensatze von Stamm und Endung individualisirt, durch die Gegen-

---

*) Hebels Allem. Gedichte.

säße der Laute, in welchen es sich entwickelt, seine organische Gestalt; und diese ist um desto vollkommener, je mannigfaltiger und vollkommener diese Gegensätze der Laute in dem Worte ausgebildet sind. Zwischen den unvollkommenen Wortformen, in denen kaum noch ein organischer Gegensatz der Laute zu erkennen ist, und den vollendeten Gebilden, in denen sich mannigfaltige Gegensätze von Lauten entwickelt haben, liegt eine solche Mannigfaltigkeit der Lautverhältnisse, daß es scheint, als habe die Sprache in ihrer Entwickelung die ganze Möglichkeit der Lautverhältnisse erschöpft. Der erste und allgemeinste organische Gegensatz, welcher sich in dem Worte darstellt, ist der zwischen Konsonant und Vokal. In dem ganzen Umfange der bekannten Sprachen ist die Anzahl der Wörter, welche bloß aus Vokalen bestehen, sehr geringe; und das Gesetz, welches einen Konsonanten fordert, bewähret sich an diesen dadurch, daß sie sehr bald einen Konsonanten annehmen; wie ἄω, ἴω in ἄζω, εἶμι, gehen. Bei Andern wie ἄα (nord. â), Ei ist der in aqua, Owe, egg noch vorhandene Konsonant wieder abgeworfen. Wenn das Wort bloß aus einem Konsonanten und Vokal besteht; so steht der Konsonant als der eigentliche Wurzellaut gewöhnlich im Anlaute, und der Vokal, als der wandelbare Laut im Auslaute: sehr selten hat das umgekehrte Verhältniß Statt. Der Konsonant im Anlaute ist bald eine Muta, bald eine Liquida: die entschiedene Mehrheit hat jedoch im Anlaute eine Muta, zu welcher man hier auch den Spiranten zählen muß. So lange das Wort bloß die Differenz zwischen Konsonant und Vokal ausdrückt, steht es auf der untersten Stufe seiner Entwickelung: es tritt auf eine höhere Stufe, indem sich aus dem auslautenden Vokale ein Konsonant entwickelt, welcher entweder eine Liquida oder ein Spirant ist, und in letzterem Falle meistens sich zu einem starren verhärtet, z. B. in βάω, βαίνω, vado; φάω,

φάινω, φεγγω; πάω fian (slav. bi-ju), πασσω, batuo, batten, slav. bodu; bauen nord. bua, Niebl. bowen, goth. beidan; στάω sto (slav. sto-ju), nord. standa, stedia stellen; λάω, luo (slav. li-ju), λέιβω, liqueo, fließen; ρεω, ruo, (slav. re-ju), riazan, rinnen. Indem das Wort auf diese Weise die besondern Differenzen der Konsonanten in sich aufnimmt; wird die Gestalt desselben mehr individualisirt: das Wort, welches zuerst nicht viel mehr als ein einfacher Laut war, wie βα, φα, πα, λα, ρε, hat sich zu einem entschiedenen Gegensatze von Anlaut und Auslaut entwickelt. Am vollkommensten ist dieser Gegensatz in denjenigen Wörtern ausgebildet, welche im Anlaute eine Muta oder einen Spiranten, und im Auslaute eine Liquida, oder umgekehrt die Liquida im Anlaute, und die Muta im Auslaute haben; wie fall-en, hör-en, rath-en: und der bei weitem größere Theil aller Wörter hat diese Gestalt. Unter diesen machen diejenigen, welche die Muta oder den Spiranten im Anlaute, und die Liquida im Auslaute haben, in allen Sprachen die Mehrheit aus, und diese Form scheint eigentlich die vollendetste Form der einsylbigen Wurzeln und Stämme zu sein. Auf eine auffallende Weise tritt dieses besonders in den Stämmen der chinesischen Sprache hervor *). Wörter, in denen Anlaut und Auslaut beide starr, oder beide schmelzend sind, wie bitt-en, mein-en, sind minder vollkommen, und ihre Anzahl ist bei Weitem geringer. Aber auch in diesen Wörtern bilden Anlaut und Auslaut noch eine Differenz, indem sie alsdann meistens differenten Organen angehören, wie in geb-en, kauf-en, taug-en, bitt-en, deck-en, rinn-en. Selten sind Anlaut und Auslaut gleichnamige Konsonanten; und auch dann sind sie fast immer noch different, entweder als

*) Abel-Rémusat Elém. de la Grammaire chinoise p. 27.

Spirant und Muta, wie in jag-en, sied-en, dief-en, web-en, oder als Media, Tenuis oder Aspirata, wie in koch-en, deut-en. Wörter, welche im Anlaute und im Auslaute ganz denselben Laut haben, sind äußerst selten, und müssen als Ausartungen der organischen Form angesehen werden, wie bibo neben πίνω und πίζω, und beben neben weben und wegen.

Der starre Konsonant ist das vorwaltende und das vorzugsweise individualisirte Element der Wörter. Wenn daher die minder individualisirte Liquida im Anlaute oder im Auslaute steht; so strebt die Sprache, ihr eine größere Individualität zu geben, und sie gleichsam zu einer Muta zu erheben, indem sie dieselbe einerseits in eine aspirirte, andrerseits in eine bekleidete Liquida (§. 17. 21) verwandelt. Je weniger individualisirt eine Liquida an sich ist, um desto mehr ist sie dieser Entwickelung fähig (§. 21).

§. 23.

Der Wohllaut der Sprache erhält erst dadurch eine bestimmte Bedeutung, daß er als ein organisches Differenzverhältniß der Laute aufgefaßt wird. Jedes Wort ist wohllautend, in wie fern es organisch, d. h. nach den Gesetzen der organischen Lautdifferenzen gebildet ist. Kein Sprachlaut ist für sich übellautend, und die harten Laute sind an sich nicht minder wohllautend als die weichen: nur Lautverhältnisse sind wohllautend oder übellautend, je nachdem sie Verhältnisse differenter, oder indifferenter Laute sind. Uebellautende Verhältnisse können in Wurzeln und in den einsylbigen Stämmen nicht leicht Statt finden; leichter kommen sie in Sproßformen und in den Biegungsformen vor. In der deutschen Sprache hat ins Besondere die so häufige Verflachung der Vokale in das trübe e (§. 15) die Folge, daß sie weniger Vokalwohllaut hat, als die romanischen

Sprachen, unter denen besonders die italiänische sich hierin auszeichnet. Dagegen tritt in der deutschen Sprache die Differenz zwischen Muta und Liquida — gewiß die bedeutendste von allen — weit bestimmter hervor, und sie hat daher mehr Konsonantenwohllaut, als die romanischen Sprachen, welche sich mehr in indifferente Lautverhältnisse von schmelzenden Konsonanten und weichen Spiranten verflachet haben. In der deutschen Sprache müssen aber schon deßhalb leicht übellautende Konsonantenverhältnisse — Anhäufungen gleichstufiger Konsonanten — entstehen, weil in derselben der Rhythmus immer mehr vorherrschend geworden ist. Nach den Gesetzen des Rhythmus geht die Sprache nämlich darauf aus, in dem Worte die Einheit des Begriffes durch Einheit der rhythmischen Form auszudrücken. Um vielsylbigen Wörtern eine rhythmische Gestalt zu geben, stößt sie Vokale aus, schleift Endungen ab, und rückt Konsonanten aneinander, wie in Fiedler, Antwort statt der ältern Fideläre, Andawaurthi. So verliert die Sprache an Wohllaut in demselben Maße, in welchem sie an Wohlklang gewinnt (§. 11). — Am häufigsten treten übellautende Verhältnisse in der Zusammensetzung hervor: die Sprache strebt jedoch überall, sie zu verbessern; indem sie entweder Laute, die untereinander indifferent, und daher übellautend sind, in Einen Laut verschmilzt, wie in cogo, colligo, corrodo, appareo statt coago, conlego, conrodo, adpareo, oder einen differenten Laut einschiebt, wie in pro-d-esse, eigen-t-lich, wochen-t-lich, Hochzeit-s-tag, Heid-el-beere.

§. 24.

Das Wort erreicht die höchste und letzte Stufe der organischen Entwickelung, indem es sich in dem Gegensatze von Stamm und Endung individualisirt. Dieser Gegensatz ist ein Zwiefacher: nämlich ein logischer, von welchem

demnächst die Rede sein wird, und ein phonetischer. In Stamm und Endung wiederholt sich gewissermaßen derselbe Gegensatz von Starrem und Liquidem, welcher die organische Gestaltung des Stammes ausmacht. In den Stämmen sind die Konsonanten, und zwar unter den Konsonanten vorzugsweise die starren vorherrschend; sie sind zugleich vorzugsweise die unwandelbaren Laute, an welche die Identität des Wortes geknüpft ist (§. 19). Nun ist aber dem Konsonanten der Vokal, und der Muta die Liquida entgegengesetzt. Nach dem Gesetze der organischen Entwickelung müssen Vokal und Liquida die eigentlichen Laute der Endungen sein; weil die Konsonanten und unter diesen vorzugsweise die Mutä die eigentlichen Laute der Stämme sind. Wie in dem Stamme selbst der anlautende Konsonant und ins Besondere die anlautende Muta, so ist in der Sproßform der Stamm das starre, unwandelbare Element; und wie in Jenem der Vokal und die auslautende Liquida, so ist in dieser die Endung das liquide wandelbare Element. In Beziehung auf den Gegensatz von Stamm und Endung darf man jedoch den Begriff der Liquida nicht in der gewöhnlichen engen Bedeutung nehmen. Der Gegensatz von Stamm und Endung muß eigentlich als ein Gegensatz zwischen dem mehr individualisirten und dem minder individualisirten Laute, als Gegensatz von Starrheit und Liquidität überhaupt, aufgefaßt werden. Nun sind zwar der Konsonant und ins Besondere die Muta die eigentlichen Repräsentanten des starren; und der Vokal im Gegensatz zum Konsonanten und die Liquida im Gegensatze zur Muta die eigentlichen Repräsentanten des liquiden Elements im Worte: allein da Laute gerade dadurch geeignet sind, Endungslaute zu werden, daß sie minder individualisirt und daher liquider Natur sind; so können außer den Lauten **r**, **l**, **n**, **m**, noch andere als liquide Laute in der Endung stehen. Solche Laute sind namentlich der Spirant **s**, dessen liquide

Natur oben angedeutet wurde (§. 16), und der starre Zungenlaut, welcher gewissermaßen als eine Liquida unter den Starren anzusehen ist (§. 19). Da Vokale leicht in Spiranten, und diese in starre Konsonanten übergehen; so kann in den Endungen auch mitunter ein Spirant und selbst eine Muta vorkommen, ohne daß dadurch das Gesetz, welches einen Vokal oder eine Liquida fordert, aufgehoben würde.

In allen bekannten Sprachen sind die Endungen — Ableitungsendungen sowohl als Biegungsendungen — nach dem hier erörterten Gesetze durch liquide Laute in der angegebenen weitern Bedeutung, nämlich entweder durch Vokale, oder durch die Laute r, l, n, m, s, (sch), d, (t), gebildet. Nur in sehr wenigen Endungen findet sich der Kehllaut als erharteter Spirant: nämlich in ig, *ικος*, icus (goth. ah), in *ισκος*, goth. isks (isch), und wenigen andern. Die slavische Sprache hat bei weitem mehr Ableitungs- und Biegungsendungen, als die germanischen Sprachen; aber diese Endungen sind ebenfalls durch Vokale und liquide Konsonanten gebildet. Daß auch im Slavischen der starre Kehllaut in einigen Endungen vorkömmt, z. B. in ka, ko, ach, ok, ist um so weniger befremdend, da der Wechsel zwischen Zungen- und Kehllaut in dieser Sprache auch sonst nicht selten ist (§. 19). Der Lippenlaut kömmt noch seltener und nur als Spirant vor, z. B. in den Endungen wa, wo, ow.

Die durch die Betonung ausgedrückte Differenz zwischen Stamm und Endung ist mehr logischer als phonetischer Natur (§. 11). Derjenigen Differenz zwischen dem Vokale des Stammes und dem Vokale der Endung, welche in der deutschen Sprache durch die Umlautung bewirkt wird, ist bereits gedacht worden (§. 15). Es scheint aber außerdem noch eine andere Differenz zwischen dem Vokale des Stammes und dem Vokale der Endung Statt gefunden zu haben, nämlich

die Differenz der Quantität. Viele Stämme, die jetzt langen Vokal haben, hatten früher kurzen Vokal; und viele jetzt kurze Endungen hatten früher langen Vokal *), und es scheint, daß in einer Zeit, welche über unsere Forschungen hinaus liegt, unter den Vokalen des Stammes und der Endung ein Gegensatz der Quantität Statt fand, von welchem in manchen Sprachen noch Spuren vorhanden sind, wie in vias, locos, amas, goth. dagos (Tage), vigos (Wege), welcher aber besonders in der deutschen Sprache durch die herrschend gewordene Betonung verwischt worden. Da nämlich nach dem Gesetze des Rhythmus der Stamm den vollen Ton hat, und die Endung tonlos ist; und da besonders in der deutschen Sprache die metrischen Verhältnisse nach und nach gänzlich auf die Betonung zurückgeführt wurden; so mußten die Vokale der tonlosen Endungen bald kurz, und die Vokale der betonten Stämme häufig lang werden. Auf diese Weise mögen die Vokale in Stamm und Endung Quantitäten angenommen haben, welche sie ursprünglich nicht hatten — Es ist der organischen Bedeutung des Vokals als des liquiden Elements ganz gemäß, daß er in der Endung, als dem ebenfalls liquiden Theile des Wortes, sich freier zu einer Länge entfalte; hingegen in dem Stamme, als dem starren Kern des Wortes, sich in eine Kürze zusammenziehe, und gleichsam in dem Konsonanten latent werde. Dieser Gegenstand bedarf jedoch noch einer nähern Untersuchung. Ueberhaupt aber tritt der Gegensatz von Stamm und Endung als Gegensatz von Starrheit und Liquidität in allen bekannten Sprachen aufs bestimmteste hervor. Dieser Gegensatz ist auf der phonetischen Seite dasselbe, was auf der logischen Seite der Gegensatz von Begriff und Beziehung — von Stoff und Form — ist (§. 7). Beide Gegensätze sind,

---

*) Grimm d. Gr. Th. 1. S. 12.

weil sie durch die organische Entwickelung der Sprache gegeben sind, gleich nothwendig und ursprünglich: sie sind im Leben der Sprache Ein und derselbe Gegensatz. *)

*) Ueber die Lautbildung überhaupt vergleiche man die deutsche Wortbildung Kap. 2.

Dritter Abschnitt.

Organische Wortbildung.

Erstes Kap.

Entwickelung der Begriffe.

§. 25.

Die Geschichte des Wortes ist gewissermaßen die Geschichte des durch dasselbe ausgeprägten Begriffes, und wir erkennen aus der organischen Entwickelung des Erstern die organische Entwickelung des Letztern: denn die Entwickelung des Begriffes und die des Wortes sind eigentlich nur Eine und dieselbe. Wie der unendliche Reichthum an Wörtern durch eine fortschreitende organische Individualisirung aus sehr wenigen Wurzelwörtern hervorgeht; eben so geht die unendliche Menge der in der Sprache ausgeprägten Begriffe durch fortschreitende Individualisirung aus wenigen Begriffen hervor, welche wir **Wurzelbegriffe** nennen können. Diese Wurzelbegriffe haben mit einander gemein, daß sie Begriffe von **Thätigkeiten** sind. Das Verb ist die Wurzel des gesammten Wortreichthums der Sprache: und jedes Wurzelverb bezeichnet ursprünglich den Begriff einer Thätigkeit, nie den eines Leidens oder eines als Ruhe gedachten Zustandes. Wie das

Wurzelwort auf der niedrigsten Stufe der Entwickelung — anfangs bestehend aus einem Konsonanten und Vokale — die mindest individualisirte Gestalt hat; so ist auch der Wurzelbegriff höchst unbestimmt: Wort und Begriff sollen erst durch mannigfaltige Entwickelung individualisirt werden. Wie umfassend und wie unbestimmt ist der durch die Wurzel λάω, lat. luo, fluo ausgedrückte Begriff, welcher die Begriffe fließen, gießen (λείβω slav. liju), schmelzen (liqueo slav. pluju), gerinnen (nord. hlaupa laben), regnen (pluo), weinen (fleo), schwimmen (πλέω), und mehrere andere umfaßt? So umfaßt der durch δάω bezeichnete Wurzelbegriff des Theilens und Trennens die Begriffe geben (do), beißen (δήκω), stechen (angels. thydan), hauen (slav. teschu δάπτω), stoßen (tundo), schlagen (τυπτω nord. daska), verletzen (δήλεω) zerstören (deleo tilgen), sterben δάνω nord. deya), theilen (nord. deila), schneiden (fr. tailler), graben (angels. delfan), leiden (dulden nord. thola), stehlen, und mehrere Andere. Eben so und noch bestimmter läßt sich nachweisen, daß die Wurzeln, welche ein gewaltsames Trennen und Verletzen bezeichnen, wie hauen, scheren, schinden, schaben, nagen u. s. f. jedes für sich alle Arten von Trennung und Verletzung zugleich, und zwar meistens in aktiver, passiver und faktitiver Bedeutung ausdrücken.

In dem Wurzelbegriffe der Thätigkeit liegt, obgleich noch unentwickelt, zugleich der Begriff des Seins. In der chinesischen Sprache liegen beide Begriffe noch nicht geschieden in dem Verb, welches gewöhnlich eben so wohl in der Bedeutung des Substantivs, als in der des Verbs gebraucht wird. In der Sprache gibt es keinen Begriff eines Seins, der nicht erst aus dem Begriffe der Thätigkeit her-

vorgegangen wäre: alle Substantiven sind Verbalien. So bezeichnet der Gegensatz von Thätigkeit und Sein in der Sprache die erste Stufe der logischen Entwickelung. Dieser Gegensatz umfaßt die ganze Sprache: denn jeder Begriff läßt sich auf eine Thätigkeit oder auf ein Sein zurückführen, und jedes Wort ist, wenn es wirklich einen Begriff ausdrückt, Verb oder Substantiv. Indem auf der einen Seite der Begriff der Thätigkeit, und auf der andern Seite der Begriff des Seins sich entwickelt, und von dem Allgemeinen zum Besondern, vom Unbestimmten zum Bestimmten fortschreitend, sich individualisirt; erlangt die logische Seite der Sprache ihre volle Ausbildung. Die logische Entwickelung wird aber dadurch eine organische, daß sie sich, wie die phonetische in Lautdifferenzen, eben so in Begriffsdifferenzen darstellt, und daß auf jeder neuen Entwickelungsstufe der erste und allgemeine Gegensatz von Thätigkeit und Sein sich gewissermaßen wiederholet. Um dieses zu verstehen, muß man jedoch den Gegensatz von Thätigkeit und Sein in seiner organischen Bedeutung (§. 5) auffassen. So wie nämlich auf der phonetischen Seite der Gegensatz von Vokal und Konsonant nur ein Gegensatz von Liquidität und Starrheit ist, und wie man den Konsonanten als einen mehr oder weniger starr gewordenen Vokal, und den Vokal als einen höchst liquiden Konsonanten ansehen muß; eben so muß auch der Gegensatz der logischen Seite so aufgefaßt werden, daß die Thätigkeit als ein in Thätigkeit freigewordenes Sein, das Sein aber als eine ruhend gewordene, an ein Sein gebundene Thätigkeit gedacht wird. Die Sprache drückt jede Thätigkeit durch eine Personalform eines Verbs als Einheit von Thätigkeit und Sein; und jedes Sein durch ein von einem Verb gebildetes Substantiv als eine ruhend und räumlich gewordene Thätigkeit aus. Wir werden noch vielfältig Gelegenheit haben zu bemerken, daß der Begriff eines rein ma-

teriellen — absolut unthätigen — Seins der Sprache — wie ein solches Sein der Natur — eigentlich fremd ist.

§. 26.

Alle Wurzelbegriffe sind Begriffe von Thätigkeiten; kein Wurzelverb drückt ursprünglich ein Leiden oder einen unthätigen Zustand aus; und es läßt sich etymologisch nachweisen, daß z. B. leiden, dulden, sterben ursprünglich thätige Bedeutung haben. Die natürlichen Thätigkeiten (Verrichtungen) der belebten und nicht belebten Wesen, wie sie sich der sinnlichen Wahrnehmung darbieten, machen den Inhalt aller Wurzelbegriffe aus. Diese Thätigkeiten wie z. B. sehen, hören, laufen, wachsen, wachen, lauten, schreien, scheinen, sind als bloße Verrichtungen eines Seins intransitiv. Die Wurzelverben haben großentheils diese intransitive Bedeutung behalten; und wenn sie mit einem Objekte in Beziehung gesetzt werden; so wird diese meistens nicht durch den Kasus der transitiven Beziehung (den Akkusativ), sondern durch einen andern Kasus bezeichnet. Da aber der Wurzelbegriff als solcher ein höchst allgemeiner und unbestimmter ist; so schließt er die transitive und die faktitive Bedeutung nicht aus. Viele Wurzeln sind daher zugleich intransitiv und transitiv, wie nehmen und schlagen in: zunehmen, ausschlagen, und annehmen, todtschlagen; andere hingegen intransitiv und faktitiv, wie fahren, ziehen, brechen in ausfahren, ausziehen, das Eis bricht, und den Wagen fahren, ziehen, den Stab brechen (d. h. fahren, ziehen, brechen machen). Dieselbe Wurzel hat oft zugleich aktive und passive Bedeutung, wie riechen, heißen, sehen (passiv in aussehen) losen (hören) (passiv in lauten) und lugen (sehen) (passiv in luceo und lassen.)

Das ursprünglich intransitive Verb wird ein transitives,

indem die Thätigkeit in einem solchen Beziehungsverhältnisse zu einem Objekte gedacht wird, daß die Thätigkeit sich des Objektes gewissermaßen als eines Stoffes bemächtiget, an welchem die Thätigkeit erst zu Stande kommt, und ohne welchen sie nicht als eine solche (transitive) zu Stande kommen kann. Das Transitivum ist in dem Begriffe selbst von dem Intransitivum nicht verschieden. In dem intransitiven sehen und in Sterne sehen, ist der Begriff von sehen derselbe: in dem Letztern ist nur der übrigens unveränderte Begriff der Thätigkeit in eine Beziehung gesetzt, die bei dem Erstern mangelt. Transitives und intransitives Verb bilden daher nicht eigentlich einen organischen Gegensatz; und die Sprache hat für das Transitivum als solches keine besondere Form, sondern bezeichnet die transitive Beziehung, wie andere Beziehungen, bloß auf syntaktische Weise. Obgleich nun vielfältig dasselbe Verb transitiv und intransitiv sein kann; so gibt es doch einerseits Thätigkeitsbegriffe, welche sich ihrer Natur nach in der Sprache meistens als intransitive, und andere, welche sich eben so ihrer Natur nach meistens als transitive darstellen. Zu den Erstern gehören im Allgemeinen die Begriffe solcher Thätigkeiten, welche als die natürlichen und eigenthümlichen Verrichtungen eines Wesens — gleichsam als die Lebensverrichtungen desselben — angesehen werden, z. B. bei lebenden Wesen: wachen, schlafen, wachsen, essen, trinken, athmen, empfinden und die eigenthümlichen Arten ihrer Bewegungen, wie kriechen, fliegen u. s. f., bei leblosen Dingen: fließen, scheinen, leuchten und andere Thätigkeiten, in welchen ihre besondere Natur in die Erscheinung tritt. Zu den letztern gehören im Allgemeinen die Begriffe solcher Thätigkeiten, durch welche das Sein ein anderes leidend gedachtes Sein sich gewissermaßen unterwirft. Ins Besondere gehören hierher die Begriffe eingreifender und verletzender Bewegun-

gen, wie schneiden, stechen, hauen, beißen, schlagen u. s. f. Obgleich auch diese ursprünglich wohl nicht eingreifend, sondern wie z. B. schlagen, bloß als Bewegung intransitiv gedacht wurden, so nehmen sie doch überall gern die transitive Bedeutung einer eingreifenden Thätigkeit an. Den hier angedeuteten Unterschied der Bedeutung bezeichnet die Sprache näher theils durch die sogleich zu bezeichnenden besondern Formen der Verben, theils durch den Unterschied des regirten Kasus.

Einen bestimmten Gegensatz bildet aber das intransitive Verb mit dem faktitiven Verb. In dem Intransitivum liegt der Begriff einer auf das Subjekt beschränkten Thätigkeit, welche auf das Subjekt selbst gerichtet sein, und auf diese Weise in ein Leiden des Subjektes übergehen kann. In dem Faktitivum hingegen liegt der Begriff einer gesteigerten Thätigkeit, welche nicht nur, wie das Transitivum, über das Subjekt hinausschreitet, sondern auch ihr Objekt in Thätigkeit versetzt. Die Sprache bezeichnet daher diesen Gegensatz nicht bloß auf syntaktische Weise, sondern auch durch die Form des Verbs selbst, wie in trinken und tränken, fallen und fällen, fahren und führen. In diesen Beispielen ist zwar das Faktitivum, aber noch nicht das Intransitivum durch die Form des Verbs unterschieden. Auf einer höhern Stufe der Entwickelung stellt sich aber auch der intransitive Begriff, welcher in den Wurzelverben von dem transitiven und faktitiven Begriffe noch nicht durch die Form unterschieden war, als ein mehr individualisirter Begriff dar, und wird als ausschließlich intransitiver Begriff im Gegensatze gegen den faktitiven aufs bestimmteste auch durch die Form des Verbs selbst unterschieden. Die eigentliche individualisirte Form des Intransitivums ist nämlich die reflexive Form des Verbs, unter welcher wir auch das Medium der griechischen Sprache und die Passiv-

formen der andern Sprachen begreifen. Denn diese sind in Form und Bedeutung nur Abänderungen des reflexiven Verbs. Obgleich manche Sprachen, wie die deutsche, den reflexiven Begriff von dem passiven durch die Form unterscheiden; so werden sie doch wieder in der Form so häufig verwechselt, daß man wohl sieht, daß die Sprache das Passivum und Reflexivum nicht unterschieden hat. Die slavische Sprache hat keine besondere Passivform; sie bedient sich statt derselben des Reflexivums, z. B. datissä (sich geben) statt gegeben werden; dasselbe gilt von der walachischen Sprache, in welcher z. B. me laud die Bedeutung von laudor hat. Auch die Passivformen der nordischen Sprachen sind ursprünglich nichts anderes als Reflexivverben, in denen das Reflexivpronom, wie im Slavischen, zu einer Endung geworden ist; und in diesen Sprachen hat dieselbe Form, welche gewöhnlich die passive Bedeutung hat, wie in schwed. läras (gelehrt werden), häufig auch, wie im Lateinischen, bloß eine intransitive Bedeutung, wie in schwed. hoppas (hoffen), blygas (sich schämen) u. m. A. Das griechische Passivum ist aus dem Medium hervorgegangen, und dieses ist nichts Anderes als ein Reflexivum, z. B. τύπτομαι nichts Anderes als τύπτω-με. Die lateinischen Passivformen haben sehr häufig theils eine rein intransitive, theils eine reflexive Bedeutung, wie labor, utor, fruor, miror, recordor, laetor. Die deutsche Sprache und die meisten neuern Sprachen drücken den passiven Begriff durch Zusammensetzung mit dem Hülfsverb aus; sie bedienen sich jedoch auch zuweilen der reflexiven Form, um den passiven Begriff zu bezeichnen, z. B. es fragt sich, il s'agit, der Schlüssel hat sich nicht gefunden. Aber immer wird das Reflexivum gebraucht, wenn eine intransitive Thätigkeit als solche unterscheidend zu bezeichnen ist. Da die ursprünglich intransitiven Wurzelverben meistens sehr bald auch faktitive Bedeutung annahmen; und

viele derselben später nur in dieser Bedeutung gebraucht wurden; so hat die Sprache theils diesen Wurzelverben theils andern abgeleiteten Faktitiven die reflexive Form gegeben, wenn der intransitive Begriff zu unterscheiden war, z. B. sich biegen, sich winden, sich fügen, sich bewegen, sich setzen, sich legen. Ins Besondere werden geistige Verrichtungen, welche als innere, nicht in ein äußeres Objekt eingreifende (transitive) Thätigkeiten gedacht werden, durch die später gebildete reflexive Form — wie im Griechischen und Lateinischen durch das Medium und Passivum — ausgedrückt, z. B. sich erinnern (recordor, μνάομαι), sich fürchten (vereor, φοβέομαι), sich freuen (laetor) sich wundern (miror), sich schämen, sich sehnen, sich bedenken, sich grämen u. s. f. Der reflexive Begriff geht überall in den passiven über, z. B. sich drehen vertor, sich wälzen volvor, sich bewegen moveor. Die deutsche Sprache unterscheidet zwar genauer, als andere Sprachen, zwischen dem passiven und reflexiven Begriffe, z. B. gesetzt werden und sich sezzen: allein diese Begriffe sind nur als unterschiedene Gestaltungen des individualisirten intransitiven Begriffes anzusehen; und dieser bildet mit dem faktitiven Begriffe den eigentlichen Gegensatz, in welchem der unbestimmte Grundbegriff des Verbs sich individualisirt.

§. 27.

Das Substantiv ist ein Verbale, und bezeichnet das Sein als eine stätig gewordene Thätigkeit (§. 25). Der Begriff des Substantivs auf der untersten Stufe seiner Entwickelung, wie es sich in den von dem Wurzelverb durch den Ablaut gebildeten Stämmen darstellt, ist, wie der Begriff des Wurzelverbs selbst, noch höchst unbestimmt. In ihm sind die Begriffe des Thätigen, des Thuns und des Ge-

thanen noch nicht bestimmt geschieden: so bedeutet z. B. Fang eben so wohl das Fangen und das Gefangene, als das Fangende (die Fänge des Habichts). Wie jedoch in dem Verb der intransitive Begriff als der ursprünglich vorherrschende anzusehen ist; so scheint auch in dem Substantiv auf dieser Stufe der Begriff des Thätigen ursprünglich vorherrschend zu sein, wie in Fluß, Flut, Floß (das Fließende); in φώρ, fur, slav. wor (Dieb), nord. vargr (Wolf) (das Raubende) von wargen, slav. woruiu (rauben), in bos, slav. buik (Ochse), Bock, slav. bitsch (Peitsche) (das Schlagende, Stoßende) von batten, πάω, slav. biiu. Und wie sich aus dem Wurzelbegriffe des Verbs auch der faktitive und passive (reflexive) Begriff entwickelte; so scheint auch an dem Substantiv neben dem Begriffe des Thätigen sogleich der substantivische Begriff des Gethanen und Bewirkten hervorgetreten zu sein, wie in Sang, Trank, Mehl, Heu u. s. f. Daß diejenige Vorstellungsweise, welche alles Sein unter den Begriff der Thätigkeit stellt, und jedem Wesen eine Seele gibt, ursprünglich in der Sprache vorwaltet, ersehen wir ins Besondere daraus, daß das Substantiv sich fast überall den Gegensatz der natürlichen Geschlechter angeeignet hat. Die Sprache scheint nämlich ursprünglich nur das natürliche Geschlecht unterschieden, und diese bei Personen- und Thiernamen ganz natürliche Unterscheidung auch auf die Dingnamen angewendet zu haben. Die semitischen Sprachen kennen nur ein männliches und ein weibliches Geschlecht; und in den andern Sprachen ist das männliche und weibliche Geschlecht in der Form bestimmter unterschieden, als das sächliche, welches sich in der Form dem männlichen Geschlechte nähert, und in einigen Sprachen z. B. der französischen wieder mit demselben zusammenfällt. Daß die Unterscheidung des natürlichen Geschlechtes in der Sprache die ältere, und daß ihr die Unterscheidung des sächli-

chen Geschlechtes untergeordnet ist, ersieht man noch besonders daraus, daß Dingnamen sehr häufig das Personengeschlecht — männliches und weibliches — Personennamen aber fast nie das sächliche Geschlecht haben. Es scheint zwar, wie wir später sehen werden, daß die Unterscheidung des Geschlechtes eigentlich nicht so wohl von dem Substantiv selbst, als von dem Pronom ausgeht; und es gibt sogar Sprachen, wie die finnische, denen die Unterscheidung des Geschlechtes gänzlich fremd ist: allein diese Unterscheidung tritt in der Sprache im Allgemeinen so bestimmt hervor, daß man wohl sieht, daß die Sprache ursprünglich in allem Sein den Gegensatz der Geschlechter, und mit ihm eine lebendige Thätigkeit anerkennt.

§. 28.

Da die Sprache alles Sein unter den Begriff der Thätigkeit stellt, und das Sein als Sein und zugleich als Thätigkeit vorstellt; so kann der Gegensatz von Person und Ding nicht als Gegensatz reiner Thätigkeit zu reinem Sein, sondern nur so gedacht werden, daß in der Person die Thätigkeit über das Sein, und in dem Dinge das Sein über die Thätigkeit vorherrscht. Der Gegensatz der Geschlechter als Gegensatz von Thätigkeit zu Thätigkeit (ähnlich dem + E und — E) ist bestimmter, und wird daher in der Sprache ursprünglich mehr oder weniger durch die Form des Substantivs selbst ausgeprägt. Der Gegensatz von Person und Ding ist nicht eben so bestimmt; er ist daher in der Form des Substantivs selbst sehr unvollkommen, und meistens nur dadurch bezeichnet, daß den Dingnamen die Endungen mangeln, welche an Personennamen das natürliche Geschlecht bezeichnen. Bestimmter tritt dieser Gegensatz in den Beziehungsverhältnissen der Rede, und in dem Ausdrucke dieser Verhältnisse — der Flexion — hervor. Im Allgemeinen ist

die Flexion der Dingnamen unvollkommner, als die der Personennamen. Alle Sprachen unterscheiden mehr oder weniger durch die Flexion des Substantivs die mehr thätig gedachte Beziehung der Person von der mehr räumlich gedachten Beziehung des Dinges (Thiernamen werden in dieser Hinsicht gewöhnlich wie Personennamen genommen). Wir werden weiter unten sehen, daß Bedeutung und Gebrauch der Kasus und Präpositionen sich großentheils auf diesen Gegensatz gründen, und daß nicht nur die Flexionsformen des Substantivs, sondern auch die Formen der Ableitung und der Zusammensetzung vielfältig von diesem Gegensatze abhängig sind.

§. 29.

Alle Substantivbegriffe sind entweder Begriffe eines thätigen Seins, oder Begriffe eines gethanen (durch die Thätigkeit gewordenen) Seins, oder substantivische Begriffe der Thätigkeit selbst. Wir nennen die zwei ersten Arten von Begriffen konkrete, und die letzte Art abstrakte Begriffe. In dem Begriffe eines thätigen Seins liegt, weil das thätige Subjekt als eine Einheit gedacht wird, zugleich der Begriff einer Individualität. Da jedes Substantiv ein Verbale — der Ausdruck eines Prädikates — ist; so muß jeder Name eines thätigen Seins, wie z. B. Wolf von wilwan (rauben), der ganzen Gattung von Individuen gemein sein, denen dasselbe Prädikat (rauben) zukömmt: jeder Name eines thätigen Seins muß daher ursprünglich ein Gemeinname, d. h. ein gemeinsamer Name mehrerer Individuen sein. Wird ein Gemeinname, z. B. Karl, Müller, Schmid, Einem Individuum angeeignet, so wird er ein Eigenname: alle Eigennamen sind ursprünglich Gemeinnamen. Das thätige Sein wird um desto vollkommner als ein individuelles von dem nicht individuellen Sein unterschieden, je mehr in dem

selben auch die Thätigkeit als eine besondere — individualisirte — gedacht wird: Personen- und Thiernamen drücken daher die vollkommenste Individualität aus; und unter allen Substantiven werden nur Personennamen, und die Namen von Städten, Flüssen u. s. f. welche unsere Vorstellung gewissermaßen personifizirt, zu Eigennamen.

Vergleicht man die Personen- und Thiernamen mit den Wurzelverben, von denen sie gebildet sind, so wird man immer finden, daß sie den Begriff des Thätigen haben, z. B. Bote, Bürge, Riese, Hirt, Held, Dieb, von bieten, bergen, risan nord. hirda u. s. f. (der Bietende, Bergende u. s. f.); und Pferd, Kuh, Kalb, Lamm, Bock, Wolf von fahren, kauen, gelfen, limmen u. s. f. (das Fahrende, Kauende u. s. f.). Viele Namen lebloser Dinge wie Band, Dach, Blume, Mühle, Hut, Hütte sind eben so von binden, dekken, blühen u. s. f. gebildet, und bezeichnen ebenfalls den Begriff eines thätigen Seins (Bindendes, Deckendes). Vergleicht man aber sehr viele andere Dingnamen, z. B. Grab, Mehl, Heu, Trank, Milch, Malz, Schrot, Schmalz, Schnee, Schutt (Gegrabenes, Gemalenes u. s. f.) mit ihren Wurzeln, graben, malen, hauen, trinken u. s. f., so sieht man wohl, daß ihr Begriff nicht als der eines thätigen Seins, sondern als der eines Gethanen (durch die Thätigkeit Gewordenen) bezeichnet ist. Da die Sprache in dem Verb das Passivum als ein reflexives Aktivum (*τύπτομαι* als *τύπτω-με* vorstellt §. 26); so ist das Gethane ursprünglich zwar ebenfalls als ein reflexiv Thätiges (sich Malendes, sich Hauendes u. s. f.) gedacht worden. Allein in dem Begriffe des Gethanen tritt die Vorstellung des thätigen Seins, an welche die Individualität des Seins geknüpft ist, zurück; und das Gethane wird als solches nicht eben so, wie das thätige Sein, als Indi-

viduum, sondern als Stoff gedacht, an welchem keine Individualität unterschieden wird. Alle Benennungen, welche auf die hier bezeichnete Weise das Sein als ein Gethanes bezeichnen, wie Mehl, Milch, Malz, Schrot (Gemalenes, Gemolkenes, Gemalzenes, Geschrotenes) sind daher ihrer Natur nach Stoffnamen. Dadurch daß sich aus dem Begriffe des Verbs der konkrete Begriff des Substantivs einerseits als der Begriff eines thätigen, und andrerseits als der Begriff eines gethanen Seins entwickelt, ist daher zugleich der Gegensatz zwischen Gemeinnamen und Stoffnamen, oder vielmehr eine Stufenleiter der Individualität gegeben, deren äußerste Punkte einerseits durch die Stoffnamen, andererseits durch die Eigennamen bezeichnet sind. Der von der wandelbaren Vorstellungsweise abhängige Gebrauch hat jedoch späterhin vielfältig Stoffnamen zu Gemeinnamen erhoben, und Gemeinnamen zu Stoffnamen herabgesetzt.

Der abstrakte Begriff der Thätigkeit ist wohl erst später von der Sprache unterschieden worden; und der Ausdruck desselben schwankt daher noch vielfältig zwischen abstrakter und konkreter Bedeutung. So bezeichnen z. B. Tiefe, Höhe, Süßigkeit, Feuchtigkeit eben so wohl den konkreten Begriff des Tiefen, Hohen u. s. f., als den abstrakten Begriff der Tiefe, Höhe u. s. f. Da in dem abstrakten Begriffe kein thätiges Subjekt, und überhaupt eigentlich nicht ein Sein, sondern eine Thätigkeit in der Form eines Seins gedacht wird: so ist dem Abstraktum seiner Natur nach der Begriff des Individuellen ebenfalls fremd; und es verhält sich in dieser Hinsicht wie die Stoffnamen, z. B. Muth, Stolz, Geiz, wie Luft, Sand. Manche Abstrakta werden jedoch eben so wie manche ursprüngliche Stoffnamen jetzt als Gemeinnamen angesehen wie z. B. der Sprung, der Schlag, der Kuß u. m. A. — In dem Sammelnamen (collectivum) faßt die Sprache eine Vielheit von Per-

sonen oder Dingen in eine Einheit zusammen. Hierbei wird das Ganze als Ein Individuum gedacht, indeß das Einzelne seine Individualität verliert und gleichsam stoffartig wird. Da hier die Einheit nicht eine wirkliche, sondern eine gedachte ist, und da jeder Sammelname eigentlich ein vielen Einzelnen gemeinsames Prädikat als Abstraktum ausdrückt: so gehören die Sammelnamen eigentlich zu den Abstrakten, und die Sprache bezeichnet sie wirklich durch dieselben Formen, durch welche sie den abstrakten Begriff bezeichnet, z. B. Waldung, Menschheit, Reiterei, Bürgerschaft, Judenthum.

Der Gegensatz von Person und Ding (§. 28.) wird dadurch näher bestimmt, daß er als Gegensatz der Individualität aufgefaßt wird, und daß die Substantiven, je nachdem ihr Begriff mehr oder weniger, oder gar nicht als Begriff eines Individuums gedacht wird, eine natürliche Abstufung bilden. Nun ist zwar für jedes Substantiv durch die Bedeutung, welche es an sich als Eigenname, appellativer Personen- oder Dingname, Stoffname oder Abstraktum hat, gewissermassen seine Stelle auf dieser Stufenleiter gegeben. Allein das Substantiv erhält eine größere oder geringere Individualität seines Begriffes zugleich durch die Bedeutung, welche ihm die lebendige Rede beilegt. Diese individualisirt häufig Stoffnamen zu Gemeinnamen; und diese zu Eigennamen; andrerseits verflüssiget sie wieder Eigennamen zu Gemeinnamen, und diese zu Stoffnamen. Die theils durch den Begriff des Substantivs an sich, theils durch die lebendige Rede gegebene Individualität bezeichnet die Sprache theils durch Verschiedenheit der Flexion, theils durch andere Hülfsmittel, und namentlich durch den Artikel. Durch die Flexion wird die Differenz der Individualität am vollkommensten bezeichnet in der finnischen Sprache. Diese hat nämlich eine von der Hauptdeklination unterschiedene minder vollkommene Dekli-

nationsform (die unbeschränkte Form), welche nur fünf (eigentlich nur drei) Kasusformen hat, nämlich im Singular sowohl als im Plural einen Akkusativ, der dem Nominativ gleich ist, und nur im Plural einen Genitiv. Die finnische Sprache bedient sich gemeiniglich dieser Deklinationsform bei Stoffnamen; bei Gemeinnamen aber nur dann, wenn sie allgemein und unbestimmt (stoffartig) gedacht sind, z. B. es sind Bauern, einen Brief schreiben. Insbesondere wendet sie dieselbe an nach den Zahlwörtern, und nach Gemäßnamen z. B. drei Monate, sechs Personen, ein Stück Brod, voll Weines. Dieser eigens für den Stoffbegriff gebildeten Deklination entsprechen in der deutschen Sprache manche ebenfalls von der gemeinen Deklination abweichende Formen wie: drei Fuß, sechs Zoll, hundert Mann, mit einem Stücke Brod, von einem Pfunde Fleisch, voll Wein u. s. f. Auch der Abfall der Endungen in den Ausdrücken mit Brod und Wein, mit Witz und mit Verstand u. s. f., findet in der unbeschränkten Form der finnischen Sprache seine Erklärung. Die französische und italiänische Deklination vermittelst des articulus partitivus endlich ist dieser finnischen Deklinationsform ganz analog.

Die germanischen, wie auch die romanischen und manche andere Sprachen, bezeichnen an dem Substantiv die mehr oder minder individuelle Bedeutung besonders durch den Artikel, den das Fortschreiten der Sprache zu größerer Bestimmtheit der Begriffe beim Mangel einer unterscheidenden Deklinationsform fordert. Der bestimmte Artikel bezeichnet das als Individuum der Gattung gedachte Sein als Ein bestimmtes Individuum: er macht den Gemeinnamen zum Eigennamen. Auch Stoffnamen und Abstrakta macht er zu Eigennamen, indem er ihren Begriff als Ein Individuum bezeichnet, z. B. das Gold (die ganze Art des Metalles)

ist dehnbar, die Luft (das Element) ist flüssig, die Wahrheit erhebt die Menschheit, den Menschen (das Geschlecht). Da der Eigenname an sich das Individuum als solches bezeichnet, bedarf er keines Artikels. Der unbestimmte Artikel bezeichnet den Gemeinnamen als Gemeinnamen d. h. als Ausdruck eines Individuums von der Gattung. Er macht sowohl den Stoffnamen und das Abstraktum als den Eigennamen zum Gemeinnamen, z. B. ein Wasser (von vielen Wassern), eine Freiheit, eine Freude (von vielen) ein Nero, ein Stuart. Wenn der Stoff und das abstrakte Sein als ein nicht individuelles Sein gedacht wird, so wird es als solches durch den Stoffnamen ohne Artikel bezeichnet. Gemeinnamen werden zu Stoffnamen, wenn sie ohne Artikel sind. In: er ißt Aepfel, oder Erbsen, ich schieße Vögel, ich suche Menschen, ist der Plural eben so als Stoffnamen gedacht, wie z. B. der Singular in: ich esse Kohl, ich trinke Wasser; und die romanischen Sprachen bezeichnen Jenen eben so, wie Diesen durch den articulus partitivus. Uebrigens ist die eigentliche Bedeutung des Artikels in der Sprache dadurch getrübt, daß man ihm mehr oder weniger Nebenbestimmungen gegeben hat, welche ihm ursprünglich fremd sind. In der deutschen Sprache muß der bestimmte Artikel insbesondere dazu dienen, den Kasus des Stoffnamens und Abstraktums, und das Geschlecht des Eigennamens zu bezeichnen, z. B. ich bedarf der Butter, der Worte, der Hülfe; die Baumann u. s. f.

§. 30.

Begreift man unter dem Verb überhaupt den Ausdruck der Thätigkeit, und unter dem Substantiv überhaupt den Ausdruck des Seins: so steht das Adjektiv zwischen Verb und Substantiv in der Mitte; es ist entweder ein substantivisch gewordenes Verb, oder ein verbal gewordenes Substantiv.

Das Adjektiv ist entweder prädikativ, z. B. das Haus ist groß, das Haus ist prächtig; oder es ist attributiv, z. B. das schöne, das prächtige Haus. Der Unterschied zwischen dem Prädikativ und Attributiv ist in dem jetzigen Sprachgebrauche zwar in so fern verwischt, daß dasselbe Adjektiv meistens zugleich prädikativ und attributiv gebraucht wird; allein es sind Thatsachen vorhanden, welche es sehr wahrscheinlich machen, daß ursprünglich Prädikativ und Attributiv durch differente Formen des Adjektivs unterschieden wurden. Die adjektivischen Stämme: angst, bereit, irre, gedenk, getrost, gehaß, kund, gram, gänge, gebe, gemäß, leid werden niemals, und heil, laß, queer, froh, los, satt, wach fast niemals anders als prädikativ gebraucht. Dagegen werden nicht nur die Ordinalzahlwörter, die Superlative, und alle Adverbialien wie heutig, jetzig, gestrig, dortig, obig, ober, unter, äusser u. s. f., sondern auch die meisten Adjektiven der Form isch wie buhlerisch, diebisch, räuberisch, frankfurtisch und andere von Orts- und Ländernamen gebildete Formen; ferner viele Adjektiven der Form lich, wie anfänglich, endlich, jährlich, täglich, nächtlich, stündlich, mündlich, wörtlich, eidlich, glimpflich; endlich die von Stoffnamen gebildeten Formen irden, eisern, golden u. s. f., theils nie, theils selten anders als attributiv gebraucht. Eben so werden in den slavischen Sprachen manche Sproßformen nur attributiv gebraucht. Nach diesen Thatsachen ist es höchst wahrscheinlich, daß ursprünglich die adjektivischen Stämme bloß prädikativ, und die Sproßformen bloß attributiv waren: und es bleibt hierüber kaum ein Zweifel übrig, wenn man einerseits das Prädikativ und den Stamm, und andrerseits das Attributiv und die Sproßform näher betrachtet, und nach Form und Bedeutung vergleicht.

Der eigentliche Ausdruck des Prädikats ist das Verb, und jeder andere Sprachtheil wird dadurch, daß er prädikativ gebraucht wird, gewissermaßen zu einem Verb. Nun ist aber der adjektivische Stamm, welchen wir für ursprünglich prädikativ halten, von dem Verb selbst in Form und Bedeutung kaum unterschieden. Nur die Flexion unterscheidet z. B. die Adjektiven wach, gleich, bleich, von den Verben wach-en, gleich-en, bleich-en; und man könnte Adjektiv und Verb für dasselbe Wort halten, wenn nicht sehr häufig der Ablaut das Adjektiv als ein vom Verb abgeleitetes bezeichnete, wie in glatt, blank, bar, von gleiten, blinken, beren. Vergleicht man die Ausdrücke: er ist wach, er ist dir gleich, der Baum ist grün mit er wachet, er gleicht dir, der Baum grünet; so ist in der Bedeutung kaum ein Unterschied zu finden. Auch haben die adjektivischen Stämme noch sehr häufig die unbestimmte Bedeutung der Verben, von denen sie gebildet sind (§. 25). So haben kund (gekannt) und genehm (acceptus) aktive Bedeutung in dem substantivisch gebrauchten Kunde, und in dem nordischen nämr (empfänglich), mit welchem auch das alte Erbname (Erbe) übereinstimmt. Das ebenfalls substantivisch gebrauchte Hirt (Hüter) bedeutet in dem nordischen hirdr (sicher) so viel als gehütet; unser blind im Altdeutschen wie im Nordischen so viel als unsichtbar; und das nordische läs hat zugleich die Bedeutung von lesend und von leserlich. Wir können jedoch schon deßhalb den adjektivischen Stamm nicht als mit dem Verb ganz gleichbedeutend ansehen, weil jener meistens durch den Ablaut, also durch Ableitung, von diesem gebildet ist. Die Differenz besteht nur darin, daß das Verb eine freie Thätigkeit, das prädikative Adjektiv hingegen eine Thätigkeit als eine zur Ruhe gebrachte, haftende — als Zustand — bezeichnet. Dem Adjektiv mangelt daher diejenige Flexion,

durch welche am Verb das eigentliche Verhältniß der Thätigkeit — nämlich das Zeitverhältniß — ausgedrückt wird; und es bedarf, um dieses Verhältniß durch die Flexion zu bezeichnen, eines besondern Hülfsworts, nämlich der Kopula. Das Adjektiv bezeichnet dagegen vorzugsweise die Differenz des Seins, nämlich das Geschlecht, durch die Geschlechtsflexion, welche sich bei dem Verb nur selten noch findet. Die Differenz in der Bedeutung des Verbs und des Adjektivs wird sogleich fühlbar, wenn man vergleicht z. B. die Mutter wacht bei ihrem kranken Kinde, der Baum grünet, und das Kind ist wach, das Band ist grün. Das Verb drückt hier eine freie Thätigkeit, und das Adjektiv eine haftend gewordene Thätigkeit, einen Zustand, aus; und man kann nicht wohl sagen: die Mutter ist wach bei ihrem kranken Kinde, das Kind wachet, das Band grünet. Sehr bestimmt tritt diese Differenz der Bedeutung hervor, wenn man die Stämme mit den Verben vergleicht, von welchen sie gebildet sind, z. B. groß und grün mit angels. growan (wachsen), glatt mit gleiten, dick mit deihen, spitz mit spitten (schneiden) u. s. f. Das prädikative Adjektiv — der Stamm — ist demnach, wie das Verb, Ausdruck der Thätigkeit, welche als solche auf ein Sein (das Subjekt) bezogen wird: es verhält sich aber zum Verb different, indem es die Thätigkeit als eine mehr oder weniger ruhende und an dem Subjekte haftende bezeichnet. Da aber die Thätigkeit, wenn sie zur Ruhe kömmt, unter den Begriff des Seins tritt; so bildet das prädikative Adjektiv einen Uebergang vom Verb zum Substantiv; und es wird uns hier klar, warum so häufig der adjektivische Stamm vollends Gestalt und Bedeutung eines Substantivs annimmt.

§. 31.

Das attributive Adjektiv wird als Sproßform ursprüng-

lich nur von Substantiven gebildet, z. B. mächtig, golden, neidisch, mainzisch, von Macht, Gold, Neid, Mainz *). Da, wie wir weiter unten (§ 61.) sehen werden, das attributive Adjektiv sich zu dem Substantiv der Beziehung eben so verhält, wie ein Substantiv im Genitiv, z. B. pueri militares wie pueri militum, und da in allen Sprachen vielfältig das Eine statt des andern gebraucht wird: so kann man die adjektivische Sproßform füglich als ein flektirtes Substantiv ansehen. Wie ein Kasus zu einer Adjektivform werden könne, sehen wir in dem Genitiv des Personalpronoms, welches in den meisten Sprachen als Possessivpronom die Form eines Adjektivs angenommen hat, und in dem gothischen Genitiv this, thizos, this des Demonstrativpronoms sa, so, thata (der die das), welcher zu dem adjektivischen Pronom dieser geworden ist. An dem Substantiv zeigt sich derselbe Uebergang noch im Hindostanischen und in der Zigeunersprache, in welchen der Genitiv des Substantivs noch eben so, wie in meus mea, adjektivisch das Geschlecht des Substantivs bezeichnet, auf welches er bezogen wird **). Das Attributiv ist nichts anderes als ein Substantiv, das auf ein anderes Substantiv bezogen ist. Die Beziehung wird entweder bloß durch den Genitiv ausgedrückt, z. B. der Sohn des Königs, oder sie wird dadurch bezeichnet, daß das bezogene Substantiv an der Flexion des andern Substantivs Theil nimmt, und wir sagen alsdann, daß es mit demselben konkreszirt. Auf diese Weise konkresziret das Substantiv, ohne daß es selbst eine Formänderung erleidet, in δίπους μακρόχειρ, bidens, quadrupes u. s. f. Meistens konkreszirt es aber, nachdem es erst eine Endung angenommen hat, welche, wie der Genitiv die Art der Beziehung bezeich-

*) S. d. Wortbild. §. 101. 102. 110.
**) Mithridates Th. 1. S. 248.

net, z. B. zweifüß-ig, langarm-ig, könig-lich, gold-en. Bei näherer Betrachtung tritt sehr bestimmt hervor, daß diese Endungen wirklich die Bedeutung von Flexionsendungen haben. Es kann erst später nachgewiesen werden (§. 49.), daß in der Sprache alle Beziehungen des Substantivs in einer der Richtungen Woher und Wohin gedacht werden. Nun ist aber nicht zu verkennen, daß die meisten adjektivischen Attributivformen, eben so wie der attributive Genitiv, die Richtung Woher bezeichnen, und sich daher theils durch einen Genitiv, theils durch die Präpositionen von, aus u. s. f. auflösen lassen. Diese Bedeutung haben offenbar die deutschen Formen ig, isch und en, z. B. in adlig, gebürtig, mächtig, jährig, offenherzig, irdisch, himmlisch, neidisch, mainzisch, irden, golden. Eben so verhalten sich die griechischen Formen *ιος*, *εος*, *ινος*, *ικος*, z. B. in *οὐράνιος*, *ἀθηναῖος*, *χρύσεος*, *ξύλινος*, *ταραντῖνος*, *ἰλιακος*; die lateinischen Formen ius, eus, ceus, nus, inus, osus, alis, aris, z. B. in patrius, aureus, hordeaceus, paternus, asininus, carnosus, annosus, ruralis, filialis, solaris und die slavischen Formen ii, aw, ow, en, ſsk, z. B. in Oſslii vom Esel, ſskotii vom Vieh, krowaw blutig, lukaw listig, lukow von Knoblauch, ſslonow vom Elephanten, Jwanow des Johan, perſsten irden, goluwin von der Taube, shiteiſsk weltlich, ſslowenſsk slavonisch, semſsk irdisch. Es ist besonders in der slavischen Sprache auffallend, daß allgemein adjektivische Sproßformen gebraucht werden, um Beziehungen auszudrücken, welche wir durch den Genitiv oder durch die Präposition von bezeichnen.

In der deutschen Sprache sind eigentlich nur die Formen ig, isch und en attributive Sproßformen. Statt der Form ig, welche die gemeinste Attributivform ist, bedienen wir uns häufig auch der Präposition von, z. B.

von Verstand, von Muth, von Geburt, von gutem Herzen, von drei Jahren statt verständig, muthig, gebürtig, gutherzig, dreijährig. Eben so sagen wir von Gold, von Holz statt golden, hölzern. Die Form isch hat, wenn sie von Personennamen gebildet ist, die Bedeutung des Genitivs, z. B. lutherisch, knechtisch und die alten königisch, kaiserisch u. s. f.; wenn sie von Städte- und Ländernamen gebildet ist, hat sie die Bedeutung der Präposition von, z. B. mainzisch, sächsisch. Die Form lich muß zwar ebenfals als ein flektirtes Substantiv angesehen werden: allein sie ist nicht eigentlich als Attributiv auf ein Substantiv, sondern als Adverb auf das Verb bezogen (S. §. 97). Hieraus ist zu erklären, warum die Form lich nicht wohl kann attributiv gebraucht werden, es sei denn, daß das Substantiv der Beziehung eine verbale Bedeutung habe, z. B. eine absichtliche Lüge, ein glücklicher Spieler, oder daß diese Form unmittelbar auf einen hinzugedachten verbalen Begriff bezogen werde, z. B. ein heimlicher (heimlich geschriebener) Brief, ein täglicher (täglich besuchender) Gast *). Die Formen bar und sam sind nicht durch ursprüngliche Endungen, sondern durch Zusammensetzung mit Stämmen (bar und sam) gebildet; sie gehören daher nicht eigentlich zu den Sproßformen, und verhalten sich in der hier in Frage stehenden Beziehung wie Stämme. Wir dürfen indessen bei den adjektivischen Sproßformen überhaupt nicht übersehen, daß die ursprüngliche Bedeutung derselben theils durch den prädikativen Gebrauch, theils durch manche später angenommene Bestimmungen, theils auch durch anomale Bildungsweisen vielfältig getrübt ist. So hat die deutsche Sprache die Form isch in königisch, fürstisch u. s. f. gegen die Form

---

*) S. d. Wortbildung. §. 106.

lich vertauscht. Eben so bezeichnet jetzt die englische Sprache durch ish (isch) und die deutsche durch lich einen deminutiven Begriff in reddish, whitish, röthlich, weißlich. Auch die im Slavischen aufgenommene Unterscheidung unter Besitz und Charakter durch die Formen ew, ow und skii gehöret hierher, z. B. zarew, popow, monachow, kupzow von dem Zar, Priester, Mönch, Kaufmanne besessen (des Zars, Priesters u. s. f.); und zarskii, iereiskii, monascheskii, kupezkii, kaiserlich, priesterlich, mönchisch, kaufmännisch, (zur Würde, zum Charakter des Kaisers u. s. f. gehörig).

Es wird demnächst entwickelt werden, daß das Attributiv in seinem Gegensatze zu dem Substantiv der Beziehung gewissermaßen eine verbale Bedeutung hat (S. §. 64). Das Verhältniß des Attributivs zum Prädikativ ergibt sich aus dem eben Gesagten. Wie das prädikative Adjektiv als Stamm einen Uebergang vom Verb zum Substantiv; so bildet das attributive Adjektiv als Sproßform einen Uebergang vom Substantiv zum Verb. Jenes steht als ursprüngliches Verb und als Ausdruck einer, wenn auch ruhend gewordenen, Thätigkeit noch auf der Seite der Thätigkeit; dieses hingegen, als ursprüngliches Substantiv und als Ausdruck eines Seins, auf der Seite des Seins. Auf diese Weise wiederholt sich der Gegensatz von Thätigkeit und Sein in dem Gegensatze des prädikativen und des attributiven Adjektivs. Beide stehen jedoch gleichsam beidlebig schwankend zwischen Thätigkeit und Sein; und daher vertauschen sie leicht in der Sprache ihre Stellung, so daß das prädikative Adjektiv attributiv, und das attributive prädikativ wird. Daß das Adjektiv als solches nicht ursprünglich, wie Verb und Substantiv, ein Gebilde eigener Art, sondern entweder Verb oder Substantiv ist, sieht man in manchen amerikanischen Sprachen, welche kein eigentliches Adjektiv, sondern nur Partizipien und attri-

butive Substantiven haben *). Man könnte das Adjektiv überhaupt wegen seines beidlebigen Charakters Partizip (Mittelwort) nennen. Auch nehmen wirklich beide Arten von Adjektiven sehr häufig die Gestalt des eigentlichen Partizips an: das Prädikativ die Gestalt des Partizips der Gegenwart; und das Attributiv die des Partizips der Vergangenheit. Das Erstere drückt nämlich wie das prädikative Adjektiv bloß die haftend gewordene Thätigkeit aus, z. B. wachend statt wach, glänzend, vermögend, reißend, sinkend, statt der alten glanz, moge, raze, sank, leuchtend statt licht, wüthend statt des gothischen wods; die lateinischen Adjektiven sapiens, prudens, diligens, potens, parens u. s. f. und die englischen Ausdrücke J am going, J was writing gehören ebenfalls hierher. Das Partizip der Vergangenheit hingegen drückt, wie das attributive Adjektiv, gewissermaßen ebenfalls die Richtung Woher aus, z. B. gelehrt, gewandt, geschickt, bekannt, erfahren, vermessen, unterschieden, doctus, paratus, dilectus u. s. f.; und die sonderbaren Partizipialformen, zu welchen kein eigentliches Verb vorhanden ist, finden darin ihre Erklärung, daß sie, wie das attributive Adjektiv, verbal gewordene Substantiven sind, z. B. gehörnt, geflügelt, gefiedert, gestielt, bejahrt, cornutus, alatus, oculatus, togatus, und die englischen longlegged, truehearted, baldpated u. s. f., denen die Formen einhornig, langstielig, vieljährig, langnasig, treuherzig u. s. f. ganz gleichbedeutend sind.

---

*) Mithridates Th. 3. Abth. 3. S. 164. 324. 395. 437.

Zweites Kapitel.

Ableitung.

§. 32.

Die Sprache drückt die Differenzen der Begriffe durch entsprechende Differenzen der Wortformen aus: und die Entwickelung der Sprache stellt sich auch darin als eine organische dar, daß die Bildung der differenten Wortformen eben so eine fortschreitende Individualisirung des Wurzelwortes ist, wie die Entwickelung der differenten Begriffe eine fortschreitende Individualisirung des Wurzelbegriffes. Der an sich höchst unbestimmte, gewissermaßen gestaltlose Wurzelbegriff (§. 25.) scheidet sich in mehrere unter sich differente Begriffe; er individualisirt sich nach differenten Richtungen zum Begriffe eines Verbs und Substantivs, einer intransitiven und faktitiven Thätigkeit, einer Person und einer Sache u. s. f., indem er entweder als Begriff einer Thätigkeit zu dem Begriffe des Seins, oder als Begriff eines Seins zu dem Begriffe der Thätigkeit in eine bestimmte Beziehung tritt, und diese Beziehung in sich aufnimmt. So entwickeln sich z. B. aus dem Wurzelbegriffe sitz-en die Begriffe setzen und sich setzen; Sitzer, Setzer und Sitz, Satz; saß (sitzend, Sasse) sessig u. s. f. In Jedem dieser Gebilde liegt noch der Eine Wurzelbegriff sitz-en: nur die differenten Beziehungen dieses Begriffes sind es, durch welche er sich individualisirt, und in die differenten Begriffe scheidet. Jeder Begriff besteht daher aus zwei Elementen: einem unwandelbaren, nämlich dem noch nicht individualisirten Wurzelbegriffe, und einem wandelbaren, nämlich der individualisirenden Beziehung. Jenes macht den eigentlichen Inhalt des Begriffes aus, Dieses gibt ihm seine Form.

Die Entwickelung des Wortes ist der Entwickelung des Begriffes ganz analog, oder vielmehr beide sind nur Eins und dasselbe. Das Wort besteht nämlich, wie der Begriff, aus zwei Elementen: einem unwandelbaren, der Wurzel, und einem wandelbaren, der Endung. Jene ist der Träger des eigentlichen Begriffes; diese der Ausdruck seiner Beziehung: durch Jene wird die Identität des Begriffes durch alle Metamorphosen des Wortes fest gehalten, durch diese werden die mannigfaltigen Differenzen des Begriffes ausgeprägt. Wir nennen denjenigen Bildungsvorgang, durch welchen Begriff und Wort zugleich sich fortschreitend individualisiren, Ableitung, und diejenigen Wortformen, in denen die individualisirten Begriffsdifferenzen ausgeprägt werden, Ableitungsformen.

Man unterscheidet die Ableitung von der Flexion, in so fern die Flexion die wandelbaren Beziehungen der Begriffe in der Rede, die Ableitung aber die Differenzen der Begriffe als solche bezeichnet, welche der Sprache selbst durch bleibende Wortformen stätig angeeignet werden. Ursprünglich ist jedoch die Ableitung von der Flexion nicht unterschieden. Beide Vorgänge haben eine und dieselbe Bedeutung, nämlich die Individualisirung der Begriffe durch ihre Beziehungen; und beide Vorgänge kommen ganz auf dieselbe Weise zu Stande. Diejenigen Formen, welche wir als stätige Ableitungsformen ansehen, sind ursprünglich Flektionsformen, die zuerst die wandelbaren Beziehungen der lebendigen Rede bezeichneten, aber nach und nach starr wurden, und so als bleibende Formen dem Wortvorrathe angeeignet wurden, wie man noch deutlich sieht, z. B. in den Adjektiven zufrieden (zu Frieden), vorhanden (vor Handen), in den Adverbien Morgens, Abends und mehreren Andern. Freilich darf man in dieser Hinsicht die Flexion nicht in der beschränkten Bedeutung nehmen, in welcher man sie jetzt zu

nehmen gewohnt ist. Wir werden weiter unten sehen, daß sie ursprünglich einen weit größern Umfang hatte. Da wir die Ableitung als eine stätig gewordene Flexion ansehen; so muß das, was hier über die organischen Gesetze der Ableitung gesagt wird, im Allgemeinen auch auf die Flexion angewendet werden.

§. 33.

Das unwandelbare Element des Wortes — der eigentliche Begriff und das eigentliche Wort — bildet mit dem wandelbaren Elemente — der Beziehung und der Endung (§. 32) — eben so einen organischen Gegensatz, wie der starre Laut mit dem Liquiden (§. 22.): und wirklich stellt sich in der Ableitung der Gegensatz des Begriffs und der Beziehung, und der des starren und liquiden Lautes als ein und derselbe Gegensatz dar. Der unwandelbare Wurzelbegriff haftet an dem Wurzelworte (z. B. geh); und weil dieses selbst sich schon als eine Einheit differenter Elemente, nämlich eines starren und eines liquiden Lautes — des Konsonanten (g) und des Vokals (eh) — darstellt, vorzüglich an dem starren Elemente des Wortes, nämlich an dem anlautenden Konsonanten (g) (§. 22.). Und weil der unwandelbare Wurzelbegriff an dem starren Elemente haftet; so kann die wandelbare Beziehung nur an dem liquiden Elemente des Wortes ausgeprägt werden, nämlich an dem Vokale, z. B. in zieh an ieh, und an der aus dem Worte hervorsprießenden ebenfalls liquiden Endung, z. B. bei züg-ig an ig. Wir nennen die Metamorphose des Wortes, wenn sie in dem Wurzelworte selbst an dem Vokale geschieht, Ablautung; und wenn sie durch das Hervorsprossen einer Endung geschieht, Umendung. Beide sind jedoch Metamorphosen des liquiden Elements: die Endung verhält sich zum Stamme, wie der Ablaut zum Wurzelkonsonanten; Ablautung und Umendung

sind nur äußerlich unterschieden; ihre organische Bedeutung ist dieselbe. Man sieht dies unter Andern daraus, daß die Flexion eben so an dem Ablaute geschieht, wie an der Endung, z. B. sprach, spräche, Bach, Bäche, wie lebte, lebtest, Bote, Boten. Die Umlautung als die Flexion des Ablautes ist zwar durch die Endung bedingt; allein sie hat nur bei dem Ablaute — als dem noch liquiden Elemente des Wortes — Statt.

Nur Wurzeln sind der Ablautung fähig; weil nur in der Wurzel der Gegensatz des Starren und Liquiden — des Konsonanten und des Vokals — noch nicht individualisirt ist. Dieser Gegensatz wird erst durch die Ablautung individualisirt, und eben dadurch die Wurzel zu einem Stamme. Denn in der Wurzel tritt der Vokal bloß als höchst unbestimmter Gegensatz gegen den Konsonanten hervor, weil der Konsonant überhaupt ohne einen solchen Gegensatz nicht sein kann; durch die Ablautung wird aber der Vokal ebenfalls bestimmter und fester, und dadurch der ganze Gegensatz ein mehr individualisirter. Ist die Wurzel, in welcher nur der Konsonant ein starres Element war, einmal durch die Ablautung ganz zu einem individualisirten Stamme erstarrt; so kann eine neue Beziehung des Begriffes nur dadurch ausgeprägt werden, daß der ganze Stamm als starres Element seinen Gegensatz wieder in einem Liquiden — in einer Endung — findet. Der Stamm fordert eine liquide Endung nach demselben organischen Gesetze, nach welchem der Konsonant einen Vokal fordert. Der Stamm der Sproßform drückt, wie der Konsonant der Wurzel, den unwandelbaren Begriff, und die Endung, wie der Ablaut, die wandelbare Beziehung des Begriffes aus. Wie der Ablaut in Fund die Beziehung des Wurzelbegriffes find-en, so drücken die Endungen ig, ling in fündig, Fündling Beziehungen des Begriffes Fund aus: und das ist die logische Bedeutung der En-

dung, daß sie als das flüssige Element der Sproßformen, und im Gegensatze gegen den Stamm, nicht einen Begriff, sondern die Beziehung des Begriffes bezeichnet. Die Sprache drückt den logischen Gegensatz von Stamm und Endung auf eine sehr bestimmte Weise dadurch aus, daß sie auf den Stamm den Ton legt, und die Endung tonlos läßt.

Unter Wurzeln verstehen wir die noch nicht durch Ablautung individualisirten Formen der Verben. Sowohl die logische als die phonetische Entwickelung des Wortes führet, wenn man ihren Anfangspunkt sucht, immer auf das Verb zurück. Wenn die äußere Gestalt des Wortes uns auch noch oft im Zweifel läßt, ob das Substantiv vom Verb, oder Dieses von Jenem abgeleitet sei; so läßt doch der Begriff darüber keinen Zweifel, daß z. B. Bruch, Band, Trank von brechen, binden, trinken, und nicht Diese von Jenen eben so abgeleitet sind, wie z. B. die Faktitiven, flüchten, fällen von Flucht und Fall. Es ist darüber gestritten worden, welche Form des Verbs, ob das Präsens, z. B. bind-e oder das Präteritum band, als die eigentlich wurzelhafte anzusehen sei. So viel ist klar, daß diejenige Form für die Wurzel zu halten ist, welche in Begriff und Laut am wenigsten individualisirt ist: und in dieser Hinsicht ist wohl kein Zweifel, daß nicht das Präteritum, sondern das Präsens die Wurzelform ist. Die Bedeutung des Präsens muß schon deßhalb als die weniger individualisirte angesehen werden, weil es nicht nur in den semitischen, sondern auch in andern alten Sprachen zugleich die Bedeutung des Futurs hat. Auch die Form des Präsens ist überall weniger individualisirt, als die des Präteritums. Man vergleiche in dieser Hinsicht geh-e, steh-e und hau-e mit ging, stand, hieb. Auch der Wandel der Vokale, z. B. in gebe gibst, breche brichst, ago subigo, cado incido beweiset, daß die Form des Präsens die minder in-

dividualisirte ist. Die im Gothischen, Griechischen, Lateinischen und auch im Sanskrit vorkommende Reduplikation — haihait (hieß), τέτυφα, tutudi — beweiset auf eine entscheidende Weise, daß nicht das Präteritum die Wurzelform ist. Wenn man unter Wurzeln Wörter versteht — und in dem wirklichen Leben der Sprache kann es nur durch den Gegensatz von Konsonant und Vokal gebildete Wörter, nicht aber bloße Laute geben — so muß man wohl das Präsens, jedoch ohne Personenendung für die Wurzel halten. Wir müssen zwar zugleich anerkennen, daß in dieser Wurzel nur der Konsonant, als das starre Element, das eigentlich wurzelhafte ist. Wollte man jedoch statt des lebendigen Wortes bloß den Konsonanten für sich als Wurzel ansehen; so würden uns zuletzt statt aller Wurzeln nur noch die drei starren Konsonanten und die vier Liquidä übrig bleiben. Wenn eine solche Ansicht sich auch von der phonetischen Seite her vertheidigen ließe; so ist sie doch, von der logischen Seite angesehen, gänzlich unstatthaft: denn eine rationelle Entwickelung der Begriffe aus sieben Wurzeln ist nicht möglich. Die lebendige Entwickelung der Sprache kann nur mit dem Worte beginnen, weil sie mit dem Begriffe beginnt.

§. 34.

Wie die Entwickelung des Lautes drei Stufen hat, die durch den Vokal, die Liquida und die Muta bezeichnet sind; so hat auch die Entwickelung des Wortes — die Ableitung — drei Stufen, welche durch die Wurzel, den Stamm und die Sproßform bezeichnet sind. Die Wurzel ist die mindest individualisirte, und deßhalb wandelbarste; die Sproßform hingegen die höchst individualisirte — gleichsam starr gewordene — und deßhalb unwandelbare Form des Wortes: zwischen beiden in der Mitte steht mehr individualisirt als die Wurzel, jedoch noch sehr wandelbar — liquide — der

Stamm. Einerseits ist nämlich die Wurzel der größten, der Stamm einer geringern, und die Sproßform gar keiner weitern Entwickelung durch Ableitung fähig; andererseits ist die Wurzel am meisten, der Stamm weniger, und die Sproßform fast gar nicht der Verwandlung durch die unten (§. 43) näher zu bezeichnenden mundartischen Abänderungen unterworfen. Die Ableitung durchläuft in der Regel diese drei Stufen, so daß die Sproßform von dem Stamme, nicht aber von der Wurzel gebildet wird. Es finden sich zwar in der Sprache Abweichungen von diesem Gesetze: allein diese Abweichungen gehören der neuern Zeit an; in der deutschen Sprache läßt sich nachweisen, daß dieses Gesetz in früherer Zeit volle Gültigkeit hatte. *) Ein anderes Gesetz fordert, daß zwischen dem abgeleiteten Worte und demjenigen, von welchem abgeleitet wird, eine Begriffsdifferenz Statt habe, nämlich daß sie sich zu einander verhalten, wie Sein und Thätigkeit, Person und Ding u. s. f. Alle Ableitung geschieht nämlich, wie alle Flexion, logischer Seits dadurch, daß der vorhandene Begriff ein bezogener wird. Alle Beziehung ist aber bedingt durch den Gegensatz von Thätigkeit und Sein: der Begriff der Thätigkeit kann nur auf den des Seins, und der Begriff des Seins nur auf den der Thätigkeit bezogen werden. Auf organische Weise wird daher von dem Wurzelverb nicht wieder ein Verb, sondern ein Substantiv oder Adjektiv, z. B. Kunde und kund von kennen; von dem Substantiv ein Verb oder Adjektiv, z. B. flüchten und flüchtig von Flucht; von dem Adjektiv und von dem abgeleiteten Verb wieder ein Substantiv, z. B. Güte, von gut, und Fällung von fällen; von dem Dingnamen ein Personenname gebildet, z. B. Ritter von Ritt, Bürger von Burg u. s. f.

---

*) S. d. Wortbild. §. 80.

§. 35.

Von den Wurzeln werden durch Ablautung die Stämme gebildet. Mit dem Ablaute des Wurzelverbs in der Flexion des Präteritums ist der Ablaut des Stammes gegeben, z. B. in den Stämmen: Floß, Fluß, Schloß, Schluß, nach vliuzu, vloz, Pl. vluzumes, sliuzu, sloz Pl. sluzumes; in Trank, Trunk, Band, Bund nach trinke, trank Pl. trunkumes, pintu, pant Pl. puntumes. Hat das Partizip einen von dem des Präteritums verschiedenen Ablaut, wie in quimu, quam, quomaner; prihhu, prah, prohhoner; so tritt derselbe Ablaut, wie in (Nach) komme, oder doch eine Abänderung desselben, wie in Bruch auch in den Stämmen hervor. Anscheinende Abweichungen von diesem Gesetze sind meistens dadurch zu erklären, daß häufig theils der Vokal des Wurzelverbs selbst, theils die Ablautung desselben mundartischen Abänderungen unterworfen ist, *) wie angels. ride (reite), rad, ridon, scine (scheine), scan, scinon, neben altd. ritu, reit, ritumes, scinu, scein, scinumes. Im Gothischen haben die redupliziren den Wurzelverben in der Flexion keinen Ablaut; daher sind die von solchen Verben gebildeten Stämme auch im Deutschen gewöhnlich ohne Ablaut, z. B. Falte, Spalte, Fang, Hang, Schlaf, Lauf und viele andere, deren Wurzeln im Gothischen das Präteritum durch Reduplikation, und nicht durch den Ablaut bildeten. Die Reduplikation hat in der indischen, griechischen und lateinischen Sprache eine größere Herrschaft erlangt, als in den germanischen Sprachen; die Gesetze der Ablautung treten daher in Jenen überhaupt nicht so bestimmt hervor, als in diesen. Es scheint jedoch, daß in allen diesen Sprachen die Ablautung die älteste und die ur-

---

*) Vergl. Grimm d. Gr. Th. 2. S. 70.

sprüngliche Flexionsweise der Wurzelverben ist, und daß die Reduplikation zuerst an solchen Wurzelverben hervortrat, bei denen die Natur des Vokals nicht wohl die Ablautung zuließ. In der Ableitung der Stämme finden wir sehr häufig noch den Ablaut, wenn er sich auch nicht mehr in der Flexion nachweisen läßt: und wir müssen daher im Allgemeinen die Ablautung für diejenige Metamorphose halten, durch welche von den Wurzeln die Stämme gebildet werden.

Alle Ableitung muß ursprünglich als Flexion aufgefaßt werden: dies sehen wir besonders bei der Ableitung der Stämme durch Ablautung. Die Zeitformen des Präteritums und die Stämme werden durch denselben Vorgang gebildet; dieselbe Wortform ist Präteritum und zugleich abgeleiteter Stamm: entweder Substantiv, wie Trank, Sang, Band, Schloß, Ritt, Schritt, oder Adjektiv, wie gram, fraß (gefräßig), zahm, brach, bleich, weich, gleich (von blichen bleich, wichan weich u. s. f.) Auch die Verwandtschaft der Bedeutung ist nicht zu verkennen. Substantiv und Adjektiv unterscheiden sich vom Verb nur dadurch, daß sie eine ruhend gewordene, und daher gewissermaßen der Vergangenheit anheimgefallene Thätigkeit ausdrücken; indeß das Verb an sich (im Präsens) als Ausdruck reiner Thätigkeit in die Zukunft strebt. Es läßt sich daher wohl denken, daß die Sprache ursprünglich in derselben Form das Präteritum und das Substantiv und Adjektiv bildete, und sie nur dadurch unterschied, daß sie das Erstere auf verbale, und die Letztern auf substantivische Weise flektirte.

§. 36.

Wir unterscheiden von den Stämmen, als denjenigen Formen, welche durch den Ablaut von den Wurzeln gebildet sind, die Sproßformen, als diejenigen, welche

durch Ableitungsendungen von den Stämmen gebildet sind. Es scheint jedoch, daß ursprünglich auch die Stämme als solche schon Endungen hatten. Abgesehen von den adjektivischen Stämmen, welche überall sogleich die Geschlechtsendung annehmen, kommen auch die substantivischen Stämme in den ältern Sprachen meistens mit Endungen vor. Diese Endungen haben jedoch einen eigenthümlichen Charakter, durch welchen sie sich von den eigentlichen Ableitungsendungen der Sproßformen unterscheiden. Die Endungen der Stämme bestehen entweder aus einer Liquida allein, unter welcher wir hier auch das s begreifen, oder aus einer Liquida mit einem kurzen Vokale, oder bloß aus einem kurzen Vokale, z. B. griech. *ος*, *ις*, *ς*, *α*, *ι*, *υ*; lat. er, en, es, is, s, a, o, e; gothisch s (dags) und us (fotus); nordisch r (dagr) und ur (akur); goth. und altd. a, i, o, u; deutsch e el, en, er u. s. f. Diese Endungen sind in ihrer Form weit weniger individualisirt, sie sind mehr liquide, und daher viel wandelbarer, als die eigentlichen Ableitungsendungen: theils gehen sie Eine in die Andere über, wie in goth. himins und Himmel, Weiser und Weisel, Schenkel und Schinken, Wasser u. nord. vatn; theils werden sie mundartisch abgeworfen, und angenommen, wie in Baum, Tag, Hund, Fluß, Fuß, Arm, Fisch, neben goth. bagms, dags, hunds, flodus, fotus, fisks nord. armr, dagr, fiskr; und in Hammel, Schenkel, Scheffel, Bissen, Garten, Knochen, Fehler, Kummer neben den ältern Hamm, Schank, Schaff, Biß, Gart, Knoch, Fehl, Kum. Sie bleiben bei der Flexion und bei der Bildung von Sproßformen meistens nicht an dem Stamme haften, wie andere Endungen, sondern weichen den Flexions- und Ableitungsendungen. Dies ist allgemein der Fall bei dem griechischen, lateinischen und gothischen s, bei dem nordischen r, und

bei den vokalischen Endungen; aber auch die deutsche Endung *en* wird wieder abgeworfen in *Bißchen*, *Bröckchen*, *Gärtchen*, *knochig*, *knollig*, *knotig*, *Tröpfchen* u. s. f. von *Bissen*, *Brocken* u. s. f. Man sieht endlich an dem Umlaute in *Aecker*, *Väter*, *Hämmer*, *Hämmel*, *Mäntel*, *Aepfel*, *Gärten*, *Fäden* u. s. f., daß die Sprache diese Formen als Stämme, und nicht als Sproßformen ansieht, die überall des Umlautes unfähig sind.

Wir schließen aus allem Diesen, daß die hier bezeichneten Endungen, welche man zur Unterscheidung *Endungen der Stämme* nennen könnte, mit den *Ableitungsendungen* der Sproßformen nicht gleichen Werth und gleiche Bedeutung haben. Ihre phonetische Bedeutung ist weniger dunkel, als ihre logische Bedeutung. Man erkennt in ihnen leicht das Gesetz, daß jedes Lautgebilde seinen organischen Gegensatz fordert. So wie nämlich die Muta im Anlaute als ihren Gegensatz eine Liquida im Auslaute; und wie die auslautende Liquida gern eine Muta hervorruft, und mit ihr zu einer bekleideten Liquida wird (§. 21. 22): eben so und nach demselben Gesetze kann der Stamm als ein starres Lautgebilde nicht wohl nackt bleiben, sondern nimmt als seinen Gegensatz sogleich eine liquide Endung — einen liquiden Konsonanten oder einen Vokal — an. Die Eigenthümlichkeit dieser Endungen besteht in der größten Liquidität: und es scheint wirklich, daß sie lediglich kraft des eben angedeuteten phonetischen Bildungsgesetzes, und nicht als Ausdrücke bestimmter logischer Beziehungen hervortreten. Die logische Bedeutung gibt auch an sich liquiden Lautgebilden Festigkeit und Bestehen ihrer Form (§. 17). Aber diese Endungen sind mehr als alle andere Endungen dem mundartischen Wandel hingegeben: eine logische Bedeutung, welche ihnen Bestand geben könnte, scheint ihnen gänzlich zu mangeln. Auch läßt

sich eine bestimmte Bedeutung derselben, so sehr man sie auch aufsuche, nicht finden.

Wollte man den Unterschied des Geschlechtes als die Bedeutung dieser Endungen ansehen; so könnte man Dies doch nur bei den adjektivischen Stämmen annehmen, deren Zahl freilich sehr groß ist, wenn wir zu denselben, z. B. die griechischen und lateinischen Substantiven der ersten und zweiten Deklination, und die germanischen Substantiven der neuen Deklinationsform rechnen. Das Geschlecht der ursprünglichen Substantiven, zu denen im Griechischen und Lateinischen die Substantiven der dritten Deklination, und in den germanischen Sprachen die der alten Deklinationsform gehören, ist nicht so bestimmt durch die Endungen unterschieden. Im Gothischen haben die männlichen Stämme meistens s und us, z. B. fisks, dags, fotus, sunus; und die weiblichen einen Vokal, z. B. airtha, giba, thivi (Magd), kunthi: aber auch weibliche Stämme haben s, z. B. dauns (Geruch), siuns (Gesicht), vens (Hoffnung). Im Altnordischen haben die männlichen Stämme r und ir, z. B. fiskr, dagr, fotr endir; die weiblichen haben meistens den Vokal schon abgeworfen. Die sächlichen Stämme haben in allen germanischen Sprachen meistens keine Endung: nur diejenigen, welche nach Grimm zur zweiten und dritten Deklination gehören haben im Gothischen, Altdeutschen und Altnordischen einen Vokal. — In den ursprünglichen Substantiven der griechischen und lateinischen Sprache unterscheiden die Endungen das männliche und weibliche Geschlecht noch unvollkommener, als in den germanischen Sprachen, z. B. in ὁ ὄφις und ἡ πόλις; amnis, anguis und apis ovis, mons und mors u. m. A. Bestimmter ist das sächliche Geschlecht unterschieden, welches meistens eine vokalische oder gar keine Endung hat. Ueberhaupt scheint die Sprache an den substantivischen Stämmen mehr Person und Ding,

als die drei Geschlechter zu unterscheiden; die Unterscheidung der drei Geschlechter scheint mehr dem Pronom und Adjektiv, und die Unterscheidung von Person und Ding mehr dem Substantiv zuzukommen. Die Unterscheidung von Person und Ding ist zwar am bestimmtesten ausgeprägt in den Adjektiven zweier Endungen, z. B. ἀληθής, ἀληθές, turpis, turpe: allein diese Adjektiven gehören der eigentlich substantivischen (der dritten) Deklination an; auch sind sie meistens keine Stämme, sondern Sproßformen, d. h. flektirte Substantiven (§. 31.). Im Slavischen sind nur männliche und weibliche (persönlich gedachte) Stämme ohne alle Endung; die sächlichen haben immer eine Endung. Wenn die Stämme Endungen haben, so fallen diese immer, wie bei den Substantiven der ersten und zweiten Deklination im Griechischen und Lateinischen, mit den Geschlechtsendungen des Pronoms und Adjektivs zusammen.

Die Endungen r, l, m, n unterscheiden nicht das Geschlecht: denn sie finden sich bei allen Geschlechtern; auch wird das Geschlecht der Stämme, welche diese Endungen haben, sowohl in den germanischen, als in den slavischen Sprachen, in welchen sie viel häufiger vorkommen, noch besonders durch die gewöhnlichen Geschlechtsendungen bezeichnet, z. B. goth. akrs, figgrs, fugls, himins; altd. scuzila, sibhila, natara, scultira; slav. tesla, f. Beil, iskra f. Funken, wolna f. Welle, und peklo n. Pech, rebro n. Rippe, okno n. Fenster. Eben so wenig unterscheiden diese Endungen Personen und Sachen. Wir haben einerseits die Personennamen: Vater, Bruder, Vetter, Mutter, Weibel, Karl, nord. fridill (Buhle), bidill (Freier), und die wie Personennamen sich verhaltenden Thiernamen Geier, Sperber, Vogel, Esel, Wachtel; und andrerseits die Dingnamen Ader, Wasser, Futter, Eiter, Kummer, Messer, Schnabel, Scheitel,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Zügel, Schüssel u. s. f. Wollte man annehmen, daß die Endung en den Stamm als Dingnamen bezeichne; so streitet dagegen, daß die Stämme, welche diese Endung haben, meistens männlichen Geschlechtes sind. Auch finden wir im Altdeutschen statt en meistens nur einen Vokal, z. B. karto, mako, palcho, poko, prato, statt Garten, Magen, Balken u. s. f. Ueberhaupt ist der Charakter dieser Endungen höchst unbestimmt. Wir finden sie nicht nur bei Substantiven jedes Geschlechtes und jeder Deklinationsform; sondern auch bei Adjektiven, z. B. wacker (wach), bitter, mager, eitel, übel, edel, eben.

§. 37.

Begriff und Wort erreichen ihre organische Vollendung in der Sproßform. Denn in der Sproßform wird der Gegensatz von Begriff und Beziehung als ein höchst individualisirter durch den ebenfalls höchst individualisirten Gegensatz von Stamm und Endung ausgeprägt. Nicht eigentlich ein neuer Begriff wird mit der Sproßform gebildet; sondern der in der Wurzel noch gestaltlose, in dem Stamme nur als ein substantivischer oder als ein adjektivischer bestimmte Begriff wird in der Sproßform ein höchst individualisirter, wie die Gestalt des Wortes in derselben eine höchst individualisirte wird. Der ganze Reichthum menschlicher Begriffe liegt schon in den Wurzeln und Stämmen: aber die Begriffe sind nur gleichsam in großen Umrissen geschieden; erst in der Sproßform treten die Differenzen der Begriffe scharf gesondert in eigenthümlichen Gestalten hervor. Sproßformen haben einen geringern Umfang, aber eine größere Bestimmtheit der Bedeutung, als Stämme. In dem Stamme ist die Beziehung noch sehr allgemein und unbestimmt, und der Begriff scheint den ganzen Inhalt des Wortes auszumachen: in der Sproßform ist der Begriff zwar auch noch der eigentliche Inhalt des

Wortes; aber die in der Endung ausgeprägte Beziehung hat, weil sie eine mehr individualisirte ist, neben dem Begriffe eine größere Wichtigkeit der Bedeutung erlangt. Stämme haben daher immer eine größere Frische und Lebendigkeit der Bedeutung, als Sproßformen. Die individualisirende Entwikkelung der Sprache schreitet aber unaufhaltsam von der Bildung der Stämme zur Bildung der Sproßformen fort, bis die Letztere in allen möglichen Richtungen erschöpft ist. So lange die noch jugendliche Sprache sich vorzüglich in Wurzeln und Stämmen bewegt, hat sie eine Fülle der Bedeutung, und einen lebendigen Aufschwung des Ausdruckes, welcher von den spätern Geschlechtern oft kaum mehr verstanden wird, und oft das Gemüth mit magischer Gewalt ergreift. Die Dichter gehören dem Jugendalter der Sprache an. Erst wenn die Sprache in der Entwickelung der Sproßformen weiter fortgeschritten ist, erlangt sie diejenige Bestimmtheit des Ausdruckes, durch welche sie vorzüglich für die wissenschaftlichen Zerlegungen der Begriffe, und für den verständig gebildeten Verkehr des bürgerlichen Lebens brauchbar wird. Wenn aber in einer Sprache durch die Macht der Zeit, oder durch Ereignisse, welche gewaltsam in die Entwickelung der Sprache eingreifen, die Wurzeln und Stämme großentheils verloren gehen; so werden in der Sprache die Sproßformen, und mit ihnen eine bis zur höchsten Besonderheit getriebene Individualisirung der Begriffe herrschend. Die noch vorhandenen Wurzeln und Stämme verlieren die Fülle und den Umfang ihres Begriffes, und bezeichnen nun, wie die Sproßformen, nur noch besondere Differenzen; in der Bedeutung des Wortes überhaupt erhebt sich immer mehr die Beziehung über den Begriff, und die zufällige, oft willkührliche, Differenz der Beziehung über die wesentliche organische Differenz des Begriffes: und so nimmt die Sprache zuletzt jene künstliche Bestimmtheit der Begriffe, und jene Feinheit der Bezeichnung, aber auch

jene Flachheit, Mattigkeit und Beschränktheit des Ausdruk-kes an, durch welche sich die meisten neueuropäischen Sprachen von den ältern Sprachen unterscheiden. Die deutsche Sprache steht noch in der glücklichen Mitte, wo die Fülle des Begriffes mit individualisirter Bestimmtheit Hand in Hand geht. Daß uns die meisten Wurzeln und Stämme nicht verloren sind, und daß die Tiefe und Fülle ihrer Bedeutung noch vor uns offen liegt, macht unsere Sprache vorzugsweise zu einer poetischen: daß die besondern Differenzen der Wurzelbegriffe nach allen Richtungen in Sproßformen ausgeprägt werden, macht sie vorzüglich bildsam und brauchbar für die Wissenschaft und das gesellige Leben; daß der Wurzelbegriff ungetrübt in der letzten Sproßform lebt und verstanden wird, macht sie zu einer eigentlich lebendigen Sprache.

In den Sproßformen werden die Begriffe, welche in den Stämmen noch gar nicht, oder doch nur im Allgemeinen und auf eine unbestimmte Weise geschieden sind, in ihren Differenzen auseinandergelegt. Das Substantiv zerfällt in Personennamen und Dingnamen; die Personennamen in die männlichen der Formen er und ling, und in die weiblichen der Form in; die Dingnamen der Formen sal, sel, niß, e, t (d, th) und heit zerfallen, obgleich ohne scharfe Scheidung (§. 29), in konkrete und abstrakte. Die Diminutivformen kommen zwar überall als Personennamen und als Dingnamen vor: die deutsche Sprache scheint sie jedoch durch das sächliche Geschlecht als Dingnamen zu bezeichnen. Die Differenzen des Adjektivs (§. 31) sind durch die Formen ig, isch und en bezeichnet. Alle Sproßformen werden ursprünglich von den Stämmen, und erst in der spätern Zeit einige derselben (z. B. Schneider, Reiter) auch von der Wurzel gebildet.

Von substantivischen Stämmen werden adjektivische Sproßformen (die Formen ig, isch, en) und von ad-

jektivischen Stämmen substantivische Sproßformen (die Formen e, heit, niß) gebildet: und wenn Stamm und Sproßform beide substantivisch sind, so verhalten sie sich dennoch different wie Person und Sache, z. B. Stadt, Gunst und Städter, Günstling, oder wie Männliches und Weibliches, wie Hirt und Hirtin. Von substantivischen und adjektivischen Stämmen endlich bildet die Sprache das faktitive Verb, z. B. fällen, tränken, stärken, schwächen; und von diesen wieder die substantivische Form ung *).

Auch die Bildung der Sproßformen ist ursprünglich nichts anders als eine Flexion der Stämme (§. 32); obgleich sich dies nicht mehr bei jeder besondern Form bestimmt nachweisen läßt. Wie die Possessivpronomen mein, dein, sein, meus, tuus, suus u. s. f., nur die adjektivisch flektirten Genitive der Personalpronomen (mei, tui, sui); so scheinen die Adjektiven regius, ligneus, lapideus u. s. f., adjektivisch flektirte Genitive von Substantiven (regis, ligni, lapidis) zu sein. Die deutsche Adjektivform en läßt sich vielleicht auf den Genitiv der neuen Deklinationsform zurückführen. Daß die Formen ig, isch und en in der Bedeutung mit dem Genitiv der Substantiven zusammenfallen, wird weiter unten näher erörtert werden (S. §. 61). Die Stammnamen (patronymica) z. B. die slavischen Gregoriew, Nikolaew, Aleksandrowitsch, die angelsächsischen esing, beonoecing, branding (des Gregor, des Nikolas, u. s. f. des Esa, des Beonok, des Brand Sohn) und die deutschen Karoling, Meroving u. s. f. haben durchaus die Bedeutung von Genitiven, und verhalten sich wie das griechische ὁ του φίλιππου. Am bestimmtesten tritt die ursprüngliche Identität der Flexion und der Ableitung in dem

---

*) S. d. Wortbild. §. 38. 39. 51. 52. 53. 79. 98. 101. 102.

Partizip des Präteritums neuer Form (geliebet) hervor. Dieses ist eine durch Ableitung gebildete adjektivische Sproßform. Nimmt man dem Partizip (ge=liebet) das unwesentliche Augment (§. 18), so fällt es mit dem ohne Personalendung gedachten Präteritum (liebet) zusammen; im Englischen sind daher Partizip und Präteritum (loved) in der Form nicht unterschieden. Das Partizip neuer Form verhält sich zu dem Präteritum neuer Form, wie die durch den Ablaut gebildeten Adjektiven (gleich, glatt) zu dem Präteritum der ablautenden Verben (§. 35). Auch in der Bedeutung verhält es sich ursprünglich zum Verb, wie die adjektivischen Stämme zu ihren Wurzelverben; und es drückt ursprünglich eben so wenig, als diese eine Vergangenheit oder ein passives Verhältniß aus, wie man noch aus den Partizipien gewandt, bekannt, gedient, verdient, gelernt, gescheidt u. m. A. ersehen kann.

§. 38.

Mit der Bildung der Sproßformen von den Stämmen ist eigentlich die organische Ableitung geschlossen: wir nennen daher diejenigen Formen, welche von den Sproßformen durch eine wiederholte Umendung gebildet werden, wie Fert=ig=keit, Schick=lich=keit, Traur=ig=keit, Afterformen. Schon der Mangel einer rhythmischen Gestalt verräth, daß diese Formen nicht eigentlich den organischen Bildungsgesezzen gemäß sind (§. 11.): aber die Afterformen lassen sich auch von Seiten des Begriffes nicht wohl mit den organischen Bildungsgesetzen in Uebereinstimmung setzen. Nach diesen Gesetzen muß nämlich der Begriff jeder abgeleiteten Form sich zu dem Begriffe derjenigen Form, von welcher sie mittelbar oder unmittelbar abgeleitet ist, different verhalten, oder sie muß doch den Begriff der Letztern in einer mehr individualisirten Gestalt wiedergeben. Nun drücken die After=

formen aber eigentlich nichts anderes aus, als den unveränderten Begriff des Stammes, von welchem die Sproßform gebildet wurde, z. B. Gemächlichkeit, Wichtigkeit, Schicklichkeit, Traurigkeit nichts anderes, als Gemach, Gewicht, Schick, Trauer; und Mißhelligkeit, Seligkeit, Tauglichkeit, Herrlichkeit, Fertigkeit, trügerisch, nichts anderes als die alten Mishelle, Selde, Tucht (niederd. Döge), Heri, Fert, truge. Eben so verhalten sich Glückseligkeit, Mühseligkeit, Behaglichkeit, Botschafter, Gesellschafter, zu Glücksal, Mühsal, Behagen, Bote, Gesell. Man könnte zwar einwenden, daß z. B. Wichtigkeit, Lustigkeit, Würdigkeit, Verdrießlichkeit, Verständigkeit und Gewicht, Lust, Würde, Verdruß, Verstand nicht ganz dieselben Begriffe bezeichnen: allein der Unterschied der Bedeutung liegt nicht in der Form des Wortes selbst, sondern in der willkührlichen Bestimmung des Sprachgebrauches. Die Afterformen auf keit drücken, wie die Stämme, von denen sie vermittelst der adjektivischen Sproßform gebildet sind, denselben abstrakten Begriff substantivisch aus, den die Sproßform adjektivisch ausdrückt; und die Unterschiede, die sich nachweisen lassen, können nicht, wie bei andern organisch gebildeten Formen, auf eine gemeinsame Differenz zurückgeführt werden, sondern bestehen in besonderen künstlich unterschiedenen Beziehungen. Abgesehen von diesen künstlichen Unterscheidungen bedeuten z. B. Lustigkeit, Verdrießlichkeit, Wichtigkeit, Verständigkeit u. s. f. nichts Anderes als Lust, Verdruß, Gewicht, Verstand. Jede Sprache hat indessen ihre Afterformen; und sie hat deren um desto mehr, je mehr Stämme schon sind verloren gegangen, und je mehr die Sprache in ihrer logischen Entwickelung über die Gränzen der organischen Begriffsdifferenzen hinausschrei-

tet, und die Begriffe auf eine künstliche Weise unterscheidet. Sie bildet daher vorzüglich Afterformen, um feine Unterscheidungen abstrakter Begriffe, und künstliche Nebenbegriffe zu bezeichnen, welche der umfassende und allgemeine Begriff der Stämme nicht unterscheiden kann, z. B. Vertraulichkeit, Freudigkeit, Schuldigkeit, Künstlichkeit u. s. f. statt Vertrauen, Freude, Schuld, Kunst u. s. f.

§. 39.

Die Sprache verbindet sehr häufig durch Zusammensetzung zwei Wörter zu Einem Worte. Man begreift aber unter der Zusammensetzung zwei wesentlich unterschiedene Vorgänge. Einerseits werden nämlich zwei Wörter, die in der Rede aufeinander bezogen, und daher im Satze zu einer organischen Einheit verbunden sind, in Ein Wort zusammengezogen, ohne doch zu einer vollkommenen Einheit des Begriffes zu verschmelzen, wie Königssohn, Volksglaube, Fürstengunst, Hoherpriester, Geheimerrath, deren Begriff als ein zusammengesetzter gedacht wird; und wir nennen diesen Vorgang, so wie das Gebilde selbst, eine Zusammenfügung. Andererseits werden zwei ebenfalls auf einander bezogene, und zu einer organischen Einheit verbundene Wörter ebenfalls in Ein Wort zusammengezogen, jedoch so, daß sie zugleich zu einer vollkommenen Einheit des Begriffes verschmelzen, wie aufhören, abreisen, umbringen, Handschuh, Federmesser, Erdbeere, deren Begriff eben so, wie der von cesser, partir, tuer, gant, canif, fraise, als ein einfacher gedacht wird; und wir nennen diesen Vorgang, so wie das Gebilde selbst, eine Verschmelzung. Die Zusammenfügung ist immer der Ausdruck eines attributiven Verhältnisses; und das Bestimmungswort in derselben im-

mer ein Attributiv, d. h. entweder ein attributives Adjektiv wie in Geheimer-rath, oder ein Substantiv im Genitiv, wie in Königs-sohn, oder ein Substantiv in Apposition, wie in Prinz-regent, Schneider-gesell (S. §. 61). Das Bestimmungswort hat daher in der Regel die Flexion und die Betonung des Attributivs, und das ganze Gebilde kann, der Bedeutung unbeschadet, wieder aufgelöset werden, z. B. Sohn des Königs, Gunst der Fürsten u. s. f. Die Verschmelzung hingegen ist der Ausdruck eines einfach gedachten Begriffes, dem jedoch, wie wir sogleich sehen werden, ein objektives Satzverhältniß (S. §. 67.) zum Grunde liegt. Das Bestimmungswort hat nämlich die Bedeutung eines Adverbs, oder eines Raumkasus (S. §. 77.), und ist in der Regel ohne Flexion: wenn es Endungen hat, wie in Lieb-es-brief, Sieg-es-lied, Heid-el-beere, Sonn-en-staub; so sind diese nicht Flexionsendungen, sondern Verschmelzungsendungen, die eine bloß phonetische Bedeutung haben. Auch läßt sich die Verschmelzung nicht, der Bedeutung unbeschadet, wieder in das ihr zum Grunde liegende Satzverhältniß auflösen: Weinglas, Erdbeere, Nachtlicht bezeichnen Dinge eigner Art, und nicht ein Glas für Wein, eine Beere an der Erde, ein Licht für die Nacht, wie etwa Königssohn den Sohn des Königs. Die Zusammenfügung ist immer ein Substantiv; die Verschmelzung hingegen immer ein Verb oder ein Adjektiv, wie ankommen, hellroth, oder doch ein Substantiv mit verbaler Bedeutung, wie Schlittenfahrt, Nachtwächter. Jene verhält sich daher zu dieser, wie das Substantiv zum Verb. Da jedoch die Einheit des Begriffs den eigentlichen Charakter der Verschmelzung ausmacht, so können auch Zusammenfügungen zu Verschmelzungen werden, wenn ihre Bedeutung diesen Charakter annimmt, wie in Löwenzahn,

Wolfsmilch, Krummstab, Schwarzwurzel und vielen Andern *).

§. 40.

Durch die Verschmelzung werden neue Wörter für neue Begriffe gebildet: sie ist daher nicht, wie die Zusammenfügung (§. 39), bloß als der zusammengezogene Ausdruck eines syntaktischen Verhältnisses, sondern vielmehr als eine Form der Ableitung anzusehen; und die eigentliche Bedeutung des Verschmelzungsvorgangs kann nur verstanden werden, wenn er als ein Ableitungsvorgang aufgefaßt wird. Die Eigenthümlichkeit dieses Vorganges besteht darin, daß zwei Wörter nicht bloß in ein Wort zusammengezogen werden, wie in der Zusammenfügung, sondern daß zwei Begriffe in Einen Begriff, und zwei Wörter in Ein Wort verschmelzen. Das Verhältniß der Begriffe, welche — im Bestimmungsworte und Grundworte — zu Einem Begriffe verschmelzen, ist nicht so regellos, als es beim ersten Blicke scheinen könnte. Das Bestimmungswort hat in der Verschmelzung immer die Bedeutung eines Adverbs, oder steht doch in einer solchen Beziehung, welche im Deutschen durch eine Präposition, und in andern Sprachen durch einen Raumkasus (Ablativ, Instrumentalis, Faktitiv S. §. 68. 80. 81.) bezeichnet wird; und das Grundwort hat daher nothwendig eine verbale Bedeutung. In allen Sprachen sind diejenigen Verschmelzungen die gemeinsten, und gewiß auch die ältesten, welche, wie ankommen, abreisen, aufstehen, Ankunft, Aufgang, Vorschlag, Beistand, Nachfolger, ein Adverb zum Bestimmungsworte, und ein Verb oder ein Substantiv verbaler Bedeutung zum Grundworte haben. Wenn das Bestimmungswort ein Substantiv ist; so ist die Beziehung desselben zum Grundworte nie diejenige Thä-

---

*) S. d. Wortbildung. §. 137.

tigkeitsbeziehung, welche in dem attributiven Satzverhältnisse durch den Genitiv (S. §. 61), oder in dem objektiven Satzverhältnisse durch den Akkusativ und Genitiv (S. §. 72. 73.) ausgedrückt wird; sondern entweder eine rein adverbiale Beziehung der Zeit, z. B. in Nachtwächter, Morgenstern, Abendmal, des Raumes, z. B. Hofhund, Thurmuhr, Wasserhuhn, Seekrebs, und der Weise, z. B. in blutroth, schneeweiß, oder eine kausale Beziehung, welche durch die unten näher zu bezeichnenden Raumkasus der Sache, oder durch Präpositionen ausgedrückt wird. Das Bestimmungswort hat nie die Bedeutung eines Raumkasus der Person (des Dativs S. §. 79); aber desto öfter die eines Raumkasus der Sache, z. B. des Ablativs und Instrumentalis in Dampfboot, Windmühle, Fieberfrost, Frostbeule, Gußeisen, Wundfieber, und des Faktitivs, Penetrativs u. s. f. in Sprachrohr, Zuchthaus, Weinglas, Obstgarten, Lustspiel u. s. f. Da sowohl die adverbialen, als die durch die genannten Raumkasus ausgedrückten Beziehungen des Seins als Beziehungen eines Dinges gedacht werden; so sind unter den Substantiven vorzüglich die Dingnamen geeignet, in der Verschmelzung die Stelle des Bestimmungswortes einzunehmen. Dagegen hat das substantivische Bestimmungswort in der Zusammenfügung meistens die Bedeutung eines Thätigkeitskasus (des Genitivs S. §. 62): die Beziehung desselben wird als Beziehung eines thätigen Seins gedacht; und daher sind vorzüglich Personen- und Thiernamen geeignet, die Stelle des Beziehungswortes in der Zusammenfügung einzunehmen *). Auf das Substantiv als solches kann aber eben so wenig ein Raumkasus als ein Adverb bezogen werden: das Substantiv als solches kann da-

*) S. d. Wortbildung. §. 139.

her nicht eigentlich Grundwort der Verschmelzung sein. Das Substantiv kann nur alsdann in eine solche Beziehung treten, wenn der Begriff desselben noch zugleich als ein verbaler Begriff, wenn er, wie der der Gerundien und Supinen, als ein Mittelbegriff zwischen dem des Substantivs und dem des Verbs (als ein partizipialer) gedacht wird. Da z. B. die Substantiven Scheu und Durst noch eine solche Bedeutung haben; so sagen wir Scheu vor Wasser, Durst nach Blut, und demnach auch Wasserscheu und Blutdurst, wie wir sagen: er scheut sich vor Wasser, er dürstet nach Blut. Eine solche verbale Bedeutung haben an sich noch die Grundwörter in Schlittenfahrt, Schifffahrt, Zeichensprache, Wassersucht, Thronfolge, Landläufer, Seiltänzer, Nachtwächter u. s. f. Substantiven aber, welche an sich nicht mehr eine verbale Bedeutung haben, nehmen als Grundwörter der Verschmelzung eine solche Bedeutung an. So hat das Grundwort eigentlich die verbale Bedeutung eines Gewächses in Baumwolle, Erdbeere, Meerlinse; die eines Gefäßes in Weinglas, Wasserkrug, Geldbeutel; und die eines Bewohners in Wasserhuhn, Zaunkönig, Seehund, Landmann.

§. 41.

Zwei Begriffe können nur dadurch Ein Begriff werden, daß Einer derselben gewissermaßen aufhört, selbst Begriff zu sein, und nur noch als eine Beziehung des andern Begriffes gedacht wird. Und das ist die organische Bedeutung der Verschmelzung, daß das Bestimmungswort, wie der Stamm in der Sproßform, den eigentlichen Begriff und Inhalt des Wortes, und daß das Grundwort, wie die Endung der Sproßform, bloß die Beziehung dieses Begriffes ausdrückt. Die Verschmelzung verhält sich in dieser Hinsicht

wie eine Sproßform, und drückt, wie diese, nur Einen Begriff aus: das Bestimmungswort wird gewissermaßen zum Stamm und hat daher den Hauptton, und das Grundwort wird zur Endung, und hat untergeordnete Betonung. Vergleicht man z. B. Forstmann, Bettelmann, mit Förster, Bettler; Hauptmann mit Häuptling und capitain; Waschfrau, Wartfrau mit Wäscherin, Wärterin; Findelkind mit Fündling; Eilbote, Thürhüter, Fischweib, Landmann mit courier, portier, poissarde, paisan; Brückengeld, Brodsuppe mit pontonnage, panade: so sieht man sogleich, wie wenig das Bestimmungswort vom Stamme, und das Grundwort von der Endung der Sproßform unterschieden ist. Zwar unterscheidet sich das Grundwort noch immer von der Endung darin, daß es an sich selbst ein Wort ist. Wenn es zum Ausdrucke einer Beziehung herabgesetzt wird; so kann es diese Beziehung doch nicht auf eine so allgemeine Weise ausdrücken, als ursprüngliche Endungen. Die Sproßformen bezeichnen allgemeine Differenzen der Begriffe, wie die des Geschlechtes, der Person und des Dinges u. s. f.: Verschmelzungen hingegen bezeichnen besondere Differenzen der Begriffe, z. B. Sanduhr, Taschenuhr, Thurmuhr, Sonnenuhr; und die Sprache bedient sich daher derselben besonders, um die Gegenstände der Kunst und Wissenschaft scharf zu sondern. Jedoch nähert sich das Wort, welches Grundwort wird, auch in der Bedeutung immer mehr oder weniger der Endung; indem es alsdann immer in der allgemeinsten Bedeutung genommen wird, deren es fähig ist. In Taschenuhr, Baumfrucht, Wassermühle, haben Uhr, Frucht und Mühle einen weitern Begriff, als in Uhrtasche, Fruchtbaum und Mühlwasser; und in Augapfel, Schlagbaum, abdecken, aufschließen überschreitet der Begriff des Grundwortes die

ihm sonst eigene Bedeutung. Einen vollkommenen Uebergang eines Wortes in eine Endung sehen wir in thum, schaft und haft u. s. w., welche den besondern Begriff, den sie ursprünglich bezeichneten, gänzlich verloren haben, und jetzt nur noch bloße Beziehungen anderer Begriffe ausdrücken: fast eben so verhalten sich Werk in Stückwerk, Rauchwerk, das englische full und like in forgetful (vergessen), warlike (kriegerisch) und manche Andere.

Die Sprache bietet uns hier zuerst die merkwürdige Erscheinung dar, daß das Wort, welches als solches für sich einen Begriff ausdrückt, zu einer Endung wird, und nun als solche bloß die Beziehung eines Begriffes bezeichnet. Wenn wir daher den Begriff der Endung nach ihrer organischen Bedeutung auffassen, so müssen wir demselben einen größern Umfang geben, als wir bisher gethan haben. Wir begreifen demnach unter Endung nicht bloß jenen liquiden Bestandtheil des Wortes, welcher ursprünglich keinen Begriff, sondern bloß die Beziehung des Begriffes ausdrückt, und als eigentliche Endung dem Stamme anhängt, sondern jeden Theil des Wortes, welcher nicht den eigentlichen Begriff desselben, sondern die Beziehung des Begriffes ausdrückt. Das Wesen der Endung besteht in der organischen Bedeutung derselben, und nicht in dem äußern Verhältnisse, nach welchem man sie benannt hat. Wir können daher auch das Grundwort des zusammengesetzten Verbs, z. B. ankommen als eine Endung ansehen, obgleich diese Endung häufig in der Rede von dem Stamme losgerissen, und vor denselben gestellt wird, z. B. ich komme an. In der Rede nimmt nämlich der Stamm als Ausdruck des Begriffes die Stelle des Prädikats ein, und die Endung, an welcher die Flexion geschieht, tritt an dieselbe Stelle, welche sonst die der Endung gleichbedeutende, und ebenfalls der Flexion dienende Kopula einnimmt. Zu den Endungen müssen wir endlich

auch die Vorsylben zählen, zu denen auch die mit dem Verb zusammengesetzten tonlosen Adverbien durch, hinter, über, unter, wider, wieder, um, miß gehören. Obgleich ursprünglich selbst Wörter, drücken sie jetzt als Vorsylben nicht den Begriff des Wortes, sondern nur die Beziehung desselben aus; sie sind daher tonlos, und trennen sich in der Rede nicht vom Verb, um die Stelle des Prädikats einzunehmen. Vergleicht man bedecken, verdecken, beschließen, verschließen, unternehmen, und übernehmen mit abdecken, zudecken, aufschließen, zuschließen, abnehmen und zunehmen, so springt es in die Augen, daß das Verb in den Erstern den Begriff, und die Vorsylbe die Beziehung, daß in den Letztern hingegen das Adverb den Begriff, und das Verb die Beziehung ausdrückt. Die Vorsylben müssen daher, obgleich sie vor dem Verb stehen, nach ihrer Bedeutung als Endungen angesehen werden.

§. 42.

Zu Endungen gewordene Stämme sind jedoch von ursprünglichen Endungen phonetisch und logisch unterschieden: phonetisch, weil ihr Lautverhältniß im Allgemeinen nicht so, wie das der ursprünglichen Endungen, den Charakter der Liquidität hat; logisch, weil sie an sich im Allgemeinen mehr besondere, die ursprünglichen Endungen hingegen mehr allgemeine Beziehungen der Begriffe ausdrücken. Da aber mit der fortschreitenden Entwickelung der Sprache nicht nur ein Fortschreiten in der Individualisirung der Begriffe, sondern auch ein Fortschreiten in der Individualisirung der Beziehungen Statt hat; und die Entwickelung der ursprünglichen Endungen eben so durch ihr Lautverhältniß beschränkt ist, wie die Entwickelung des Wortes durch die Gesetze der Ablautung und Umendung: so muß die Sprache, wenn sie in ihrer Entwickelung über eine gewisse Gränze hinausschreitet,

durch Zusammensetzung eben so wohl neue Endungen als neue Wörter bilden. Wir finden daher in allen bis zu einem gewissen Grade entwickelten Sprachen agglutinirte Stämme, welche die Bedeutung von Endungen angenommen haben. Und weil mehr entwickelte Sprachen immer mehr streben, Begriff und Beziehung zu individualisiren; so haben in solchen Sprachen die agglutinirten Endungen, vermöge ihrer mehr individualisirten Bedeutung, häufig eben so die ursprünglichen Endungen verdrängt, wie Afterformen und Zusammensetzungen in solchen Sprachen häufig die Wurzeln und Stämme verdrängt haben.

Dieselben Ursachen, welche die Sprache in der Ableitung zur Agglutination führen, bewirken auch die Einführung derselben in die Flexion. Die Bildung der Passivformen durch Suffigirung des Reflexivpronoms (§. 26.) gehört hierher; und nach Bopp *) werden wahrscheinlich viele Zeitformen des Verbs in der indischen, griechischen und andern Sprachen dadurch gebildet, daß das verbum abstractum (sein) dem zu flektirenden Verb agglutinirt wird. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht die Bildung des französischen Futurs, welches durch Agglutination aus dem Infinitiv des Verbs (donner, compter) und dem Präsens des Verbs avoir zusammengesetzt ist (donner-ai, donner-as, donner-a) **). Wenn übrigens in der Flexion Wörter, welche ursprünglich Stämme sind, an die Stelle der ursprünglichen Endungen treten; so bleiben sie meistens äußerlich getrennt von dem Worte, dessen Flexion sie bezeichnen sollen; wie die Hülfsverben, Artikel, Präpositionen und Konjunktionen, welche

*) Ueber das Konjugationssystem der Sanskr. spr.

**) Raynouard Gramm. romane p. 221. und A. W. de Schlegel Observat. sur la langue et litterat. provençales. p. 33.

man unter der allgemeinen Benennung Hülfswörter begreifen kann. Sie verhalten sich aber in ihrer Bedeutung durchaus, wie die zu Endungen gewordenen Stämme in der Ableitung. Sie hören auf, als Wörter einen Begriff auszudrücken, und drücken, wie ursprüngliche Endungen, nur noch eine Beziehung aus. *) A. W. von Schlegel **) nennt diejenigen Sprachen, in welchen die Flexion noch durch eigentliche Endungen verrichtet wird, synthetische, und diejenigen, in welchen Hülfsverben, Artikel, Präpositionen u. s. f. an die Stelle der ursprünglichen Endungen getreten sind, analytische Sprachen. Er bezeichnet das geschichtliche Verhältniß derselben, indem er sagt: L'origine des langues synthétiques se perd dans la nuit des temps: les langues analytiques au contraire sont de création moderne: toutes celles, que nous connaissons, sont nèes de la décomposition des langues synthétiques. Es scheint aber, daß jede Sprache, sobald sie in dem Gange ihrer Entwickelung über eine gewisse Gränze hinausschreitet, nothwendig mehr oder weniger analytisch werden muß. Und da jede Entwickelung vorzüglich durch Kampf nach Außen beschleunigt wird; so sehen wir Sprachen besonders alsdann den analytischen Charakter annehmen, wenn sie durch Eroberungen oder Völkerwanderungen mit andern Sprachen in Konflikt gerathen. Wir sehen dieses besonders an der altgriechischen und lateinischen Sprache, welche als Muster synthetischer Sprachen gelten können, aber im Neugriechischen und in den romanischen Sprachen einen analytischen Charakter angenommen haben.

---

*) A. W. de Schlegel Observ. sur la langue et litterat. provenç. p. 28.

**) a. a. O. S. 16.

§. 43.

Der Wortvorrath der Sprache würde sehr dürftig, und bei fortschreitender Vervielfältigung der Begriffe unzulänglich sein; wenn das Wort sich nur durch denjenigen gesetzlichen Vorgang vervielfältigte, den wir unter der Ableitung im eigentlichen Sinne begreifen. Aber so wie die Natur in ihren Bildungen sich immer nach gewissen festen Gesetzen in gewissen Grundtypen wiederholt, und dennoch eine solche Mannigfaltigkeit der Formen darbietet, daß kaum ein Individuum dem andern vollkommen gleicht: so entwickelt sich auch die Sprache durchaus nach einer festen Regel, und bildet aus der Wurzel nach einem bestimmten Typus Stämme und Sproßformen; zugleich entfaltet sie sich aber in einer Mannigfaltigkeit von Wortformen, welche nicht nothwendig durch diesen Typus der Ableitung gegeben sind. Wie in andern organischen Dingen durch die wandelbare Natur der Stoffe Abänderungen (Varietäten) der Bildungsformen, so sind in der Sprache durch die wandelbare Natur der Sprachlaute Abänderungen der Wortformen möglich. Diese Abänderungen sind von den Gesetzen der Ableitung unabhängig, und müssen von den eigentlichen Ableitungsformen unterschieden werden. Durch die Einheit des logischen Prinzips, welches auch die Ableitung beherrscht, ist eine gewisse Einheit aller Sprachen; durch die wandelbare Natur der Laute aber sind die Abänderungen der Wortformen und durch diese größtentheils alle Mannigfaltigkeit der Sprachen und Mundarten gegeben.

Wie in der Ableitung die höchste Gesetzlichkeit der Bildung, so waltet in den Abänderungen die größte Freiheit. Diese haben kein Gesetz, als die in den artikulirenden Organen gegründete Verwandtschaft der Sprachlaute, und die durch Klima, Lebensart und Kultur der Völker und Volksstämme bestimmte größere Leichtigkeit und Vorliebe für gewisse Laute

und Lautübergänge. Da aber kein Sprachlaut absolut unwandelbar ist, so würde die organische Einheit der Sprache überhaupt, und jeder einzelnen Sprache ins Besondere bald verloren gehen, wenn das Wort auf eine unbegränzte Weise dem mundartischen Wandel der Laute hingegeben wäre. Nun ist zwar der Wandel des Wortes dadurch beschränkt, daß eines Theils nicht alle Sprachlaute gleich wandelbar sind, und daß anderntheils jeder Sprachlaut, wenn er einmal durch Eines der artikulirenden Organe individualisirt ist, nur in einen gleichnamigen Laut übergeht. Allein die Wortfamilien würden dennoch in einander verfließen, wenn nicht zugleich auf eine andere Weise die Lautübergänge beschränkt, und die Identität des Wortes gesichert wäre. Die Abänderungen finden diese nothwendige Beschränkung in dem allgemeinen Gesetze, daß der Laut, wenn er einmal einen Begriff ausdrückt, durch den Begriff selbst Festigkeit und Bestand erhält (§. 17. 35.), und daß nach diesem Gesetze nicht das ganze Wort, sondern nur ein Theil, und zwar der minder bedeutsame Theil desselben der Abänderung fähig ist. Jedes Wort — Wurzel, Stamm oder Sproßform — besteht aber aus zwei Elementen, einem starren, welches der Ausdruck des eigentlichen Begriffes, und einem liquiden, welches der Ausdruck seiner Beziehung ist. Wie nun der Begriff überall in der Sprache das Stätige, und die Beziehung an dem Begriffe das Wandelbare ist; so ist auch das starre Element des Wortes, eben weil es sich den Begriff einverleibt hat, das Unwandelbare, und nur das liquide, als Ausdruck der Beziehung, dem Wandel der Abänderungen unterworfen. In den Wurzelverben ist der anlautende Konsonant als das starre Element unwandelbar; der Vokal, und mit ihm der auslautende Konsonant, wenn ein solcher schon hervorgetreten ist, sind das liquide Element, und als solches der Abänderung fähig. Der anlautende Konsonant ist zwar ebenfalls der Abänderung in so

fern unterworfen, daß er, wenn er eine Muta ist, aus einer Media in eine gleichnamige Tenuis oder Aspirata übergeht, und umgekehrt (§. 19.), und daß er, wenn er eine Liquida oder auch eine Muta ist, einen Spiranten vor sich annimmt, der alsdann zu einer Muta erharten kann (§. 17): allein nie geht der anlautende Konsonant in den Konsonanten eines andern Organes, nie die anlautende Muta in eine Liquida über, oder umgekehrt. Dagegen geht der Vokal leicht in jeden andern, und auch der auslautende Konsonant nicht selten in den Konsonanten eines andern Organs, die Liquida in eine Muta, oder die Muta in ein Liquida über.

Man vergleiche in Hinsicht auf das starre und liquide Element der Wurzeln, z. B. die Abänderungen: πάω, πάσσω (schlagen), σπάω, σπάζω (spalten), σφίγγω (würgen), σφάζω (tödten), lat. batuo, pungo, findo, fodio, slav. biju (schlagen), bodu (stoßen), paschu (pflügen), goth. wigan (streiten), angels. beatan (schlagen), nord. bana (tödten), bita (beißen), franz. battre, pousser, altd. batten, bozen (schlagen), spinen, spaden (schneiden), neud. pochen, picken, fechten, beißen; und eben so λάω, λείβω (fließen), λούω (waschen), χλίω (zerfließen), πλέω (schwimmen), φλέω (weinen), lat. luo, liqueo, lavo, fluo, pluo, fleo, slav. liju (fließen), sliju (zusammenfließen), pluju, plowu (schmelzen), nord. lekia (rinnen), hlaupa (gerinnen), angels. flowan (fließen), altd. laben (gerinnen), leinen (thauen), neud. lecken, löschen, fließen. — In den Stämmen ist der anlautende und auch der auslautende Konsonant, wenn ein solcher schon in der Wurzel vorhanden war, das starre, und der Vokal das liquide Element. Abänderungen des auslautenden Konsonanten in dem Stamme setzen Abänderungen desselben Konsonanten in der Wurzel voraus. Die Abänderungen Stand, Stunde; Stelle, still; und stät,

Staat, weisen auf die Abänderungen der Wurzel nord. standa, stedia und stellen, wie Gang auf das angels. gangan zurück. Nur der Vokal des Stammes als der liquide Ausdruck der Beziehung ist Abänderungen unterworfen. Man vergleiche mit Rücksicht auf die Abänderungen ihrer Wurzeln die Abänderungen der Stämme βοῦς (Ochse), πάθος (Leid), σφὴν (Span), σφὴξ (Wespe), σφίγξ (Würger), lat. bos, pugnus, buteo, pica, bucca, spina, slav. boi (Schlacht), bitsch (Peitsche), buika (Ochs), wajala (Meißel), nord. bitr (scharf), angels. bitel (Käfer), engl. pin (Nadel), bait (Köder), box (Schlag), ital. spada, fr. epèe (Degen), bec (Schnabel), Batzen, Peitsche, Pauke, Butter, Bock, Bache, Pike, Span, spitz, Specht, Spieß, Spaten, Spendel, Biß, bitter, Backen, Beitze, Fehde, Gefecht, Weihe, (milvus), Geweih; und eben so: λίβος (Tropfen), λίθος (Stein), πλόος (Schifffahrt), lat. lacus, lac, flumen, fluvius, fletus, pluvia, glacies, plumbum, slav. loi, litii, plawkii (schmelzbar), led (Eis), angels. leade (Blei), flete (Milchrahm), hlaf (Laib), Lake, Lauge, Lava, leck, Loth, Blei, Laib, Lab, Fluß, Flut, Floß, flott, Blut, Glas, Schlacke u. s. f. In den Sproßformen endlich ist der Stamm als der starre Theil des Wortes unwandelbar, und nur die Endung als der liquide Theil ist den Abänderungen unterworfen: und sie ist es um desto mehr, je weniger sie an sich in Form und Bedeutung individualisirt ist. Daher sind die bloß durch einen Vokal oder eine Liquida gebildeten Endungen der Stämme (§. 36.) wandelbarer, als die Endungen der Sproßformen. Unter den Letztern finden sich im Deutschen besonders die Abänderungen de, at, ut, heit (Gemeinde, Zierrat, Armut, Kühnheit); sal und sel; und lein und el. Selbst das Grundwort der Verschmelzung wird, indem es die Be-

deutung einer Endung annimmt (§. 41.), Abänderungen unterworfen, z. B. Jungfer von Jungfrau, Nachbar von Nahebauer, niederd. Handsken von Handschuh, oberd. Samstig, Sonntig von Samstag, Sonntag.

Da alle Abänderungen mundartischen Ursprungs sind, so muß man wohl annehmen, daß sie ursprünglich keinen Unterschied der Begriffe bezeichneten. Traten die Abänderungen bei gesonderten Volksstämmen hervor; so behielten sie die Bedeutung der ursprünglichen Form, wie λάω, fluo, slav. liju, angels. flowan, d. fließen; und machten in Beziehung auf den Wortvorrath den Unterschied der Mundarten und Sprachen aus. Traten sie aber auf was immer für eine Weise bei demselben Volksstamme hervor; oder fanden sich Abänderungen, welche früher an verschiedene Stämme vertheilt waren, auf irgend eine Weise wieder bei demselben Stamme zusammen: so waren mehrere Formen für denselben Begriff vorhanden. Die Sprache duldet aber vermöge ihrer organischen Natur keinen müssigen Ueberfluß. Jede überflüssige Form, woher sie auch kommen mag, ist ihr wie ein abgestorbenes Organ, welches sie entweder ausstößt, oder dadurch in das Leben der Sprache zurückführt, daß sie demselben wieder eine ihm ausschließlich eigene Bedeutung gibt. Auf diese Weise werden die ursprünglich bloß mundartischen Abänderungen zu Ausdrücken logisch unterschiedener Begriffe. Das logische Verhältniß der Abänderungen entspricht aber aufs vollkommenste ihrem phonetischen Verhältnisse. Die Abänderungen bezeichnen nämlich nicht diejenigen Differenzen der Begriffe, welche vorzugsweise als die organischen Begriffsdifferenzen durch die Ableitungsformen bezeichnet werden (§. 34): die Abänderungen der Formen bezeichnen auf jeder Stufe der Ableitung nur Abänderungen der auf dieser Stufe ausgedrückten Begriffsdifferenz. So bezeichnen auf der Stufe

der Wurzeln, z. B. fluo fleo und pluo, fliegen und fliehen, weben beben schweben und schweifen nur Abänderungen der Begriffe fluo, fliegen und weben (bewegen); eben so bezeichnen auf der Stufe der Stämme, z. B. Lake, Lauge, Leck, Lava, Loth, Fluß, Flut, Floß, Blut, Blei, Glas nur Abänderungen des substantivischen Begriffes fließen, von welchem der des Gerinnens wieder nur eine Abänderung ist; und auf der Stufe der Sproßformen verhalten sich z. B. die Begriffe von Zierde und Zierat, Gemeinde und Gemeinheit eben so. Da die Wurzeln und nächst diesen die Stämme den unbestimmtesten Begriff haben; so bieten Wurzeln und Stämme auch dem Begriffe noch eine größere Leichtigkeit der Abänderungen dar, als die in dem Begriffe mehr individualisirten Sproßformen.

§. 44.

Durch den Verkehr der Völker untereinander werden einer Sprache leicht Wörter aus andern Sprachen beigemischt; und es hat sich wohl keine Sprache von fremder Beimischung ganz rein erhalten. Fremde Wörter gereichen als solche der Sprache zum Nachtheile: sie stehen mit der Sprache in keinem organischen Verbande; und können nicht so, wie das heimische Wort, dessen Bedeutung sich uns in seiner Verbindung mit der Wurzel und mit seinen Sippen aufschließt, verstanden werden. Sie sind daher für uns nicht viel mehr als willkührliche Zeichen von Begriffen; und die Sprache muß, wenn ihr Fremdlinge in großer Menge zugeführt, oder aufgedrungen werden, an Tiefe der Bedeutung und an Wahrheit des Ausdruckes verlieren. Es wäre in dieser Hinsicht sehr zu wünschen, daß nie Fremdlinge wären in der Sprache aufgenommen worden. Die deutsche Sprache hat deren nur zu viele aufgenommen: allein Diejenigen,

welche alle Fremdlinge nach langem Besitzstande wieder ausstoßen wollen, werden ihren Zweck nie erreichen, weil sie das Unmögliche wollen. So sehr der Eifer für die Reinheit der Sprache überhaupt zu loben ist; so ist dieser Eifer doch unverständig, wenn er alle Fremdlinge ohne Unterschied verbannen will. Es gibt nämlich drei Arten von fremden Wörtern in der deutschen Sprache, welche man unterscheiden muß. Von der ersten Art sind diejenigen Wörter, welche zugleich mit einem fremden Begriffe in die deutsche Sprache übergegangen sind, wie die Namen fremder Kunst- und Naturerzeugnisse. Auch gehören hierher die mit den Künsten und Wissenschaften, und die mit den kirchlichen und politischen Einrichtungen uns zugeführten Wörter. Obgleich die Begriffe dieser Wörter auch leicht durch deutsche Wörter könnten ausgedrückt werden; so setzt doch der vieljährige Besitzstand, und die auf diesen gegründete Verständlichkeit und Bestimmtheit ihrer Bedeutung der Vertauschung derselben gegen neu zu bildende deutsche Wörter sehr große Hindernisse entgegen. Auch geben die bisher gemachten Versuche wenig Hoffnung zu einem glücklichen Erfolge. Die Wörter dieser Art behalten, weil sie mit einem fremden Begriffe zu uns kamen, auch meistens, mit geringen Abänderungen, ihre ursprüngliche Form und Betonung; sie tragen fortdauernd die Farbe ihres Vaterlandes, z. B. Fasan, Altar, Kardinal, Physik.

Von einer andern Art sind diejenigen Wörter, deren Begriff bei der Einführung des Wortes schon in der Sprache vorhanden, und durch ein deutsches Wort bezeichnet war. Sie waren zuerst durchaus überflüssig: allein die Sprache, welche keinen Ueberfluß duldet, hat sie eben so, wie die mundartischen Abänderungen deutscher Wörter, haushälterisch benutzt, und mit denselben Abänderungen der Begriffe bezeichnet (§. 43). Die Sprache hat diese Wörter gleichsam umge-

prägt, wie man wohl eine ausländische Münze nach einem heimischen Münzfuße umprägt, und ihnen eine neue Bedeutung gegeben, welche sowohl von der ursprünglichen Bedeutung des Wortes selbst, als von der des ihm entsprechenden deutschen Wortes unterschieden ist. So bedeuten z. B. Körper, Pöbel, Prinz, Tyran, Offizier, Pulver, Puder, Pokal, Ruine, spazieren, marschiren andere Begriffe, als corpus und Leib, populus und Volk, prince und Fürst, τύραννος und König, officier und Beamter, pulvis und Staub u. s. f. Die Sprache wird durch Wörter dieser Art wirklich reicher; und da sie von der deutschen Sprache ihre jetzige Bedeutung, und mit dieser deutsches Bürgerrecht erhalten haben; so wäre es unverständig, sie jetzt noch verbannen zu wollen. Auch haben die Wörter dieser Art, weil sie dem Begriffe nach eingebürgert sind, mehr als die der ersten Art deutsche Form und Betonung angenommen. Da diese Wörter gewöhnlich mit ausländischer Kultur und durch die höhern Stände eingeführt wurden: so bezeichnen sie vorzüglich künstliche und oft sehr feine Begriffsunterscheidungen des künstlich gebildeten Lebens, wie Kompliment, Pöbel, Assemblee, Mätresse, Kokette, und im Englischen porc, beef, veal, mutton (neben swine, ox, calf, sheep). Sie unterscheiden sich hierin von den mundartischen Abänderungen deutscher Wörter.

Zu der dritten Art gehören endlich diejenigen fremden Wörter, welche sich neben deutschen Wörtern eingedrungen haben, ohne irgend einen Unterschied der Bedeutung zu bezeichnen, wie Tante, Onkel, Neveu, Visite, Parasol, Rezidiv, Kapitän, Portier, Akteur und viele Andere. Wörter dieser Art sind durchaus müssig; die Sprache hat viele derselben wieder ausgestoßen, und sie würde sie alle schon wieder ausgestoßen haben, wenn nicht eine

ärmliche Eitelkeit auf Bekanntschaft mit ausländischer Sprache und Kultur dieselben in Schutz nähme. Bei dem Streben, die Sprache zu reinigen, muß man jedoch mit Umsicht verfahren: manche Wörter, welche beim ersten Anblicke fremd scheinen, sind ursprünglich deutsch, z. B. Marschal (Marschalch Niebl. L.), Suppe, Marter, Galop; und manche, welche gewöhnlich für ursprünglich deutsch gehalten werden, sind eingewanderte Fremdlinge, z. B. die aus dem Slavischen aufgenommenen Peitsche (bitsch), Quast (chwost Schweif), Gränze, Wanze, Stieglitz, Petschaft u. m. A.; auch Morast verräth durch die Betonung eine ausländische Herkunft.

Vierter Abschnitt.

Organische Satzbildung.

Erstes Kapitel.

Die Satzbildung im Allgemeinen.

§. 45.

So wie jedes Glied irgend eines Organism nur in der Verbindung mit dem lebenden Ganzen, und nur durch diese Verbindung ein wirkliches Organ ist; so ist auch das Wort nur alsdann eigentlich ein Wort, d. h. ein Ausdruck des Gedankens, wenn es als Glied der lebendigen Rede mit andern Theilen des Satzes organisch verbunden ist. In dem Leben der Sprache ist eben so wenig ein einzelnes Wort, oder ein einzelner Begriff abgesondert für sich vorhanden, als ein einzelner Laut; und wie der Laut nur in dem Worte, so hat das Wort nur in dem Satze eine wirkliche Bedeutung. Im Leben der Sprache wird der Satz eben so wenig aus Wörtern, als das Wort aus Lauten zusammengesetzt (§. 8): nur die Reflexion zerlegt den Satz in Wörter, und das Urtheil in Begriffe, wie sie das Wort in Laute zerlegt. Wie die Entwickelung anderer organischen Dinge mit dem Ganzen beginnt, und nicht mit einzelnen Gliedern; so beginnt die

Entwickelung der Sprache auch mit dem Satze als dem Ausdrucke des Gedankens, und nicht mit dem einzelnen Worte als dem Ausdrucke eines Begriffes für sich. Da nun die organischen Verhältnisse des Ganzen sich in den Gliedern wiederholen; so können die organischen Verhältnisse des Satzes keine andere sein, als diejenigen, welche wir bereits als die organischen Verhältnisse des Wortes erkannt haben. Derselbe Gegensatz von Starrheit und Liquidität, welcher als Gegensatz von Begriff und Beziehung, von Stamm und Endung die organische Gestaltung des Wortes ausmacht, stellt sich auch als die organische Form des Satzes und aller besondern Verhältnisse des Satzes dar. Wie jedes Wort (§. 24), so ist auch der ganze Satz, und jedes besondere Verhältniß des Satzes der Ausdruck einer auf ein Sein bezogenen Thätigkeit, oder eines auf eine Thätigkeit bezogenen Seins, z. B. der Vogel singt; der muntere Knabe; ißt Aepfel. Wie das Wort aus zwei Elementen besteht, einem starren — dem in dem Stamme ausgeprägten Begriffe — und einem liquiden — der in der Endung ausgeprägten Beziehung —; so besteht auch der ganze Satz, und jedes Satzverhältniß aus zwei Elementen: und jedes Wort im Satze wird dadurch ein organisch verbundenes, und erhält erst dadurch eine organische Bedeutung, daß es einen Begriff entweder als den bezogenen, oder als denjenigen ausdrückt, auf welchen bezogen wird. Wir nennen in den Satzverhältnissen füglich den bezogenen Begriff den Hauptbegriff, und den Ausdruck desselben das Hauptwort des Verhältnisses; und denjenigen, auf welchen bezogen wird, den Beziehungsbegriff, und den Ausdruck desselben das Beziehungswort des Verhältnisses.

Nun ist zwar der Satz, und das Satzverhältniß von der Sproßform, und von dem flektirten Worte darin unterschieden, daß in Ersteren der Beziehungsbegriff als Begriff

durch das Beziehungswort, in Letztern hingegen nur die Beziehung als bloßes Bezogensein durch eine Endung ausgedrückt wird. Allein dieser Unterschied ist nicht wesentlich. Denn das Bezogensein setzt ja immer einen Begriff voraus, auf den bezogen wird; und dieser Begriff wird ja ebenfalls durch die Endung, z. B. er in Bürg-er, wenn auch nur auf unbestimmte und allgemeine Weise, ausgedrückt. Andrerseits wird in Satzverhältnissen und sogar in dem ganzen Satze der Beziehungsbegriff oft bloß durch eine Endung ausgedrückt. Das Satzverhältniß: ein gelehrter Mann, und der ganze Satz: ego vici erscheint als ein flektirtes Wort in: Gelehrter und vici. Es ist der Gegensatz von Begriff und Beziehung, welcher dem Satze und jedem Satzverhältnisse eben so, wie dem Worte, seine organische Gestalt und Bedeutung gibt.

§. 46.

Jeder Satz, z. B. der Baum blühet, und jedes Satzverhältniß, z. B. der Mann aus Paris, und fängt Fische ist eine organische Einheit. Das Hauptwort (blühet, Paris, Fische), und das Beziehungswort (Baum, Mann, fängt) sind eben so die Faktoren dieser Einheit, wie Stamm und Endung die Faktoren der Sproßform. Die Faktoren eines Satzverhältnisses können aber eben so wie die Faktoren einer Sproßform nur dadurch eine organische Einheit bilden, daß sie sich nicht wie Gleiches mit Gleichem — Begriff mit Begriff — sondern als Entgegengesetztes — Begriff mit Beziehung — verbinden. Das Hauptwort in einem Satzverhältnisse hat nicht bloß den Begriff, den das Wort (Paris, Fisch) für sich genommen hat: es drückt gewissermaßen eben so den eigentlichen Inhalt und Hauptbegriff des ganzen Satzverhältnisses aus, wie der Stamm den eigentlichen Inhalt und Begriff der Sproßform. Andrerseits drückt

das Beziehungswort nicht so wohl den Begriff des Wortes (Mann, fängt) an sich, als vielmehr die Beziehung auf diesen Begriff aus, durch welche der Hauptbegriff nur individualisirt wird: und das Beziehungswort ist in Hinsicht auf den Werth der Bedeutung dem Hauptworte, wie die Endung dem Stamme, untergeordnet. Daß in dem Beziehungsworte (Mann, fängt) nicht der Begriff des Wortes selbst, sondern nur die Beziehung das Hauptmoment der Bedeutung ist, ersieht man daraus, daß die Sprache sehr häufig den Begriff als solchen fahren läßt, und nur die Beziehung fest hält, welche sie alsdann eben so, wie bei einer Sproßform, bloß durch eine Endung ausdrückt. So wird aus dem Satze: der Mann aus Paris fängt Fische der Bedeutung unbeschadet: der Pariser fischet.

Die organische Einheit des ganzen Satzes besteht darin, daß ein Hauptbegriff (das Prädikat), welcher den eigentlichen Inhalt des ganzen Satzes ausmacht, mit einem Beziehungsbegriffe (dem Subjekte) so verbunden ist, daß der Letztere dem Ersteren nicht wie Ein Begriff dem andern gleichgesetzt, sondern vielmehr, wie in der Sproßform die Beziehung dem Begriffe, untergeordnet ist. Sind beide Faktoren des Satzes einfache Begriffe, z. B. der Jüngling trinkt, so hat derselbe die einfachste Gestalt, und tritt sogar oft, indem das Subjekt bloß durch eine Endung ausgedrückt wird, in der Gestalt eines flektirten Wortes hervor, wie in bib-o, curr-o. Beide Faktoren des Satzes — Subjekt und Prädikat — entwickeln sich aber oft zu neuen Satzverhältnissen, z. B. der müde Jüngling trinkt Wein. Jedes dieser Satzverhältnisse — der müde Jüngling und trinkt Wein — ist wieder eine organische Einheit eines Hauptbegriffes und eines Beziehungsbegriffes, und der organische Gegensatz des ganzen Satzes wiederholt sich in jedem dieser Satzverhältnisse. Jeder Faktor dieser Satzverhältnisse

kann sich abermals zu einem neuen Gegensatze von Hauptbegriff und Beziehungsbegriff entwickeln: und so stellt sich jedes besondere Verhältniß im Satze als eine organische Einheit eines Hauptbegriffes und eines Beziehungsbegriffes, jedes Wort im Satze als ein Faktor eines Satzverhältnisses, durch welches es mit dem ganzen Satze organisch verbunden ist, und der nach allen Richtungen entwickelte Satz endlich als ein vollkommen gegliedertes organisches Ganze dar. Die organische Einheit sowohl als der Gegensatz von Hauptbegriff und Beziehungsbegriff in dem ganzen Satze und in jedem besondern Satzverhältnisse wird eben so, wie die Einheit und der Gegensatz von Begriff und Beziehung in der Sproßform, aufs vollkommenste ausgeprägt durch die Betonung. Immer hat das Prädikat in dem Satze, und das Hauptwort in jedem Satzverhältnisse auch den Hauptton; dagegen hat das Subjekt im Satze, und das Beziehungswort in jedem Satzverhältnisse immer den untergeordneten Ton. In der Betonung ist uns auf diese Weise ein sicheres Kriterium gegeben, nach welchem wir in zweifelhaften Fällen entscheiden können, welcher Faktor in jedem besondern Verhältnisse als Hauptwort, und welcher als Beziehungswort anzusehen sei. Die Betonung sagt uns sogleich, daß z. B. in den Ausdrücken: Herr der Welt und Frieden schließen: Welt und Frieden die Hauptwörter, hingegen Herr und schließen die Beziehungswörter sind. Wie die Sprache die organische Bedeutung der Faktoren in dem Satze und in den verschiedenen Satzverhältnissen auf typische Weise bezeichne, kann erst später erörtert werden.

Da jedes Satzverhältniß eine organische Einheit des Hauptbegriffes und des Beziehungsbegriffes ist, welche gemeiniglich in einem Hauptworte und Beziehungsworte auseinandergelegt sind; so strebt die Sprache die Einheit des Verhältnisses auch in der äußern Form des Ausdruckes wieder

herzustellen. Sie bewirkt dieses auf zwiefache Weise, indem sie das Beziehungswort entweder in eine Endung verwandelt, oder ganz ausläßt. Das Erstere geschieht in fischen, grasen, köpfen, Schweizer, Hochheimer statt: Fische fangen, Gras fressen, Kopf abhauen, Mann aus der Schweiz, Wein von Hochheim. Die Verschmelzung, welche ebenfalls das Wort in eine Endung umwandelt (§. 40), gehöret ursprünglich hierher, und findet hier eigentlich ihre letzte Erklärung. Das Letztere geschieht in den substantivisch gebrauchten Adjektiven, z. B. ein Gelehrter, eine Schöne, und überhaupt in jeder Ellipse, z. B. guten Morgen! um Vergebung, kurz, vorwärts, statt: ich wünsche guten Morgen, ich bitte um Vergebung, ich sage es kurz, gehe vorwärts. Das ist die Bedeutung der Ellipse, daß ein Satzverhältniß oder ein ganzer Satz zu einer Einheit des Ausdruckes zurückgeführt wird, und das Gesetz derselben ist, daß zu diesem Zwecke das Beziehungswort — nie aber das Hauptwort — ausgelassen wird. Auf eine höchst merkwürdige Weise tritt die organische Einheit der Satzverhältnisse, und zugleich das natürliche Bestreben, diese Einheit auch durch Einheit der Form auszuprägen, in der Sprache der Huronen hervor *). Nach den übereinstimmenden Berichten des Franzosen Sagard und des Engelländers Parsons drücken die Huronen gemeiniglich ganze Satzverhältnisse wie das Substantiv mit seinem Attributiv, z. B. grüner Baum, Wasser im Eimer, das Verb mit dem regirten Kasus, und das Verb mit dem Adverb, z. B. Holz schneiden, den Arm abschneiden, ins Feuer überkochen, durch Ein Wort aus. In einem

*) S. Mithridates von Adelung und Vater. Th. 3. Abth. 3. S. 324. u. f.

entgegengesetzten Sinne legt die Sprache alsdann, wenn sie einen analytischen Charakter annimmt, gern die Faktoren der Satzverhältnisse auseinander. Man sagt daher im Englischen immer: a wise man, a dead man, a rich person u. s. f. wo man im Deutschen sagt, ein Weiser, ein Todter, ein Reicher; und Begriffe, welche die Sprache ihrer Natur nach als einfache gedacht und bezeichnet hat, werden in solchen Sprachen oft auf eine unnatürliche Weise in Phrasen auseinandergezogen, wie z. B. in: faire une visite, donner la permission, prendre un bain, to make one's appearance, to make an apology, to ride on horseback, statt: besuchen, erlauben, baden, erscheinen, entschuldigen, reiten.

§. 47.

Die Sprache drückt die Beziehung im Allgemeinen durch die Flexion aus. Nur das Hauptwort des Satzverhältnisses — das Bezogene — wird flektirt; das Beziehungswort als solches wird nicht flektirt. Die Flexion ist der eigentliche Ausdruck der organischen Form in dem Satzverhältnisse. Da in dem Satze und in jedem Satzverhältnisse das Wort erst durch die Form des Verhältnisses seine eigentliche Bedeutung erhält (§. 46); so muß die Form nothwendig ausgedrückt werden. Auch haben alle Sprachen, wenn ihnen auch die eigentliche Flexion mangelt, Ausdrücke für die organische Form der Satzverhältnisse. Daß der Ausdruck der Form durchaus wesentlich ist, ersehen wir daraus, daß oft in einem Satzverhältnisse, und sogar in dem Satze selbst, das Beziehungswort, aber nie der Ausdruck der Beziehung mangelt (§. 46). Wir müssen daher wohl annehmen, daß der Ausdruck der Form mit dem Ausdrucke des Begriffes — dem Worte — gleich alt, und gleich ursprünglich ist.

Beziehung und Begriff (Form und Stoff) bilden einen

Gegensatz, vermöge dessen die Beziehung nicht selbst Begriff, und der Ausdruck der Beziehung nicht selbst ein eigentliches Wort d. h. Ausdruck eines aus einem Wurzelbegriffe entwickelten Begriffes (§. 25.) sein kann. Der natürliche und ursprüngliche Ausdruck der Beziehung kann daher nur eine Endung sein, deren phonetische Gestalt und deren Bedeutung sich nicht aus einer Wurzel entwickelt, sondern durch die phonetische Gestalt und durch die Bedeutung des Wortes gegeben ist. In keiner Sprache werden jedoch die Beziehungen in den verschiedenen Satzverhältnissen einzig und allein durch Endungen ausgedrückt. Alle Sprachen haben neben den Endungen mehr oder weniger zugleich besondere Gebilde, welche offenbar aus Wurzeln entwickelte Wörter sind, und als solche ursprünglich Begriffe ausdrücken; welche aber, indem sie zu Ausdrücken der Beziehungen werden, den von ihrer Wurzel ausgehenden Begriff wieder verlieren, und aufhören eigentliche Wörter (Ausdrücke von Begriffen) zu sein (§. 42.). Die chinesische Sprache nennt daher diese Wörter leere Wörter, und unterscheidet sie so von den vollen Wörtern, welche Begriffe ausdrücken *). Da sie die organische Form der Satzverhältnisse (die Beziehung) ausdrücken, so nennen wir sie füglich Formwörter, und unterscheiden sie dadurch von den Begriffswörtern, welche Begriffe (den Stoff) ausdrücken. Zu den Formwörtern rechnen wir auch das Pronom, dessen Charakter und Bedeutung wir demnächst näher betrachten werden.

§. 43.

Die Sprache tritt sogleich in die Erscheinung in der lebendigen Rede, sie beginnt daher mit dem Satze. Der Satz

---

*) S. Abel-Rémusat Elem. de la grammaire chinoise. p. 35.

wird eben so wenig aus Wörtern zusammengesetzt, als das Wort aus Lauten: vielmehr entwickeln sich aus dem Satze die Verhältnisse der Begriffe, und mit diesen die Wörter (§. 8.). Eine Vorstellungsweise, welche sich die Wortbildung als der Satzbildung in der Zeit vorangehend dächte, würde daher ganz irrig sein: die Wortbildung ist vielmehr durch die Satzbildung bedingt. Denn das Wort, welches in dem Satze ein lebendiges Organ ist, erscheint, wenn es für sich, und außer dem Satze betrachtet wird, als ein aus dem organischen Verbande abgelösetes Glied. Diejenigen Verhältnisse, welche wir in der Wortbildung Begriffsdifferenzen genannt haben, sind ursprünglich nichts anders, als die dem Sprachvorrathe bleibend anheimgefallenen Begriffsbeziehungen der Rede und des Satzes. Denn die Ableitungsformen sind nichts anderes, als starr gewordene Flexionsformen (§. 32. 35. 37); und die Flexionsformen nichts anderes, als Ausdrücke für die Beziehungen in den verschiedenen Satzverhältnissen. Wenn wir daher auch zum Behufe einer deutlichern Erkenntniß das Wort aus seinem organischen Verbande ablösen, und die Wortbildung als einen von der Satzbildung gewissermaßen unabhängigen Vorgang ansehen; so dürfen wir dabei nicht vergessen, daß Wortbildung und Satzbildung in der lebendigen Entwickelung der Sprache Eins und Dasselbe sind, und daß des Wortes Wesen und Bedeutung nur in der lebendigen Rede — im Satze — wahrhaft erkannt wird.

Wenn man die Wortbildung von diesem Standpunkte aus ansieht, so kann die Antwort auf die wichtige Frage, ob die Endungen als Ausdrücke bloßer Beziehungen ursprüngliche Gebilde sind, oder ob sie ursprünglich, wie andere Wörter, auch für sich Begriffe ausdrückten, aber demnächst andern

Wörtern zur Bezeichnung von Beziehungen angefügt wurden, und so Gestalt und Bedeutung von Endungen annahmen, nicht länger zweifelhaft bleiben. Wir erkennen hier die innere Nothwendigkeit jener Differenz von Stamm und Endung, welche wir als eine in der Sprache wirklich vorhandene phonetische und logische Differenz (§. 24. 33) bereits anerkannt haben, und müssen diese Differenz daher für eine ursprüngliche halten. Der Gedanke und die Rede, und somit die ganze Sprache besteht ursprünglich aus zwei Elementen: nämlich einerseits aus dem Begriffe und dem Ausdrucke des Begriffes — dem eigentlichen Worte — und andererseits aus der Beziehung des Begriffes und dem Ausdrucke der Beziehung — der Endung. — Ersteres macht den Stoff und Letzteres die Form der Rede aus. Wie bei allen andern natürlichen Dingen, so kann auch in dem Gedanken und mithin auch in der Rede, als dem gesprochenen Gedanken, der Stoff nicht ohne Form und früher als die Form hervortreten: beide können nur zugleich und in inniger Einheit ins Leben treten. Bei dem Kunstgebilde ist der Stoff zuerst formlos vorhanden, und ihm wird erst hinterher die Form gegeben: daher kann die Einheit von Stoff und Form bei dem Kunstgebilde nimmer eine innere werden. Wenn man annimmt, in der Sprache sei der Stoff zuerst formlos gewesen, und die Form sei erst später hinzugekommen; so erkennt man in der Sprache nicht mehr ein Naturerzeugniß, sondern ein Werk menschlicher Kunst, und die Frage, ob die Endungen ursprüngliche Gebilde eigener Art seien, ist zugleich mit der Frage beantwortet, ob die Sprache ein organisches Naturerzeugniß, oder ein Werk menschlicher Erfindung sei. Das Wort, welches als Stoff einen Begriff ausdrückt, kann nicht zugleich als grammatische Form die Beziehung ausdrücken. Wenn das Wort als Begriffswort zugleich als grammatische Form dienen sollte: so müßte ja, wie Einer unserer

scharfsinnigsten Sprachforscher *) bemerkt, die Beziehung dieses Wortes wieder durch ein anderes Wort ausgedrückt werden, dessen Beziehung wieder durch ein drittes u. s. f. zu bezeichnen wäre. Daher müssen auch Begriffswörter, um zu Formwörtern und Endungen zu werden, erst aufhören, Begriffswörter zu sein (§. 41. 47).

§. 49.

Wir haben die durch die Sprachformen ausgedrückten Beziehungen als das innere Band erkannt, durch welches die Begriffe zu Gedanken, und der Wortstoff zur lebendigen Rede verbunden wird. Das Wort Beziehung hat aber einen so weiten Begriff, und läßt so mannigfaltige Deutungen zu, daß man billig fragt, von welcher Art diese Beziehungen seien, welche die Sprache durch besondere Formen als das organische Band der Rede bezeichnet, und wie sich diese Beziehungen zu der organischen Entwickelung der Sprache verhalten. In den verschiedenen Sprachen finden sich sehr viele durch besondere Formen ausgedrückte Beziehungen, bei denen man sich vergebens bemühen würde, einen innern und nothwendigen Zusammenhang derselben mit der organischen Entwickelung der Sprache aufzufinden. Unter der Einwirkung einer künstlichen Kultur bezeichnet die Sprache eben so künstlich unterschiedene Beziehungen durch besondere Redeformen, wie künstlich unterschiedene Begriffe durch besondere Wortformen: diejenigen Redeformen, welche die Abstufungen des Ranges bezeichnen, mögen hier als Beispiele dienen. Es gibt aber Beziehungen, welche alle Sprachen, die in ihrer Entwickelung eine gewisse Stufe formeller Bildung erreicht haben, durch mehr oder weniger übereinstimmende For-

---

*) W. v. Humboldt Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwickelung.

men bezeichnen, und wir müssen annehmen, daß diese Beziehungen, und die ihnen entsprechenden Formen eben so wie die Begriffe sich aus der Sprache selbst entwickeln. Wie Begriffe und Wortformen aus wenigen Wurzeln hervorgehend sich durch fortschreitende Individualisirung vervielfältigen; eben so müssen wir annehmen, daß die mannigfaltigen Beziehungen und die ihnen entsprechenden Redeformen, welche sich in der Sprache darstellen, durch fortschreitende Individualisirung aus wenigen Grundbeziehungen und Grundformen hervorgegangen sind. Auch gibt es idiomatische Abänderungen der Redeformen, welche sich verhalten, wie die mundartischen Abänderungen der Wortformen (§. 43.). Wir können daher eben so wenig die Mannigfaltigkeit der Modi und Zeitformen in der griechischen, als die Mannigfaltigkeit der Kasusformen in der finnischen Sprache für ursprünglich halten.

Wie überhaupt die Form durch den Stoff, so ist in der Sprache die Beziehung durch den Begriff bedingt. Alle Differenz der Begriffe gründet sich aber auf den Gegensatz von Thätigkeit und Sein, und alle Beziehung der Thätigkeit als einer solchen wird als Zeitverhältniß, und alle Beziehung des Seins als eines solchen als Raumverhältniß gedacht. Alle durch die Sprachformen ausgedrückte Beziehungen müssen daher einerseits als Zeitbeziehungen und andrerseits als Raumbeziehungen; die Konjugationsformen des Verbs als Zeitformen, und die Deklinationsformen des Substantivs als Raumformen aufgefaßt werden. Da aber in der Sprache jede Thätigkeit zugleich als Sein, und jedes Sein zugleich als Thätigkeit gedacht wird (§. 25); so müssen auch die Beziehungen der Thätigkeit nicht als reine Zeitbeziehungen, und die Beziehungen des Seins nicht als reine Raumbeziehungen gedacht werden. In der Konjugation des Verbs werden die Beziehungen der Thätigkeit durch die Personalformen als

räumliche Beziehungen unterschieden, und selbst die durch die Zeitformen bezeichneten Unterschiede der Beziehung werden gewissermaßen räumlich gedacht, indem sie auf die Gegenwart als eine in dem Sprechenden gewissermaßen räumlich gewordene Zeit zurückweisen, zu welcher sich die Vergangenheit als das Woher, und die Zukunft als das Wohin verhält. Daher geht auch, wie wir weiter unten sehen werden (S. §. 103.), das Präteritum des Verbs in einen substantivischen Raumkasus der Richtung Woher, und das Futur des Verbs in einen substantivischen Raumkasus der Richtung Wohin über. Da das Substantiv überhaupt das Sein nicht als bloß räumliches Sein sondern als eine räumlich gewordene Thätigkeit bezeichnet (§. 25); so müssen auch die durch die Kasus des Substantivs ausgedrückten Beziehungen nicht als rein räumliche, sondern zugleich als Thätigkeitsbeziehungen gedacht werden. Alle Beziehung des Substantivs ist, als Thätigkeitsbeziehung aufgefaßt, eine kausale, und in ihr liegt der Gegensatz von Ursache und Wirkung, beide im weitesten Sinne des Wortes genommen. Alle Beziehung des Substantivs, als Raumbeziehung aufgefaßt, wird als Richtung gedacht, und in ihr der Gegensatz der Richtungen Woher und Wohin unterschieden. Da in dem Substantiv Thätigkeit und Sein Eins und Dasselbe sind; so sind in der Beziehung Kausalität und Richtung; Ursache und Richtung Woher, z. B. moritur fame (vor Hunger), interficit gladio; und Wirkung und Richtung Wohin, z. B. est honori (zur Ehre), voluptati (zum Vergnügen), Eins und Dasselbe. Eine Beziehung des Seins, welche nicht als eine kausale, sondern als ein bloßes Nebeneinandersein im Raume, nicht als Richtung Woher oder Wohin, sondern als richtungsloses Wo gedacht wird, ist mit der ursprünglichen Bedeutung des Substantivs, als des Ausdrucks einer räumlich geworde-

nen Thätigkeit, und mit der ursprünglich in der Sprache waltenden Vorstellungsweise, nach welcher die ganze Weltansicht sich aus dem Begriffe der Thätigkeit entwickelt (§. 25.), unvereinbar.

Obgleich wir nun annehmen müssen, daß alle Beziehung in der Sprache Thätigkeitsbeziehung, und zugleich Raumbeziehung ist; so wird dadurch doch der Gegensatz von Thätigkeitsbeziehung und Raumbeziehung eben so wenig aufgehoben, als der Gegensatz von den Begriffen der Thätigkeit und des Seins dadurch, daß jeder Begriff gewissermaßen eine Einheit von Thätigkeit und Sein ist. Vielmehr gehen gerade daraus, daß in den Beziehungen einerseits das Moment der Thätigkeit, andrerseits das Moment der Räumlichkeit in verschiedenen Abstufungen hervortritt, eben so die mannigfaltigen Gegensätze der Beziehungen hervor, wie aus dem analogen Verhalten derselben Momente in den Begriffen die mannigfaltigen Gegensätze der Begriffe (§. 25). So ist in den Konjugationsformen das Moment der Thätigkeit, und in den Deklinationsformen das Moment der Räumlichkeit vorwaltend. Unter den Konjugationsformen haben die Zeitformen mehr den Charakter der Thätigkeitsbeziehung, und die Personalformen mehr den Charakter der Raumbeziehung. Eben so gibt es Kasus (Genitiv und Akkusativ), in denen das Moment der Thätigkeit auf entschiedene Weise vorherrscht, und andere Kasus, in denen die Raumbeziehung vorherrscht. Wie sich diese mannigfaltigen Gegensätze der Beziehungen in den besondern Formen der Rede darstellen, kann erst bei der nähern Betrachtung der besondern Satzverhältnisse erörtert werden.

§. 50.

Unter den Formwörtern (§. 47) nimmt das Pronom die erste Stelle ein; kein anderes Formwort drückt so vollkommen die Beziehung als bloße Beziehung aus, keines hat

so vollkommen die Bedeutung einer Endung, als das Pronom. Die Gebilde ich, du, er drücken, wie die Endungen, bloß die Beziehung eines Prädikats auf den Sprechenden, Angesprochenen und Besprochenen aus. Sie bezeichnen das Sein durchaus nicht als einen Begriff, wie etwa Mensch, Sohn, Bruder, sondern deuten lediglich die Beziehung des Seins zu dem Sprechenden an, nämlich ob das Sein der Sprechende selbst, oder ein demselben entweder als Angesprochenes, oder Besprochenes gegenüberstehendes Sein ist. Das Pronom und die Personalendung des Verbs haben gänzlich eine und dieselbe Bedeutung; und ich laufe, er läuft ist durchaus nicht unterschieden von curr-o, curr-it. Wie die meisten Sprachen von Substantiven und Adjektiven durch Anfügung der Personalendungen Verben bilden, z. B. fisch-e, fisch-est, lüft-e, lüft-est, spitz-e spitz-est; so bilden manche amerikanische Sprachen Verben, indem sie bloß dem Substantiv oder Adjektiv die Pronomen vor- oder nachsetzen *). Daß das Pronom nicht die Bedeutung des Beziehungsbegriffes (§. 45.), sondern lediglich, wie die Endung, die Bedeutung der Beziehung hat, sieht man besonders daraus, daß in einigen amerikanischen Sprachen, z. B. der Moheganſprache neben dem Substantiv, welches das Subjekt ausdrückt, zugleich das Pronom steht, z. B. Johann er liebt den Peter **). Ueberhaupt bilden die meisten amerikanischen Sprachen die Personalformen des Verbs dadurch, daß sie dem übrigens unveränderten Stamme die Personalpronomen vorsetzen, oder als Endungen anhängen ***); und Pronom und Endung sind in diesen Sprachen Eins und Dasselbe. Die zeltische Sprache in

*) S. Mithridates von Adelung und Vater Th. 3. Abthl. 3. S. 381.

**) Daselbst S. 394.

***) Daselbst Th. 3. Abth. 2. S. 407. 511.

Bretagne konjugirt das Verb auf zwiefache Weise, nämlich mit vorgesetztem Pronom ohne Personalendungen, und ohne Pronom mit Personalendungen *). In den indisch-germanischen Sprachen ist ebenfalls von Bopp und Andern eine ursprüngliche Identität der Pronomen und der Personalendungen des Verbs nachgewiesen worden **). Man könnte hier die in den germanischen Sprachen dem Pronom (dritter Person), nicht aber den Personalendungen angehörige Unterscheidung des Geschlechtes einwenden. Allein im Slavischen wird das Geschlecht auch durch die Personalendungen (dritter Person) unterschieden; und der Umstand, daß in den semitischen Sprachen das Geschlecht nicht nur bei der dritten, sondern auch bei der zweiten Person sowohl durch die Personalendung, als durch das Pronom unterschieden wird, spricht sehr für die ursprüngliche Identität derselben.

In andern Formwörtern erkennt man leicht Wurzelwörter, wie in den Hülfsverben haben, werden, oder von Wurzeln abgeleitete Wörter, wie in den Präpositionen vor und für, von fahren, bei von bowen (nord. bua wohnen). Sie haben, wie andere Wurzelwörter, oder von Wurzeln abgeleitete Wörter, eine durch die Gegensätze von Konsonant und Vokal, von Anlaut und Auslaut individualisirte Gestalt (§. 22.); und man erkennt noch in der Beziehung, welche sie als Formwörter ausdrücken, den Wurzelbegriff, den sie früher als Begriffswörter hatten. Sie haben endlich, wie andere Wörter, mehr oder weniger ihre Sippen in dem Wortvorrathe der Sprache. Alles dieses findet nicht Statt bei den Pronomen: diese stehen da als Gebilde, welche von dem ganzen übrigen Wortvorrathe gänzlich abgeschieden sind. Sie lassen sich eben so wenig auf ein Wur-

*) S. Legonidec Gramm. celto-bretonne p. 70.

**) Ueber das Konjugationssystem der Sanskritspr. S. 147. Dobrowsky Instit. ling. slav. p. 396.

zelwort als auf einen Wurzelbegriff zurückführen; sie haben keine Sippen, welche an eine ursprüngliche Verwandtschaft mit dem übrigen Wortvorrathe der Sprache erinnerten. Ihnen mangelt die durch die phonetischen Gegensätze individualisirte Gestalt, durch welche jedes Begriffswort bei allem mundartischen Wechsel immer noch erkannt wird. Sie sind, wie die Endungen (§. 24), aus liquiden Lauten gebildet, nämlich aus Vokalen, wie wälisch i (ich), e (es), lat. ea, gael. e (er), i (sie); aus Spiranten und Vokal, wie ὁ, ἡ, συ, lat. is, wäl. vi, slav. ja (ich), sanskr. sah, slav. ſsii, angels. he, gael. se (er), sanskr. sa, slav. ſsi, angels. heo, gael. si, wäl. he (sie); aus Liquida und Vokal, wie er, slav. on (er), ille; und aus dem ebenfalls liqueszirenden Zungenkonsonanten (§. 19. 24), wie το, id, sanskr. tad (es). Die Pronomen der afrikanischen und amerikanischen Sprachen haben im Allgemeinen dieselben Lautverhältnisse *). Auch haben die Pronomen sich nicht zu eigentlichen Stämmen entwickelt; und ihre phonetische Gestalt ist so wandelbar, daß man oft bei den verschiedenen Formen, unter welchen dasselbe Pronom in stammverwandten Sprachen vorkömmt, nur mit Mühe einen gemeinsamen Grundlaut auffindet.

Nachdem man eine ursprüngliche Identität der Pronomen und der Personalendungen erkannt hatte; so hat man, weil man glaubte, die Endungen überhaupt als agglutinirte Wörter ansehen zu müssen (§. 42.), auch die Personalendungen für agglutinirte Pronomen gehalten. Allein diese Ansicht führt nothwendig zu der Frage, woher denn die Pronomen — diese von dem ganzen übrigen Wortvorrathe so ganz abgeschiedenen Gebilde eigenthümlicher Gestalt und Bedeutung — ihren Ursprung nehmen, durch welchen organischen Bildungsvorgang sie ins Leben treten, und wie die Bil=

*) S. Mithridates Th. 3. Abth. 1. S. 175. 197. 216. Abth. 2. S. 434. 482. Abth. 3. S. 96.

dung derselben mit der Einheit der Sprachentwickelung überhaupt zusammenstimme. Diese Frage läßt sich wohl nur dann beantworten, wenn man, anstatt die Personalendungen für agglutinirte Pronomen zu nehmen, umgekehrt in den Pronomen abgelösete Personalendungen erkennt. Endungen sind ja der natürlichste und darum ursprüngliche Ausdruck der Beziehung (§. 47): wie sollte es geschehen, daß gerade die Beziehung desjenigen Verhältnisses, welches das Grundverhältniß der Satzes ist, und aus welchem sich alle andern Satzverhältnisse entwickeln (§. 46), nämlich das Verhältniß von Prädikat und Subjekt ursprünglich nicht durch eine Endung, sondern durch ein agglutinirtes Wort ausgedrückt würde? Die ganze Eigenthümlichkeit des Pronoms in Form und Bedeutung, und seine räthselhafte Natur wird uns sogleich verständlich, wenn wir dasselbe als eine Endung ansehen, welche sich von dem Verb abgelöset, und demnächst einen S c h e i n von Selbstständigkeit erlangt hat. Nur in den germanischen und einigen andern Sprachen tritt nämlich das Pronom meistens als ein getrenntes Gebilde hervor. In den meisten andern Sprachen hat es noch als Suffix der Verben und Substantiven häufiger die Gestalt einer wirklichen Endung, als die eines selbstständigen Gebildes. Auch steht das Pronom, wenn es als abgelösete Endung angesehen wird, nicht mehr abgeschieden von dem ganzen übrigen Sprachstoffe: es entwikkelt sich zugleich mit dem ganzen Reichthume der mannigfaltigen in der Sprache vorhandenen Wortformen aus Einer gemeinsamen Grundform, nämlich dem Verb; nur mit dem Unterschiede, daß das Pronom aus demselben als E n d u n g, hervorgeht, und in seiner weitern Entwickelung als das individualisirende formale Element die ganze Sprache durchdringt, alle andern Gebilde aber als Begriffswörter aus dem Verb hervorgehen, und den eigentlichen Stoff der Sprache ausmachen. — Es scheint beim ersten Blicke sehr gewagt, die

Pronomen als abgelösete Konjugationsendungen anzusehen. Allein es ist kaum daran zu zweifeln, daß das Pronom ursprünglich überhaupt nicht dem Verb voranging, sondern ihm nachfolgte. Noch jetzt steht es in sehr vielen — vielleicht den meisten — Sprachen theils suffigirt, theils abgesondert nach dem Verb; auch das Substantiv im Nominativ steht in manchen Sprachen z. B. den semitischen und der gaelischen nach dem Verb, und scheint ursprünglich überhaupt diese Stelle gehabt zu haben. Was wir jetzt in dem Verb suffigirtes Pronom nennen, scheint die eigentliche und ursprüngliche Form des Pronoms zu sein, welche demnächst in die des noch immer dem Verb nachfolgenden getrennten Pronoms überging. Das substantivische Subjekt scheint zuerst nach der Analogie des Pronoms ebenfalls nach dem Verb gestanden zu haben, und erst später mit dem Pronom vor das Verb getreten zu sein.

§. 51.

Das Pronom ist, weil es selbst die Natur einer Endung hat, eigentlich keiner Flexion fähig. Ein Wort wird flektirt, indem die Beziehung des Begriffes durch eine Endung an dem Stamme ausgedrückt wird. Da aber das Pronom keinen Begriff hat, und kein Stamm ist, kann es nicht flektirt werden. Diejenigen Formen des Pronoms, welche man gewöhnlich Kasus nennt, z. B. mir, mich, lassen sich daher auch nicht, wie die Kasus des Substantivs, z. B. Sohn-es in Stamm und Endung zerlegen. Das Pronom ist selbst ursprünglich Endung d. h. Flexionsorgan des Verbs, es ist ganz in die Flexion aufgenommen. Hieraus erklärt sich, warum die Kasus des Pronoms, z. B. mir, mich, uns, euch, mihi von dem Nominativ ich, wir, ihr, ego ganz verschiedene Gebilde sind. Wenn man auch z. B. den Laut m als den Grund-

laut des Pronoms erster Person annimmt, und nach dem indischen aham ein früheres ἔγωμ, egom, ikam voraussetzt *); so bleibt doch die ursprüngliche Identität des Nominativs aham, ἔγωμ, ikam, und des Dativs moja, μοι, mir, und ein Uebergang des Erstern in den Letztern durch die Flexion im gewöhnlichen Sinne unerklärbar. Diese gänzliche Verschiedenheit der Formen bei demselben Pronom findet sich nicht nur in den indisch-germanischen, sondern auch in den amerikanischen Sprachen **); sie ist als eine allen Sprachen gemeinsame Erscheinung anzusehen, und daher nicht wohl dadurch zu erklären, daß man den Kasus von einem zufällig verloren gegangenen Nominativ herleitet.

Weil aber das Pronom nicht ein flexibles Wort, sondern selbst Flexionsorgan, und zwar Flexionsorgan des Verbs ist, welches seiner Natur nach das größte Flexionsvermögen besitzt; so ist auch die Metamorphose des Pronoms, welche man auch — obgleich nur uneigentlich — Flexion nennen kann, bei weitem mannigfaltiger und lebendiger, als die des Substantivs. Die Kasus des Pronoms sind überall vollkommner durch die Form unterschieden, als die des Substantivs; und an dem Erstern haben sich in vielen Sprachen der Dualis und manche Kasusformen erhalten, welche an den Letztern längst wieder verschwunden sind. Die Geschlechtsflexion, welche ursprünglich dem Verb angehört (§. 50), ist dem Pronom am vollkommensten geblieben. Da das Pronom der eigentliche Ausdruck für die Beziehung der Thätigkeit zum Sein ist, und dem Begriffe der Thätigkeit gewissermaßen eine räumliche Umgränzung gibt; so unterscheidet es durch die Form nicht nur die thätige und reflexive Bezie-

*) Grimm deutsche Gramm. Aufl. 1. S. 606.

**) W. v. Humboldt Ueber das Entstehen der grammat. Formen S. 10.

hung an dem Subjekte, und die verschiedenen Thätigkeitsbeziehungen an dem Objekte; sondern es ist auch, wie wir weiter unten sehen werden, fähig, durch eine ihm eigenthümliche Flexion die rein räumliche Beziehung nach ihren verschiedenen Richtungen (hinc, huc, hic) zu bezeichnen; und an dem Pronom treten auf diese Weise Flexionsformen hervor, welche dem Substantiv mangeln. Ueberhaupt spricht die große Mannigfaltigkeit der Formen, in welcher das Pronom in allen Sprachen, und selbst in denjenigen hervortritt, welche noch auf einer niedrigen Stufe der Entwickelung stehen, wie die amerikanischen, sehr bestimmt für die hohe Wichtigkeit seiner organischen Bedeutung.

Eigentliche Ableitung kann bei dem Pronom eben so wenig Statt haben, als eigentliche Flexion. Alle Ableitung ist Individualisirung des Begriffes; bei dem Pronom ist aber keine Individualisirung des Begriffes, sondern nur Individualisirung der Beziehung möglich. Nur in sehr wenigen Gebilden, wie in solch (so-lich), welch (we-lich) ta-lis, qua-lis, mein-ig, jen-ig hat die Sprache die Ableitungsformen der Begriffswörter nachgebildet. Der Genitiv der Personalpronomen hat in vielen — jedoch bei weitem nicht in allen — Sprachen die adjektivische Form eines Possessivpronoms angenommen; und eben so ist aus dem gothischen Genitiv this, thizos, this des demonstrativen sa, so, thata (der, die, das) das deutsche dieser, diese, dieses hervorgegangen. Vielleicht ist jener, jene, jenes eben so ursprünglich der Genitiv desjenigen verloren gegangenen Demonstrativpronoms, von welchem noch die Adverbialformen hin, her, hier, heuer, u. s. f. vorhanden sind *) Die Sprache hat besonders die durch das dreigeschlechtige Pronom dritter Person ausgedrückte Beziehung

*) Grimm d. Gr. Th. 1. S. 794.

in den Formen des demonstrativen und interrogativen Pronoms individualisirt, indem sie auf die oben (§. 17) angedeutete Weise in dem Personalpronom den Anlaut verstärkt hat, wie in der, die, das, angels. se, seo, thata, in wer, was, altd. wer, wiu, waz, angels. hwa, hwat, lat. quis, quae; quid von er, sie, es, angels. he, heo, hit, lat. is, ea, id. Das Pronom hat, in wiefern es die Thätigkeit auf ein Sein bezieht, überhaupt substantivische Bedeutung. Nur die den Sproßformen auf ig und lich nachgebildeten, wie meinig, welch, solch, und diejenigen, welche ursprünglich als Genitive anzusehen sind, wie die Possessivpronomen, und die Demonstrativen dieser, und jener, haben adjektivische Form. Das demonstrative der, die, das scheint als Abänderung von er, sie, es, ursprünglich eben so, wie wer was, substantivisch zu sein, obgleich es auch adjektivisch gebraucht wird. Die Pronominaladverbien wie her, hin, hier, da, dann, wo, wie, wann, so, hic, hinc, huc, ibi, ubi, cur, cum, tum, tunc u. s. f. müssen, wie wir demnächst sehen werden, als Kasus des Demonstrativ- und Interrogativpronoms angesehen werden. Durch alle diese von den Personalpronomen hergeleiteten Formen werden aber nicht Begriffe, sondern bloß Beziehungen individualisirt, und als possessive, demonstrative, interrogative Beziehung unterschieden.

§. 52.

Die eigentlichen Pronomen sind von den Begriffswörtern so abgeschieden, daß ein Uebergang von Jenen zu diesen nicht möglich ist. Da jedoch Begriffswörter zu Formwörtern werden können (§. 41.); so haben wir auch Wörter, die ursprünglich Begriffswörter sind, in welchen aber der Wurzelbegriff so zurückgetreten ist, daß sie jetzt eigentlich nur noch, wie Pronomen, auf allgemeine Weise eine Beziehung der

Thätigkeit auf das Sein ausdrücken. Von dieser Art sind z. B. man (franz. on) und nicht, nichts von dem alten iht (Ding). Es ist merkwürdig, wie in dem französischen on mit dem Begriffe des Wortes homme (homo), welches noch im Provenzalischen hom und om heißt, nach und nach auch die Form geschwunden ist *). Zu den Formwörtern dieser Art gehören auch die Zahlwörter. Die Zahl wird nämlich als Wiederholung in der Zeit und im Raume gedacht: sie ist nicht selbst Begriff einer Thätigkeit, oder eines Seins, sondern wie alle Zeit- und Raumverhältnisse bloß Beziehung eines Begriffes (§. 49.); und wird als solche auch wohl durch Endungen ausgedrückt, wie in den Formen des Duals und Plurals. Obgleich die Zahlwörter, als Wörter verbaler Abkunft, ursprünglich Begriffe ausdrücken; so sind diese Begriffe doch so sehr geschwunden, daß es allen Nachforschungen bisher nicht gelungen ist, über die ursprünglichen Begriffe der Zahlwörter auch nur zu einer wahrscheinlichen Vermuthung zu gelangen, indeß die Begriffe mancher andern Formwörter (Präpositionen und Hülfsverben) noch sehr nahe liegen. Sie stehen als Formwörter in ihrer Bedeutung den Pronomen am nächsten: daher ihre untergeordnete Betonung, und ihr Schwanken zwischen Substantiv und Adjektiv. Auch in Ansehung der Flexion verhalten sich manche Zahlwörter, wie Pronomen; und bei manchen derselben z. B. Einer, Einige, Manche, Keiner, Etliche, Jeder ist man zweifelhaft, ob man sie für Zahlwörter oder für Pronomen halten soll.

§. 53.

Zu den Formwörtern gehören ferner die Präpositionen und Konjunktionen. Die Ersteren und die Mei-

*) Raynouard l. c. p. 146.

ften von den Letztern sind ebenfalls Gebilde verbaler Abkunft, und drücken ursprünglich für sich Begriffe aus: allein die Präpositionen drücken als solche nur noch die Beziehung eines Seins zur Thätigkeit aus; und sie treten daher überall gern an die Stelle der Flexionsendungen des Substantivs. Dasselbe gilt von denjenigen Konjunktionen, durch welche untergeordnete Substantivsätze verbunden werden, indem diese im Satze die Bedeutung eines Substantivs haben. Die Präpositionen und die ihnen gleichbedeutenden Konjunktionen bezeichnen als ursprüngliche Ortsadverbien die Beziehung des Seins als eine räumliche, z. B. vor der Thür; unter diese räumliche Beziehung stellen sie aber nicht nur die Zeitverhältnisse, z. B. vor einer Stunde, sondern auch die kausalen Verhältnisse von Ursache, Wirkung, Grund, Folge, Mittel, Zweck u. s. f. z. B. vor Furcht, zum Vergnügen. Die Präposition unterscheidet sich jedoch darin von der Flexionsendung des Substantivs, daß sie die räumliche oder räumlich gedachte Beziehung des Seins als eine mehr individualisirte bezeichnet, indeß die Endung eine kausale Beziehung nur auf allgemeine Weise als Richtung (Woher und Wohin) ausdrückt. Da übrigens in der Präposition der Wurzelbegriff geschwunden, und nur noch die Beziehung lebendig ist; so hat sich diese Beziehung bei den meisten Präpositionen in verschiedenen Sprachen auf verschiedene Weisen individualisirt. Dieselbe Präposition hat oft in jeder verschiedenen Sprache und Mundart eine anders bestimmte Bedeutung; und die Synonymik bemüht sich daher meistens vergebens, die Bedeutung derselben aus ihrem Wurzelbegriffe herzuleiten.

§. 54.

Endlich gehören zu den Formwörtern auch die Hülfsverben. Diese sind wie die Präpositionen ursprünglich Be-

griffswörter, drücken aber als Hülfsverben nicht mehr ihren Wurzelbegriff, sondern Beziehungen der Thätigkeit aus. Da die Beziehungen der Thätigkeit als Zeitverhältnisse gedacht werden (§. 49); so bezeichnen sie zunächst, wie die durch Flexion gebildeten Zeitformen des Verbs, Zeitverhältnisse. Der Gebrauch der Hülfsverben beschränkt sich jedoch nicht auf die eigentlichen Zeitformen: auch andere Beziehungen, wie z. B. in dem englischen J am writing, und do you write? werden durch Hülfsverben bezeichnet; und in den analytischen Sprachen (§. 42) vervielfältigen sich überhaupt die Hülfsverben in demselben Maße, wie die Beziehungen der durch das Verb ausgedrückten Thätigkeit individualisirt werden. Die synthetischen Sprachen drücken dieselben Beziehungen, obgleich nicht immer eben so individualisirt, durch die Flexionsendungen des Verbs aus.

An dem Hülfsverb sieht man auf eine auffallende Weise, wie der eigentliche Begriff eines Begriffswortes ganz verloren geht, wenn dieses zu einem Formworte wird, und nun die Verrichtung einer Endung übernimmt. Das indische bhu, slavisch budu, lat. fui, dessen ursprünglicher Begriff noch in dem altnordischen bua, angels. bidan und deutschen bauen (wohnen, bleiben) vorhanden ist, ergänzet in den zuerst genannten Sprachen das verbum substantivum sein, welches als Formwort lediglich die Beziehung des Prädikats auf das Subjekt bezeichnet. Die slavische Sprache bildet das Futur häufig durch das Verb lstanu (stehen), welches auch in den romanischen Sprachen das verbum substantivum (je suis, it. sono, span. soy) ergänzet, z. B. fr. j'etois, j'ai èté, ital. stava, sono stato, span. estaba, he estado. Die englische Sprache bildet das Futur durch sollen und wollen (J shall love, J will love); auch gehen und kommen werden zu Hülfsverben in: il va mourir, und io vengo amato. Auf diese Weise werden in verschiede-

nen Sprachen verschiedene Begriffswörter in Hülfsverben umgewandelt.

§. 55.

Zu den Hülfsverben gehören eigentlich auch die Verben können, dürfen, wollen, mögen, sollen, müssen, lassen, und die ihnen entsprechenden Verben anderer Sprachen. Weil sie im Deutschen nicht eben so, wie haben und werden, zur Bildung von Zeitformen verwendet werden; so zählt die deutsche Grammatik sie nicht zu den Hülfsverben. Allein manche derselben, wie J shall und J will im Englischen, bezeichnen wirklich Zeitformen: und da sie auch im Deutschen nie anders als in Verbindung mit einem andern Verb gebraucht werden, und mit dem Verb auf dieselbe Weise, wie Hülfsverben, z. B. werden in dem zusammengesetzten Futur, verbunden werden, und immer untergeordnete Betonung haben; so müssen wir sie ebenfalls als Formwörter ansehen. Diese Verben sind, wie man aus ihrer Konjugationsform ersieht, ursprünglich Wurzelverben: aber was auch ihre ursprüngliche Bedeutung sein mag; so drücken sie jetzt für sich keinen Begriff, sondern nur eine Beziehung an dem Begriffe des Verbs aus, mit dem sie verbunden sind. Dieselben Beziehungen, welche diese Verben in analytischen Sprachen bezeichnen, werden in synthetischen Sprachen häufig durch Flexionsformen ausgedrückt, z. B. Einer könnte sagen, quis diceret; er möge kommen, veniat; du sollst nicht tödten, non occides; laß uns gehen, eamus; man muß glauben, credendum. Diese Verben haben nämlich mit einander gemein, daß sie die Thätigkeit, welche sonst schlechtweg als eine Thätigkeit in der Wirklichkeit vorgestellt wird, auf ein Gedachtes, nämlich auf die Freiheit, beziehen, und diese Beziehung entweder, wie können, dürfen, mögen, als Möglichkeit, oder wie wollen, sollen, müssen als Nothwendigkeit — jede

in verschiedenen Abstufungen — bezeichnen. Das deutsche lassen hat das Eigenthümliche, daß es zugleich Möglichkeit und Nothwendigkeit ausdrückt, indem es sowohl permittere als jubere bedeutet, aber beide nicht auf das Subjekt des Hauptverbs selbst bezieht, sondern faktitiv von einem andern Subjekte ausgehen läßt. Wie die Sprache an dem Substantiv die bloß gedachten Beziehungen des Seins, z. B. die der Ursache, des Zweckes u. s. f. durch Kasus oder ihnen gleichbedeutende Präpositionen ausdrückt, z. B. metu vor Furcht, honori, zur Ehre; eben so drückt sie die bloß gedachten Beziehungen der Thätigkeit — Möglichkeit und Nothwendigkeit — als Zeitverhältnisse an dem Verb durch Zeitformen, Modi, oder durch ihnen gleichbedeutende Hülfsverben aus. Sie bezeichnet das Gedachte als solches dadurch, daß sie dasselbe der Gegenwart — gleichsam der sinnlichen Anschauung — entrückt, und entweder in die Vergangenheit oder in die Zukunft versetzt. Die bloß gedachten Beziehungen der Thätigkeit werden als solche gemeiniglich durch besondere Modi des Verbs — Konjunktiv, Optativ und Imperativ — bezeichnet: allein wir werden weiter unten sehen, daß diese Modi ebenfalls die durch sie ausgedrückten Beziehungen eigentlich als Zeitverhältnisse bezeichnen, und daß sie eigentlich als Abänderungen der Zeitformen — des Präteritums und Futurs — anzusehen sind. Die Verben können, dürfen u. s. f. drücken demnach theils wirkliche Zeitverhältnisse der Thätigkeit, theils solche Beziehungen aus, die durch die Flexion als Zeitverhältnisse bezeichnet werden; und gehören daher eben so, wie die Hülfsverben zu den Formwörtern. Auch haben diese Verben, weil sie nicht mehr ihren ursprünglichen Begriff, sondern nur eine Beziehung ausdrücken, wie andere Formwörter z. B. die Präpositionen (§. 53.), eine sehr wandelbare Bedeutung. Man vergleiche in dieser Beziehung z. B. graben mag (kann) ich nicht, und:

ich mag keinen Wein trinken; du sollst nicht stehlen, er soll (dicitur) gestohlen haben, und: wenn er sollte ein Dieb sein; er muß arbeiten, und: er muß (wird) wohl krank sein. Man findet sogar, obgleich selten, daß diese Verben den Endungen auch äußerlich gleichgestellt, und wie Pronomen andern Verben suffigirt werden, wie z. B. das serbische chu, ochu (ich will) *).

Man könnte dagegen, daß die Verben dürfen, können u. s. f. als Formwörter anzusehen sind, einwenden, daß sehr oft das als Begriffswort mit ihnen verbundene Verb ausgelassen wird, und daß sie alsdann den vollen Ton haben, wie in: ich kann nicht, was willst du, er muß; da doch, wie oben (§. 46.) ist bemerkt worden, bei jeder Ellipse nicht das Begriffswort, sondern nur das Beziehungswort (hier bloßes Formwort) kann ausgelassen werden. Allein in solchen Ausdrücken ist durch eine Inversion des Verhältnisses die Beziehung zum Hauptbegriffe des Verhältnisses, und das Formwort zu einem Begriffsworte erhoben. Dasselbe geschieht auch wohl bei dem Verb sein, z. B. Wie ist dir? und bei dem Pronom z. B. Bist Du der Verräther? Die Inversion ist aber als solche ein Gegensatz gegen die Regel, und ist daher vielmehr beweisend für das entgegengesetzte Verhältniß, als die Regel des nicht invertirten Ausdruckes, z. B. ich kann nicht kommen, was willst du haben? u. s. f.

§. 56.

Von denjenigen Verben, welche wir als Hülfsverben bezeichnet haben (§. 54. 55.), muß man das sogenannte verbum abstractum (sein) unterscheiden, welches man auch verbum substantivum genannt hat. Die Erstern tre-

*) Stephanowitsch serb. Gram. S. 68.

ten in den verschiedenen Sprachen in demselben Maße hervor, und vervielfältigen sich in demselben Maße, wie diese Sprachen überhaupt einen analytischen Charakter annehmen; dieselben Beziehungen werden in verschiedenen Sprachen durch verschiedene Hülfsverben ausgedrückt: und wir müssen daher annehmen, daß der Gebrauch derselben überhaupt nicht sehr alt ist. Das verbum abstractum hingegen findet sich schon als Formwort in denjenigen synthetischen Sprachen, welche keiner Hülfsverben bedürfen z. B. in der griechischen; es vertritt in manchen Sprachen die Stelle aller Hülfsverben, wie in der finnischen, welche auch das zusammengesetzte Präteritum und Futur durch dasselbe bildet; und es fehlt eigentlich keiner der bekannten Sprachen. Denn wir werden sogleich sehen, daß es da, wo es zu fehlen scheint, nur unter einer andern Form hervortritt. Wir schließen hieraus, daß das verbum abstractum als Formwort sehr alt und wahrscheinlich in der Sprache ursprünglich vorhanden ist. Dieß wird zur Gewißheit, wenn man das Lautverhältniß und die Bedeutung dieses Gebildes näher betrachtet.

Die Konjugation des verbum abstractum ist in den indisch-germanischen Sprachen fast allgemein aus zwei verschiedenen Wortformen zusammengesetzt, im Indischen aus as und bhu, im Slavischen aus iesm und budu, im Lateinischen aus sum und fuo (fui), im Gothischen aus (Präs.) im, is, ist, sijun und (Infin.) wisan, und im Deutschen aus sein und wesen. Bopp*) hat auf diese zwiefache Form aufmerksam gemacht, und zugleich gezeigt, daß die letztere Form (bhu, budu, fui u. s. f.) ursprünglich, wie etwa $\mu\acute{\varepsilon}\nu\varepsilon\iota\nu$, einen Begriff ausdrückt, und, wie die Hülfsverben, auch die Bedeutung eines Formwortes angenommen hat; daß die erstere Form (as, iesm, sum u. s. f.)

*) a. a. O. S. 5.

hingegen das eigentliche verbum abstractum ist, welches für sich keinen Begriff hat, und nur als Formwort die Beziehung des Prädikats auf ein Subjekt ausdrückt. Auf dieses verbum abstractum kann man nun alles dasjenige anwenden, was oben (§. 50. 51.) in Beziehung auf Lautverhältniß, Flexion und Bedeutung von dem Pronom bemerkt wurde. Es hat nämlich an sich überall ein sehr unvollkommenes Lautverhältniß, und läßt sich nicht wie alle andere Verben in einen durch den organischen Gegensatz von Konsonant und Vokal gebildeten Stamm und in eine Endung zerlegen. Was man bei demselben Flexion nennt, ist nicht Flexion eines unwandelbaren Stammes durch eine von dem Stamm unterschiedene Endung, sondern das ganze Gebilde ist in die Flexion aufgenommen, und stellt sich, wie das Pronom, ganz als Flexionsorgan dar: man erkennt daher in den verschiedenen Personalformen oft eben so wenig die Identität des Verbs, als in den verschiedenen Kasus die Identität des Pronoms. Man vergleiche in Beziehung auf das eben Gesagte: sanskr. asmi, asi, asti, Plur. smas, stha, santi, Konj. sjam, sjah, sjat, Pers. em, i, est, Plur. im, id, end, lat. sum, es, est, sim, sis, sit, goth. im, is, ist, altnord. em, ert, er, Konj. se, ser, se, zelt. (in Bretagne) ounn, oud, eo, Plur. omp, oc'h, int, finnisch olen, olet, on, 3. Pers. Plur. owat. Wollte man in diesen Formen einen ursprünglich von der Endung unterschiedenen Stamm annehmen, der durch Abschleifung sei verloren gegangen, und z. B. nach dem indischen asti (ist) statt sind (sunt), im (sum), is u. s. f. ein ursprüngliches asind, asim, asis u. s. f. annehmen; so wäre dieses wenigstens wider die Analogie; indem sonst wohl die Endungen, aber nicht die Stämme abgeschliffen werden. Man könnte das, was hier Stamm zu sein scheint, eher für einen vorgeschobenen müssigen Vokal oder Spiranten ansehen (§. 18). Dies gewinnt besonders

in den finnischen Formen olen, olet, on, olemme, olette, owat große Wahrscheinlichkeit; indem die mit der finnischen verwandte lappische Sprache alle Formen des Verbs noch ohne o bildet, nämlich: Sing. leb, leh, le, Dual. len, lepen, lepe, Pl. lepe, lepet, lah. Da die lappische Sprache noch den der finnischen mangelnden Dual hat; so haben wir Ursache, die Formen derselben eher als die der finnischen für die ursprünglichen zu halten *). Das verbum abstractum ist durch das hier bezeichnete Lautverhältniß, und durch seine Flexion eben so, wie das Pronom, von dem ganzen Vorrathe der Begriffswörter abgeschieden: es hat unter denselben keine Verwandten. Es drückt endlich nicht einen Begriff, sondern bloß eine Beziehung aus; und wir müssen glauben, daß es ursprünglich diese Bedeutung habe. Denn der Begriff der Existenz kann, weil er ein künstlich gebildeter abstrakter Begriff ist, nicht die ursprüngliche Bedeutung desselben sein; und von einem andern Begriffe, den man ihm unterlegen könnte, ist keine Spur vorhanden. Wir müssen nach allem dem das verbum abstractum, eben so wie das Pronom, für ein ursprüngliches, den Endungen gleichbedeutendes Formwort halten.

§. 57.

Wenn man die von Bopp **) mit vielem Scharfsinn entwickelte Ansicht, daß in den indisch-germanischen Sprachen die Zeitformen des Verbs durch Agglutination des verbum abstractum und des Hülfsverbs bhu, budu, fuo gebildet werden, von Seiten der Lautverhältnisse ansieht; so hat sie einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit: und manche Zeitformen mögen wirklich auf diese Weise gebildet wer-

*) Mithridates Th. 2. S. 751.

**) Ueber das Konjugationssystem der Sanskritspr.

den. Wenn diese Ansicht aber die Bildung aller Zeitformen überhaupt erklären soll; so streiten gegen sie dieselben Gründe, welche uns abhalten, die Personalendungen für agglutinirte Pronomen zu halten (§. 50.). Ins Besondere spricht aber gegen diese Ansicht, daß man, wenn die Zeitformen des Verbs überhaupt nur auf diese Weise gebildet werden z. B. legeram aus leg und eram, nicht begreift, wie die Zeitformen des verbum abstractum selbst, z. B. eram und ero gebildet werden. — Da das verbum abstractum nicht ursprünglich ein Begriffswort ist und doch in der Sprache eine eigenthümliche, höchst wichtige Verrichtung hat; so drängt sich auch hier, wie bei dem Pronom, die Frage auf, welche Bedeutung es ursprünglich habe, und wie es mit der organischen Entwickelung der Sprache in Verbindung stehe. Nach der Analogie des Pronoms liegt es sehr nahe, daß das verbum abstractum ebenfalls eine abgelösete Konjugationsendung sein müsse: und es sind Thatsachen vorhanden, welche so bestimmt für diese Ansicht sprechen, daß sie kaum noch einen Zweifel übrig lassen.

Die anerkannte ursprüngliche Identität der Pronomen und der Personalendungen (§. 50.) gründet sich von Seiten der Lautverhältnisse besonders darauf, daß in dem indisch-germanischen Sprachstamme dieselben Laute m, s, t die Grundlaute der Personalendungen, und zugleich die Grundlaute der Pronomen sind, wie Grimm ausführlich nachgewiesen hat *). Auch in den amerikanischen Sprachen fallen Pronomen und Personalendungen in der Form meistens zusammen, und sind oft kaum zu unterscheiden **). Vergleicht man aber die Personalformen des verb. abstr., z. B.

*) d. Gr. Aufl. 1. Th. 1. S. 604 u. f. verg. Bopp a. a. O. S. 13.

**) Mithridates Th. 3. Abth. 2. S. 406. 483.

sum, es, est, sim, sis, sit, goth. im, is, ist, perſ. em, i (is), est; ſo ſieht man leicht, daß dieſelben Laute m, s, t auch die Grundlaute des verbum abstr. ſind: und es kann nicht wohl anders ſein, da das verbum abstr., wie wir geſehen haben, nicht ein flektirter Stamm, ſondern ganz Flexionsorgan iſt, und daher in ſeinen Perſonalformen mit den Perſonalformen der Verben zuſammenfallen muß. Wir müſſen demnach annehmen, daß das verbum abstractum und das Pronom denſelben Urſprung haben, daß beide abgelöſete Konjugationsendungen ſind, und auch urſprünglich — bis auf den ſogleich zu bezeichnenden Unterſchied — dasſelbe bedeuten. Daß dieſes wirklich ſo iſt, ſieht man noch in den ſemitiſchen Sprachen, in welchen das Pronom theils zugleich das verbum abstr. ausdrückt, theils lediglich die Stelle desſelben vertritt *). Eben ſo ſteht in der Moxaſprache **) das Pronom ſtatt des verbum abstr. vor dem prädikativen Adjektiv. Auf eine ganz entſcheidende Weiſe tritt die urſprüngliche Identität von verbum abstr., Pronom und Konjugationsendung in einigen afrikaniſchen und mehreren amerikaniſchen Sprachen hervor, indem in denſelben nicht etwa bloß die Perſonalformen, ſondern auch die Zeitformen des Verbs durch die Flexion des Pronoms, und nur durch dieſe gebildet werden ***). So hat in der Sprache der Koosſa (Kaffern) der ſonſt unveränderte Stamm des Verbs im Präſens die Pronomen dia (ich), uja (du), ea (er); im Präteritum di, ube, ebe; und im Futur do, o, wo vor ſich, und eben ſo wechſeln die Pronominalformen im Plural der verſchiedenen Zeitformen. In der

---

*) Geſenius hebr. Gramm. Hezel arab. Gramm. Ewald ſyr. Gramm.

**) Mithridates Th. 3. Abth. 2. S. 565.

***) Mithridates Th. 3. Abth. 1. S. 281. Abth. 2. S. 406. 636. Abth. 3. S. 117 und 163.

Othomi, und in der Pimasprache in Amerika verhält sich die Konjugation eben so. In diesen Sprachen drückt dasselbe Gebilde noch eben so, wie die Endung, z. B. in leg-i, leg-it, zwei verschiedene Beziehungen des Verbs aus, nämlich in den Formen dia, nja, ea die räumliche, und in den Formen dia, di, do u. s. f. die Zeitbeziehung; es ist in den erstern eigentlich Pronom, und in den letztern eigentlich verbum abstractum.

Nehmen wir nach diesen Thatsachen an, daß Raum- und Zeitbeziehung in der Endung noch eben so, wie Thätigkeit und Sein in der Wurzel, ungeschieden liegen; daß der Gegensatz von Zeit- und Raumbeziehung erst in der abgelösten Endung sich scheidet, und sich nach der einen Seite als Zeitbeziehung in dem verbum abstractum, nach der andern Seite als Raumbeziehung in dem Pronom darstellet; daß endlich die Richtungen der Zeitbeziehung sich in den Zeitformen des verbum abstractum, und die Richtungen der Raumbeziehung in den Kasusformen des Pronoms individualisiren: so erblicken wir eine organische Entwickelung der Formwörter, welche mit der organischen Entwickelung der Begriffswörter aufs vollkommenste übereinstimmt; und in welcher zugleich die organische Einheit von Begriff und Beziehung aufs klarste erkannt wird. Die Wurzel aller Sprache, das Verb, kann sich nur als Ausdruck der Einheit von Begriff und Beziehung — von Stoff und Form — das heißt als ein flektirtes Verb darstellen. Wie sich nun der Begriff in dem Gegensatze von Thätigkeit und Sein scheidet, so scheidet sich die Beziehung in dem Gegensatze von Zeit- und Raumbeziehung: und wie wir zwei Arten von Begriffswörtern haben — das Verb und das Substantiv — so haben wir zwei ursprüngliche Formwörter — das verbum abstractum und das Pronom. Das Pronom bezeichnet das Sein im Raume ohne realen Begriff auf bloß formelle Weise, und man kann

in diesem Sinne sagen, es stehe statt des Substantivs (pro nomine): so bezeichnet das verbum abstractum die Thätigkeit in der Zeit ebenfalls ohne realen Begriff auf bloß formelle Weise; und es drückt in diesem Sinne auch die Existenz — eine Thätigkeit ohne Begriff — aus. Da beide aus Endungen hervorgegangen sind; so werden sie leicht wieder zu Endungen. Wie das Pronom wieder Verben und Substantiven als Endung suffigirt wird, so scheint auch das verbum abstractum bei der Bildung mancher nicht urspünglichen Zeitformen den Stämmen der Verben wieder als Endung suffigirt zu werden, z. B. in leg-eram, leg-ero. Die Geschlechtsendungen der Adjektiven scheinen ursprünglich ebenfalls suffigirte Pronomen, oder selbst die Personalendungen des Verbs zu sein; und vielleicht lassen sich alle Endungen, welche nicht agglutinirte Begriffswörter sind, entweder durch das Pronom, oder durch das verbum abstractum auf die Endungen des Verbs zurückführen: und die Konjugationsendung wäre alsdann die Wurzel aller Endungen in der Sprache, wie das Verb die Wurzel aller Wörter ist. — Die eigenthümliche Natur des verbum abstractum und des Pronoms stellt übrigens der Forschung die größten Schwierigkeiten entgegen. Weil sie des Bedeutung und Form fixirenden Begriffes ermangeln; ist es schwer, den Wandel ihrer Bedeutung, und die Metamorphosen ihrer Formen überall mit Sicherheit zu verfolgen, und noch schwerer, die Gesetze für die Uebergänge von Form und Bedeutung aufzufinden. Weil sie Gebilde anderer Art sind, als alle andere Wörter; so können die Verhältnisse derselben nicht durch die Analogie des ganzen übrigen Sprachvorrathes erklärt werden. Formübergänge, wie z. B. in der Flexion des Pronoms und des verbum abstractum, und Uebergänge der Bedeutung, wie in dem Reflexivpronom, welches in dem Reflexivverb der slavischen Sprache alle drei Personen bezeichnet, haben in der ganzen

Sprache nicht ihres Gleichen. Kein Theil der Sprache bietet daher so reichen Stoff zu weitern Nachforschungen, als das Pronom und das verbum abstractum.

Zweites Kapitel.

Verhältnisse des einfachen Satzes.

§. 58.

Die organische Gestaltung des ganzen Satzes besteht darin, daß in demselben der Gegensatz von Hauptbegriff und Beziehungsbegriff zu einer organischen Einheit verbunden ist; und daß sich bei der Entwickelung des Satzes in jedem besondern Verhältnisse des Satzes dieser zu einer Einheit verbundene Gegensatz wiederholt (§. 46.). Der ganze Satz drückt die Einheit des Prädikates als des Hauptbegriffes, und des Subjektes als des Beziehungsbegriffes aus, z. B. in: das Kind ruft; und man kann dieses Beziehungsverhältniß das prädikative nennen. Dieses Verhältniß wiederholt sich in dem Subjekte, indem sich dieses in dem Gegensatze eines Attributivs und seines Beziehungswortes (des Substantivs) entwickelt: das arme Kind, oder das Kind des Bettlers ruft, und wir können dieses Beziehungsverhältniß das attributive nennen. Endlich entwickelt sich auch das Prädikat zu einem Satzverhältnisse, indem die Thätigkeit mit einem Sein als Objekte — das Verb mit einem regierten Substantiv — auf mancherlei Weise in Beziehung tritt, z. B. das arme Kind ruft seine Mutter, oder ruft um Hülfe. Wir nennen dieses Beziehungsverhältniß das objektive. Es gibt nur diese drei Satzverhältnisse; und eine weitere Entwickelung des Satzes ist

nur dadurch möglich, daß sich diese Satzverhältnisse wiederholen. So wiederholt sich das attributive Verhältniß in dem Substantiv des objektiven Verhältnisses, z. B. das Kind ruft die kranke Mutter; das objektive Verhältniß in dem Attributiv, z. B. das vom Hunde gebissene Kind ruft; und das prädikative Verhältniß wiederholt sich, so oft das Substantiv (Subjekt oder Objekt) oder das Attributiv sich zu einem ganzen Satze erweitert, z. B. daß er hereintrat, (sein Eintritt) erschreckte mich; ich wünsche, daß er ankomme (seine Ankunft); ich bat ihn, er möge helfen (um Hülfe); der Knabe, welcher sehr fürchtete (der furchtsame Knabe) schrie. Wir nennen den Satz, welcher auf diese Weise selbst nur Faktor eines Satzverhältnisses ist, einen Nebensatz, und unterscheiden ihn dadurch von dem Hauptsatze, von welchem er ein Glied ist, und mit welchem er den zusammengesetzten Satz ausmacht. — Die organische Gestaltung und Bedeutung des Satzes und der hier bezeichneten Satzverhältnisse in ihren mannigfaltigen Formen nachzuweisen, ist die eigentliche Aufgabe des Syntaxes, welcher nach den drei Satzverhältnissen — dem prädikativen, attributiven und objektiven — in drei Theile zerfällt.

A. Prädikatives Satzverhältniß.

§. 59.

Der Satz z. B. der Wind brauset, oder er ist kühl, ist der Ausdruck eines Gedankens, und jeder Gedanke ein auf ein Subjekt bezogenes Prädikat. Der eigentliche Inhalt des Gedankens, und also auch des Satzes ist das Prädikat z. B. brauset, kühl; damit dieses aber sich zu einem wirklichen Gedanken gestalte, muß es auf ein Subjekt z. B. der Wind, er, bezogen werden. Jedes

Prädikat wird als eine Thatigkeit gedacht; es gibt aber keine Thätigkeit ohne ein Sein, also kein Prädikat (brausen, kühl) ohne Subjekt (Wind, er). Daher ist die Beziehung des Prädikats auf das Subjekt, und ihre Verbindung eine innere und nothwendige. Daß das Prädikat und nicht das Subjekt der Hauptbegriff und der eigentliche Inhalt des Satzes ist, ersieht man schon daraus, daß Ersteres im Satze immer den Hauptton, und Letzteres untergeordnete Betonung hat; aber noch bestimmter daraus, daß sehr häufig das Subjekt nicht als ein Begriff durch ein Wort, sondern als bloße Beziehung durch eine Endung ausgedrückt wird, so daß der ganze Satz aus Einem flektirten Worte besteht, wie in dem bekannten: veni, vidi, vici, welches drei Sätze enthält. Wie in der Sprache der Kinder der ganze Satz zuerst durch Ein Wort, und zwar durch dasjenige ausgedrückt wird, welches den Hauptbegriff — das Prädikat — bezeichnet; so müssen wir wohl annehmen, daß uranfänglich überhaupt der Satz durch Ein Wort, nämlich durch das flektirte Verb ausgedrückt wurde. Auch konnte es nicht wohl anders geschehen; indem das Substantiv, z. B. Wind, als ein Verbale, selbst schon ein Prädizirtes (Wehen) ausdrückt (§. 27.), und daher den Satz als früher vorhanden voraussetzt; das Pronom hingegen sich wahrscheinlich erst aus der Endung des Verbs entwickelt hat (§. 50.).

Der erste Akt der Intelligenz ist ein Gedanke, nicht ein Begriff ohne Beziehung; das erste Wort in der Sprache ist daher ein Satz: und wir sehen hier deutlich ein, warum in der Sprache das Prädikatwort — das Verb — der Anfangspunkt ist, von welchem nothwendig die Entwikkelung des ganzen Satzes und des ganzen Wortvorrathes ausgehen muß (§. 25). Indem die Endung als der uranfängliche Ausdruck des Subjektes sich von dem Verb ablöset; wird sie zu einem Pronom, welches das Subjekt immer noch

als bloße Beziehung, nicht als Begriff bezeichnet (§. 50.). Das Pronom steht in den semitischen, zeltischen und in manchen amerikanischen Sprachen noch, wie die Endung, nur abgesondert, nach dem Verb. Erst in dem Substantiv wird das Subjekt nicht mehr als bloße Beziehung, sondern als Beziehungsbegriff bezeichnet: es scheint ursprünglich, wie das Pronom, dem Verb nachgefolgt zu sein, und hat in den semitischen und zeltischen Sprachen diese Stelle meistens behalten.

§. 60.

Das Prädikat wird in der Sprache als Thätigkeit gedacht; und der eigentliche Ausdruck desselben ist das Verb. Viele amerikanische Sprachen haben noch jetzt keinen andern Ausdruck für das Prädikat, als das Verb. Da sie kein verbum abstractum separatum und kein prädikatives Adjektiv haben: so können sie nicht sagen, z. B. er ist wach, er ist siech, er ist bleich, er ist ein Dieb, er ist ein Prophet, sondern brauchen statt des Adjektivs das Verb, z. B. er wachet, er siechet, er bleichet u. s. f. und geben auch dem Substantiv die Flexion des Verbs, wie er diebet, er prophet-et *). Die meisten andern Sprachen zerlegen häufig auf analytische Weise das Prädikat in Begriff und Beziehung, und drücken Jenen durch ein Substantiv oder Adjektiv (Dieb, wach), und Diese durch das verbum abstractum aus, dem man alsdann die Benennung der Kopula beilegt. Obgleich der analytische Ausdruck (ist wach) von dem synthetischen (wachet) oft in der Bedeutung unterschieden wird (§. 30.), so muß er doch ebenfalls als Verb, und die Kopula bloß als Ausdruck der verbalen Beziehung — als der Endung gleichbedeutendes Formwort — angesehen werden.

---

*) S. Mithridates Th. 3. Abthl. 3. S. 382. 398. 437. 445.

Die Kopula drückt zugleich die Personalbeziehung und die Zeitbeziehung aus. Da die Personalbeziehung schon durch das Subjekt bezeichnet ist, so wird die Kopula, wenn die Zeitbeziehung nicht als Vergangenheit oder Zukunft besonders zu bezeichnen ist, in den alten Sprachen sehr häufig, und in der slavischen gewöhnlich ausgelassen. — Da das Prädikat immer der Hauptbegriff des Satzes ist, und als Thätigkeit gedacht wird; so kann eigentlich nie ein Adverb, und am wenigsten ein Adverb, welches bloß eine Beziehung von Zeit oder Raum ausdrückt, die Stelle des Prädikats einnehmen. Man sagt jedoch: er ist hier, er ist dort; indem ist in diesen Ausdrücken nicht als verbum abstractum steht, sondern den Begriff des Aufenthaltes, und also das Prädikat selbst ausdrückt, zu welchem sich hier und dort als Adverbien verhalten. Daher im Englischen: he stays here, he lives here. Nur einige neuere Sprachen erlauben sich, das Adverb und den regirten Kasus, um sie durch den Nachdruck hervorzuheben, mit dem verbum abstractum zu verbinden, z. B. c'est en vain, que je l'ai prié; c'etait au père, qu'il a adressé les paroles; it was by chance, I met him. Die deutsche Sprache bedient sich zu demselben Zwecke richtiger der jenen Sprachen nicht geläufigen Inversion des Satzes, z. B. Vergebens habe ich ihn gebeten u. s. f.

Wie das verbum abstractum, verhalten sich in den analytischen Ausdrücken des Prädikats auch die Hülfsverben, z. B. haben, werden, und die ihnen gewissermaßen gleichbedeutenden Verben dürfen, können, mögen u. s. f. (§. 55.). Sie drücken als Formwörter nicht das Prädikat selbst, sondern nur die verbale Beziehung desselben aus: der Begriff des Prädikats bleibt an dem Verb haften. Begriff und Form, welche in dem synthetischen Ausdrucke z. B. leg-i in einem Worte verbunden waren, treten in dem

analytischen Ausdrucke, z. B. habe gelesen in zwei Wortgebilden auseinander. Da aber gerade die Form den Begriff zu einem verbalen macht; so bleibt alsdann der Begriff für sich nicht mehr ein verbaler, und das Verb für sich nicht mehr ein Verb. Damit der analytische Ausdruck des Prädikats ein organisches Verhältniß habe, muß das Verb unter den Begriff des Seins treten: es wird ein Substantiv (Infinitiv) oder ein Adjektiv (Partizip). In jedem analytischen Ausdrucke des Prädikats drücken Kopula und Hülfsverb das Moment der Thätigkeit aus, und haben daher die verbale Flexion; das Verb hingegen drückt, zum Substantiv oder Adjektiv geworden, das Moment des Seins (der ruhend gewordenen Thätigkeit) aus, und hat substantivische Flexion. Der analytische Ausdruck: er ist wach unterscheidet sich gerade dadurch von dem synthetischen: er wachet, daß in dem Erstern die Thätigkeit als eine gewissermaßen zur Ruhe gebrachte, und haftende Thätigkeit unter den Begriff des Seins gestellt wird. — Auch in topischer Hinsicht verhalten sich die Hülfsverben und die Verben dürfen, können, mögen u. s. f. gerade so, wie die Kopula.

B. Attributives Satzverhältniß.

§. 61.

Unter dem attributiven Satzverhältnisse verstehen wir dasjenige Verhältniß einer Thätigkeitsbeziehung (§. 47.), in welchem der Begriff des Substantivs durch den Begriff eines andern Substantivs (oder Adjektivs) individualisirt wird. Dieses Verhältniß unterscheidet sich von dem prädikativen Verhältnisse, durch welches nicht ein Begriff individualisirt, sondern die Einheit zweier Begriffe als ein Gedanke ausgedrückt wird; ferner von dem objektiven Verhältnisse (§. 58.), durch welches nicht der

Begriff eines Substantivs, sondern der eines Verbs individualisirt wird; endlich von der Verschmelzung (§. 40.), in welcher zwei mit einander in einer objektiven Beziehung stehende Begriffe zu Einem Begriffe verschmolzen sind. Wir nennen den bezogenen Begriff in diesem Verhältnisse das Attribut, und den Ausdruck desselben das Attributiv. Unter den Attributiven nimmt das Substantiv im Genitiv die erste Stelle ein, wie in: Herr der Welt, Sohn des Königs. Ferner begreifen wir darunter das Substantiv in Apposition, wie in: Heinrich der Vogler, Friedrich der Rothbart, der Fürst Blücher; und das attributive Adjektiv, wie in: der lustige Bruder, der zänkische Knabe. Wir haben früher (§. 30.) bereits unter den Adjektiven die Sproßformen als diejenigen bezeichnet, welche vorzugsweise, und ursprünglich vielleicht ausschließlich das Attribut ausdrücken. Da die adjektivischen Sproßformen sämmtlich von Substantiven gebildet werden, und gewissermaßen flektirte Substantiven sind; und da auch die adjektivischen Stämme als substantivisch gewordene Verben anzusehen sind (§. 30.): so kann man überhaupt alle Attributiven als Substantiven betrachten. Die deutsche Sprache unterscheidet zwar die verschiedenen Arten des Attributs sehr bestimmt: sie bezeichnet nämlich das an sich thätig gedachte Sein — die Person — durch den Genitiv, das an sich unthätig gedachte Sein — das Ding — und das eben so gedachte Abstractum durch das Adjektiv, und dasjenige Sein, dessen Begriff den zu individualisirenden Begriff als einen identischen in sich aufnimmt, durch die Apposition: daher die verschiedenen Formen des Attributivs in: Kleid des Königs, blut-iges oder prächt-iges Kleid, und Friedrich der Rothbart. Allein diese unterschiedenen Formen wechseln in den verschiedenen Sprachen so vielfältig untereinander, daß man diesen Unterschied nicht als einen durchaus wesentlichen ansehen kann.

So steht das attributive Adjektiv statt unsers Genitivs in: pueri militares, coena popularis, pedes anserini, dentes canini, histoire naturelle agricultural distreſs (Noth der Landbauer), parliamentary reform (Reform des Parlaments); und dies ist ganz gewöhnlich im Slavischen z. B. tschwät ſselnuii (flos campestris), wlaſsi glawnii (capilli capitales, Haare des Hauptes), ſstolobae noſhka (pes mensalis, der Fuß des Tisches). Andererseits steht der Genitiv statt unseres Adjektivs in: στέφανος ὑακίνθων, vir summi ingenii, res magni momenti, nubes ignei coloris, und in den hebräischen Ausdrücken: Worte der Wahrheit, König der Ehren, Gefäße Silbers, der Mann Gottes. Endlich steht statt der Apposition bald der Genitiv, z. B. in urbs Romae, la ville de Paris, the city of London, the month of may, un verre de vin anstatt: die Stadt Rom, der Monat Mai, ein Glas Wein; bald das Adjektiv, z. B. der löwenherzige Richard, (engl. R. lionhearted) der rothbärtige Friedrich, statt Richard Löwenherz u. s. f. Wir können aus diesen Thatsachen zwar nicht folgern, daß das attributive Adjektiv und der attributive Genitiv überhaupt und durchaus gleichbedeutend seien: allein der Uebergang der einen Form in die andere könnte in der Sprache nicht in solcher Allgemeinheit Statt haben, wenn nicht zwischen beiden eine innige Verwandtschaft der Bedeutung obwaltete; und es dringt sich hier von selbst die Frage auf, was in Hinsicht auf Bedeutung beiden Formen des Attributivs gemein sei, und was sie von einander unterscheide.

§. 62.

Die Sprache drückt das Sein nur durch eine prädizirte Thätigkeit aus, und bildet das Substantiv nur vom Verb. Jedes Substantiv ist daher Ausdruck eines zu einem Begriffe

zusammengezogenen Gedankens; und in jedem Substantiv liegt ein Satz, z. B. in den Substantiven: Fliege, Flug, Fluß, Flut, Mühle, Mehl liegen die Sätze: Etwas fliegt, Etwas fließt, Etwas malt. Da der Satz aus Subjekt und Prädikat besteht; so bezeichnet das Substantiv, je nachdem die Form des substantivischen Begriffes von dem Subjekte, oder von dem Prädikate des Satzes ausgeht, entweder den Begriff des Thätigen, wie Fliege, Fluß (rivus), Mühle, oder den des Gethanen, wie Flut, Mehl, unter welchem man auch den der Thätigkeit z. B. Flug begreifen kann. Der Satz, welcher auf diese Weise in dem Substantiv liegt, ist jedoch immer ein solcher, dessen Subjekt nur als pronominale Beziehung gedacht wird. Wenn der Satz ein substantivisches Subjekt hat, so kann der durch denselben ausgedrückte Gedanke zwar ebenfalls sich zu einem Begriffe zusammenziehen: dieser Begriff kann aber nicht durch ein Substantiv, sondern nur durch das attributive Satzverhältniß ausgedrückt werden. In jedem attributiven Verhältnisse liegt eben so, wie in jedem Substantiv, ein ganzer Satz; und die Form des Begriffes ist ebenfalls verschieden, je nachdem dieselbe von dem Subjekte, oder von dem Prädikate ausgeht. So läßt sich der Satz: der König ist berühmt auf zwiefache Weise in einem attributiven Verhältnisse zum Ausdrucke eines Begriffes zusammenziehen, und wir erhalten, je nachdem die Form des Begriffes von dem Subjekte, oder von dem Prädikate ausgeht, entweder das attributive Verhältniß: berühmter König, oder: Ruhm des Königes. Eben so verhalten sich die attributiven Ausdrücke: die glänzende Sonne, und der Glanz der Sonne zu dem Satze: die Sonne glänzt. In jedem Attributivverhältnisse entspricht daher das Attributiv entweder dem Subjekte des Satzes, wie in: Ruhm des Königs, Glanz der Sonne, oder dem

Prädikate, wie in berühmter König, glänzende Sonne. Die Sprache bezeichnet im Allgemeinen das dem Subjekte entsprechende Attribut durch den Genitiv, und das dem Prädikate entsprechende Attribut durch das Adjektiv (oder durch das dem Adjektiv gleichbedeutende Substantiv in Apposition). Der Genitiv ist in dem attributiven Verhältnisse eben so, wie der Nominativ in dem prädikativen, der Kasus des Subjektes — des Thätigen; und das Adjektiv die Form des Prädizirten — der Thätigkeit. Genitiv und Adjektiv sind gleichbedeutend, in so fern beide attributiv sind; und sie werden daher sehr häufig in der Sprache mit einander verwechselt, z. B. königlicher Ruhm (regia fama) statt Ruhm des Königs, und König des Ruhmes (rex gloriae, König der Ehren) statt berühmter König (§. 61): allein Genitiv und Adjektiv sind darin unterschieden, und bei allem Wechsel dieser Formen ist im Allgemeinen dieser Unterschied der Bedeutung nicht zu verkennen, daß der Genitiv eigentlich die Form des thätigen Subjektes, und das Adjektiv die der Thätigkeit ist. Das Gesetz, nach welchem die eigentlich attributiven Formen des Adjektivs vorzugsweise von dem Abstractum gebildet werden, findet hier seine Erklärung *).

Wenn das Prädikat des Satzes sich zu einem Objektivverhältnisse erweitert, z. B. der König zeuget einen Sohn, der Baum trägt Früchte, der Bruder schreibt einen Brief; so läßt sich ein solcher Satz ebenfalls in ein attributives Verhältniß zusammenziehen, in welchem das Subjekt des Satzes zum Genitiv wird. Da aber, wie wir weiter unten sehen werden, in dem objektiven Satzverhältnisse das regirte Substantiv (Sohn, Früchte, Brief) den Hauptbegriff und eigentlichen Inhalt des Verhältnisses

*) S. d. Wortbildung. §. 101.

ausdrückt, und das Verb (zeugen, tragen, schreiben) die untergeordnete Bedeutung des Beziehungsbegriffes hat (§. 45.); so wird in dem entsprechenden Attributivverhältnisse nicht das Verb als Ausdruck einer Thätigkeit, sondern das regirte Substantiv als Ausdruck des Gethanen zum Substantiv der Beziehung werden, wie in: Sohn des Königs, Früchte des Baumes, Brief des Bruders. Da in jedem Satzverhältnisse, z. B. einen Brief schreiben, die Bedeutung eines Faktors, z. B. Brief, nicht so wohl durch den Begriff des Wortes an sich, als durch das Beziehungsverhältniß gegeben ist (§. 46.): so hat z. B. Brief, in dem attributiven Verhältnisse: Brief des Bruders, dieselbe Bedeutung, welche es in dem Satze: der Bruder schreibt einen Brief, hat; und der attributive Ausdruck ist, auch ohne das Verb, schon dadurch vollkommen verständlich, daß der Genitiv (des Bruders) das thätige Subjekt, und das Substantiv der Beziehung (Brief) das Gethane bezeichnet. Wollte man jedoch aus jedem Satze der Art, z. B. der Bruder liest einen Brief, ein Attributivverhältniß bilden; so würde dieses nicht immer den in dem Satze ausgedrückten Gedanken wiedergeben. Die ganze Bedeutung des attributiven Genitivs besteht darin, daß der Genitiv sich zu seinem Beziehungsworte verhält wie Thätiges zu Gethanem. Das Verhältniß kann nur verstanden werden, wenn zugleich die im Satze durch das Verb (schreiben) ausgedrückte besondere Art der Thätigkeit verstanden wird. Der Satz läßt sich daher nur alsdann zu einem attributiven Verhältnisse bilden, wenn in dem regirten Kasus des Satzes (Sohn, Frucht, Brief) zugleich der Begriff des Verbs (zeugen, hervorbringen, schreiben) ausgedrückt, und durch die Beziehung zum Genitiv leicht verstanden wird. Die meisten attributiven Verhältnisse sind durch den verbalen Begriff des Zeugens und Hervorbringens vermittelt;

und der Kasus hat daher seinen Namen: sehr oft hat auch das Substantiv der Beziehung, wie Haus, Garten, Pferd, nicht die Bedeutung eines Erzeugten, sondern die eines Besessenen; z. B. in: das Haus, der Garten, das Pferd meines Bruders; und man hat daher den attributiven Kasus auch Possessivus genannt. Allein der Genitiv drückt an sich nicht ein Zeugendes und nicht ein Besitzendes, sondern nur im Allgemeinen ein Thätiges aus: die Art der vermittelnden Thätigkeit ist durch die Bedeutung des andern Substantivs gegeben; und daher z. B. in jedem der Verhältnisse: Sohn des Königs, Garten des Bruders, Herr des Sklaven, Feind der Griechen eine andere. Wenn ein Ganzes in der Beziehung zu seinen Theilen ebenfalls durch den Genitiv ausgedrückt wird, z. B. der Fuß des Tisches; so wird das Verhältniß nicht stoffartig gedacht, indem die Sprache einer solchen Vorstellungsweise überhaupt widerstrebt; sondern das Ganze wird als ein Thätiges, und der Theil als das durch das Ganze Gewordene oder von ihm Besessene bezeichnet. Es ist in dieser Hinsicht merkwürdig, daß die englische Sprache nur bei lebenden Wesen den Genitiv, bei leblosen Dingen aber, die Thätigkeitsbeziehung aufgebend, eine Präposition braucht z. B. a horse's foot, und the foot of a table, und nicht a table's foot.

Die Entwickelung des attributiven Satzverhältnisses aus dem prädikativen Verhältnisse zeigt deutlich, daß der Genitiv der Kasus des Subjektes im attributiven Verhältnisse ist, und daß seine Grundbedeutung darin liegt, daß er das Thätige in der Beziehung zum Gethanen ausdrückt. Wir werden bei der Betrachtung des objektiven Satzverhältnisses sehen, daß der Genitiv als Kasus der objektiven Beziehung ebenfalls, und zwar vorzugsweise vor allen andern Kasus die Form der Thätigkeitsbeziehung ist. Da der

Genitiv des leidenden Objektes z. B. in: Erbauung der Stadt, Verschwendung des Geldes, nicht das thätige Subjekt, sondern das Gethane bezeichnet; so ist dieser Genitiv in Ansehung seiner Bedeutung nicht als ein attributiver Genitiv anzusehen. Das Substantiv, auf welches er bezogen wird (Erbauung u. s. f.) hat noch verbale Bedeutung, und der Genitiv objektive Beziehung; die Bedeutung desselben muß daher bei der Betrachtung des objektiven Satzverhältnisses erörtert werden. — Da indessen, wie oben gezeigt worden, der aus dem Subjekte des Satzes hervorgegangene Genitiv oft mit dem aus dem Prädikate hervorgegangenen attributiven Adjektiv wechselt, wie in: König des Ruhmes (der Ehren) statt berühmter König, vir magnae probitatis statt vir valde probus; so nimmt der Genitiv, wie das attributive Adjektiv, auch häufig wieder die Stelle des Prädikats ein, aus welchem beide hervorgegangen sind, z. B. ich bin der Meinung, er ist frohen Muthes, Titus facilitatis tantae fuit, et liberalitatis ut etc. Augustus cibi minimi erat. Aus der nahen Verwandtschaft der Bedeutung zwischen dem attributiven Adjektiv und dem Prädikate ist es auch zu erklären, daß so häufig ursprünglich prädikative Adjektiven (Stämme) attributiv, und ursprünglich attributive Adjektiven (Sproßformen) prädikativ gebraucht werden (§. 30).

§. 63.

Wenn das Subjekt des Satzes durch ein Pronom ausgedrückt ist, z. B. du redest, so läßt sich derselbe ebenfalls zum Ausdrucke eines Begriffes gestalten, z. B. deine Rede; indem das Pronom die Form eines Attributivs annimmt, und zum Genitiv mein, dein, ἐμου, σου u. s. f.) wird, welcher in manchen Sprachen auch die Form eines Adjektivs — Possessivpronoms — angenommen hat (§. 51). Da das

Pronom aber keinen Begriff hat, so kann es eigentlich eben so wenig ein Attribut, als ein Prädikat, ausdrücken. Das Pronom drückt in dem Ausdrucke: dein Hut, nicht, wie das substantivische Attributiv, z. B. in: des Vaters Hut, einen auf Hut bezogenen Begriff, sondern die Beziehung des Begriffes Hut auf ein Sein aus, das ohne Begriff, selbst als bloße Beziehung, und zwar als attributive Beziehung gedacht wird. Denn das Pronom kann nie selbst bezogen werden, sondern drückt nur die Beziehung desjenigen Begriffes aus, mit dem es verbunden ist. Daß auch die Possessivpronomen diese Bedeutung haben, sieht man besonders an dem slavischen Pronom swoe, welches nicht nur, wie das lateinische Possessivum suus, für die dritte Person, sondern zugleich für die erste und zweite Person des Singulars und Plurals die reflexive Beziehung ausdrückt, und auch statt mein dein u. s. f. gebraucht wird, so oft diese reflexiv sind. Daher werden auch in sehr vielen Sprachen die Possessivpronomen, und in manchen die Demonstrativpronomen (als angehängte Artikel) wie Endungen dem Substantiv suffigirt. Wie die adjektivischen Formen der Pronomen, verhalten sich auch die Zahlwörter, z. B. in: drei Tage, das vierte Jahr, viele Menschen, manche Menschen (§. 52), und die adjektivischen Formen von solchen Orts- und Zeitadverbien, welche Pronominalien sind (§. 51.), oder wie die Zahlwörter, eine pronominale Bedeutung angenommen haben (§. 53.), z. B. hiesig, dortig, heutig, vorig u. s. f. Wir können alle diese Formen wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem eigentlichen Attributiv Pronominalattributiven nennen. Aeußerlich unterscheiden sie sich von den Substantivalattributiven nicht nur durch die untergeordnete Betonung, sondern auch vielfältig durch unvollkommnere Flexion. Die Kardinalzahlwörter, welche im Finnischen noch sämmtlich flektirt werden, haben in der deutschen und

in vielen andern Sprachen die Flexion bis auf wenige Ausnahmen gänzlich verloren; und die Possessivpronomen und die Pronomen ein und kein haben im Nominativ des männlichen und sächlichen Geschlechtes keine Endung.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die Pronomen in der Sprache so häufig ganz überflüssiger Weise gebraucht werden. Diese Erscheinung hat ihren Grund wohl in dem natürlichen Bestreben, alles Gedachte und Besprochene auf den Sprechenden und auf die mit ihm in Beziehung gesetzten Personen zu beziehen. Schon das mit der Personalendung zugleich ausgedrückte Pronom (du geh-e st) ist ein Ueberfluß. Kinder und Ungebildete brauchen gern, wie die Mohegans (§. 50), auch dann, wenn das Subjekt schon durch ein Substantiv ausgedrückt ist, zugleich das Pronom z. B. Johan er (oder der) schlug den Peter. Weit häufiger geschieht dies aber mit den Pronominalattributiven. Ausdrücke, wie des Vaters sein Hut, der Mutter ihr Kleid, kommen in der Volkssprache sehr häufig vor, sie sind nicht bloß provinziel, sondern finden sich auch in andern Sprachen *). Der Engländer setzt, wenn er von den Gliedern seines Leibes spricht, immer die Possessivpronomen hinzu, z. B. before my eyes, vor Augen, in his mouth, im Munde, on his shoulders, auf den Schultern. Eben so brauchen die neuern Sprachen die Possessivpronomen vor den Namen der Familienglieder, wo der Lateiner sie meistens als überflüssig ausläßt, z. B. er grüßte seinen Vater, seinen Bruder, salutavit patrem, fratrem. Bei vielen amerikanischen Völkern, z. B. den Waikuren, Huronen und Mohegan hat der Gebrauch der Pronominalattributiven eine solche Ausdehnung erlangt, daß die Substantiven überhaupt nur in Beglei-

*) Mithridates Th. 1. S. 464.

tung derselben vorkommen *). Zu den Pronominalattributiven gehört auch der Artikel; und der Gebrauch desselben ist ebenfalls in manchen Sprachen, und namentlich in der deutschen, weit über die Gränzen des wirklichen Bedürfnisses hinausgeschritten.

§. 64.

Die organische Bedeutung des attributiven Verhältnisses wird uns dadurch klar, daß wir in demselben eine Wiederholung des prädikativen Verhältnisses erkennen. Wie in dem prädikativen, so stellt sich auch in dem attributiven Verhältnisse der Gegensatz von Thätigkeit und Sein dar. Da auch das attributive Adjektiv eigentlich als ein Substantiv anzusehen ist (§. 31.); so sind zwar beide Faktoren des attributiven Verhältnisses Substantiven, und als solche Ausdrücke des Seins; das Sein kann aber als solches nicht auf organische Weise wieder auf ein Sein als solches bezogen werden (§. 45): allein man sieht bei näherer Betrachtung bald, daß in dem attributiven Verhältnisse das Attributiv sich zu dem Substantiv der Beziehung nicht verhält, wie Sein zu Sein, sondern wie Thätigkeit zu Sein. Ist nämlich das Attributiv ein Adjektiv (oder ein Substantiv in Apposition), z. B. der berühmte König, das prächtige Haus; so ist das Verhältniß der Faktoren ganz dasselbe, wie in dem entsprechenden Satze (der König ist berühmt u. s. f.). Das Adjektiv ist, wenn es eine Sproßform ist, ein wieder verbal gewordenes Substantiv (§. 31); und es hat immer den Begriff der Thätigkeit, wie das Substantiv der Beziehung den Begriff des Seins. Ist aber das Attributiv ein Substantiv im Genitiv, z. B. der Ruhm des Königes, die Pracht des Hauses; so verhalten

*) Mithridates Th. 3. Abth. 3. S. 188. 324. 396.

sich die Faktoren umgekehrt, wie die Faktoren des entsprechenden Satzes, der Genitiv verhält sich zum Substantiv der Beziehung, wie Thätigkeit zu Sein, da sich doch im Satze das Subjekt zum Prädikate gerade umgekeht verhält. Zwar drücken in diesem Falle beide Faktoren als Substantiven ein Sein aus; jedoch wird das Sein durch den Genitiv als Thätiges, und durch das Substantiv der Beziehung als Gethanes bezeichnet: und gerade darin liegt der organische Gegensatz, daß in dem Thätigen das Moment der Thätigkeit, und in dem Gethanen das Moment des Seins vorherrschend ist (§. 25), und daß sich Ersteres zu Letzterem gewissermaßen verhält, wie Person zu Ding (§. 28). Auch ist in dem attributiven Verhältnisse am häufigsten das Substantiv im Genitiv wirklich ein Personenname, und das Substantiv der Beziehung ein Dingname; und wir werden weiter unten sehen, daß der Genitiv sich auch in dem objektiven Satzverhältnisse zuweilen als Personenkasus darstellt.

Auch in der Art der Beziehung (§. 49) verhält sich das attributive Verhältniß, wie das prädikative; die Beziehung ist nämlich nicht Raumbeziehung, sondern durchaus Thätigkeitsbeziehung. Die Eigenthümlichkeit des Attributivs besteht gerade darin, daß es das Sein, welches als solches räumlich bezogen wird, in eine durchaus thätige Beziehung setzt, und das Substantiv gewissermaßen zum Verb macht. In: Sohn des Königs, Früchte des Baumes, Garten des Bruders werden in die Substantiven König, Baum, Bruder die verbalen Begriffe des Zeugens, Hervorbringens, Besitzens gelegt; und in: prächtiges Haus kehrt das Substantiv Pracht zu der verbalen Bedeutung von prangen zurück. Da aber in der Sprache jede Thätigkeitsbeziehung eines Seins die Raumbeziehung nicht gänzlich ausschließt; und da jedes Attribut ein bezogenes Sein ist, so ist die Beziehung desselben zwar durch-

aus eine Thätigkeitsbeziehung; sie wird jedoch als Beziehung eines Seins zugleich räumlich, d. h. als kausale Beziehung und als Richtung gedacht (§. 49). Da das attributive Sein entweder ein Thätiges (Sohn des Königs), oder die substantivisch ausgedrückte Thätigkeit ist (prächtiges Haus); so kann die Beziehung nur als ein Ausgehen von demselben, als Beziehung der Ursache, und die Richtung nur als Richtung Woher gedacht werden. Daher bezeichnet die Sprache die attributive Beziehung, wenn sie dieselbe auf analytische Weise ausdrückt, immer durch die der Richtung woher entsprechenden Präpositionen, von, de, of, z. B. le fils du Roi, un homme d'honneur, une bague de fer, the son of the king, a man of talent, die Werke von Schiller, ein Mann von Verstand, ein Ring von Golde. Wir werden weiter unten sehen, daß der Genitiv und statt desselben auch die genannten Präpositionen, auch in dem objektiven Satzverhältnisse die Thätigkeitsbeziehung des Seins in der Richtung Woher ausdrücken. Die Präposition hat jedoch nur alsdann attributive Bedeutung, wenn sie die hier bezeichnete Beziehung ausdrückt, z. B. in König von Spanien (Spaniens), Wein vom Rheine (rheinischer), der Vetter aus Paris (pariser), Nase von Wachs (wächsern). In Ausdrücken wie Wasser im Eimer, Sperling auf dem Dache, Wiese am Bache drückt die Präposition eine räumliche, und darum dem objektiven Satzverhältnisse angehörige Beziehung zu einem hinzugedachten Verb (Partizip) aus, obgleich man die Ausdrücke im Eimer, auf dem Dache u. s. f. mit hinzugedachtem Partizip ebenfalls als Attributive ansehen muß.

Wie endlich in dem prädikativen Verhältnisse das Prädikat, so hat in dem attributiven das Attribut den Hauptbegriff, und der andere Faktor hat, wie im Satze das Sub-

jekt die Bedeutung des Beziehungsbegriffes (§. 45. 59.). Daß dies wirklich die organische Bedeutung der Faktoren des attributiven Verhältnisses ist, erkennen wir aus ihrer Betonung und topischen Stellung. Das Attributiv hat nämlich in der Regel den Hauptton, und steht nach dem Substantiv, auf welches es bezogen wird; z. B. Wilhelm der Eroberer, Karl der große, der Herr der Welt, der Baum des Lebens, Mac Donald, Fitz William (Sohn Donalds, Williams), Wein vom Jahre 1811, ein Mensch der lügt, ein Mensch der schmeichelt. In Lebensbaum, Gregori-ew, Nikola-ew (Sohn Gregors, Nikolas), Elf-er, Schweiz-er, Lüg-ner, Schmeichl-er wird das Attributiv als Ausdruck des Hauptbegriffes zum Stamme, und der andere Faktor als Beziehungswort sogar zu einer Endung; er wird ganz ausgelassen in: ὁ φιλίππου (υἱός), εἰς την φιλίππου (χώραν) und insbesondere, wenn das attributive Adjektiv als Substantiv gebraucht wird, z. B. der Weise (Mann), eine Gelehrte (Frau), das Alte u. s. f.

§. 65.

Die Betonung und Stellung des attributiven Adjektivs in der deutschen Sprache könnte gegen den ihm hier zuerkannten Vorrang vor dem andern Faktor des Verhältnisses Zweifel erregen. Im Deutschen steht nämlich das Adjektiv in der Regel vor dem Substantiv, und es hat häufig untergeordnete Betonung. Allein der jetzige deutsche Sprachgebrauch weicht hierin von dem Gebrauche der meisten Sprachen ab. Die ältern Sprachen lassen fast allgemein das attributive Adjektiv dem Substantiv nachfolgen; die hebräische und die gaelische Sprache, so wie einige amerikanische Sprachen *) unterscheiden das attributive Adjektiv von dem ohne

*) Mithridates. Th. 3. Abth. 3. S. 37.

Kopula verbundenen prädikativen Adjektiv gerade dadurch, daß sie dieses dem Substantiv vorangehen, und Jenes nachfolgen lassen. Auch im Altdeutschen hat das attributive Adjektiv noch häufig dieselbe Stellung, z. B. der König e d e l, die Helden l o b e b a r e. Die französische und die italiänische Sprache läßt das Adjektiv bald vorangehen, bald nachfolgen, jedoch nicht willkührlich: und das Gesetz, welches diese Sprachen befolgen, spricht ebenfalls für den ursprünglichen Vorrang des Attributivs, und gibt zugleich einiges Licht über die Abweichung, welche in der deutschen Sprache Statt gefunden hat. Diese Sprachen unterscheiden nämlich an dem Adjektiv den Werth seiner Bedeutung, und lassen es, je nachdem dieser größer oder geringer ist, entweder als Hauptwort nachfolgen, oder als bloßes Beziehungswort, wie ein Pronominalattributiv, vorangehen. Das Adjektiv folgt meistens nach, wie in den ältern Sprachen, z. B. un habit rouge, un anima grande; und Dieses geschieht ins Besondere alsdann, wenn das Adjektiv an sich einen größern Werth, und wenn es namentlich als S p r o ß f o r m eine größere Individualität der Bedeutung hat: daher un homme bossu, un livre français, un discours politique, la chiesa cattolica, l'esito felice, il petto libero, un uomo cattivo. Das Adjektiv hat besonders diese Stellung alsdann, wenn seine Bedeutung durch ein Adverb, oder durch einen regirten Kasus noch mehr individualisirt ist. Es geht hingegen voran, wenn es an sich, und vorzüglich wenn es als S t a m m einen geringern Gehalt und eine geringere Individualität der Bedeutung hat: daher un beau jour, un grand homme, les doux accents, il buon padre, belle speranze. Auch im Gaelischen gehen manche e i n s y l b i g e Adjektiven (Stämme), wie die Pronominalattributiven, dem Substantiv voran. Im Englischen findet sich dieselbe Unterscheidung, obgleich minder bestimmt, als in den eben genannten Sprachen, z. B.

God allmighty, goodneſs infinite, a woman modest and virtuous, und a generous man, cold water; und auch im Slavischen steht das Adjektiv, wenn es einen besondern Nachdruck hat, nach dem Substantiv. Das Adjektiv hat in allen diesen Sprachen, wenn es nachfolgt, den Hauptton, z. B. un homme boſsu, un uomo cattivo, God allmighty; eben so verhält es sich im Gaelischen, z. B. Rob roy (Robert roth), Loch ketturin (See gräulich), ben ledi (Berg heilig).

Die deutsche Sprache unterscheidet ebenfalls, wie die französische und italiänische, jedoch minder bestimmt, den Werth des attributiven Adjektivs. Wenn das Adjektiv ein Adverb oder ein Regirtes bei sich hat, läßt die Sprache es gern dem Substantiv nachfolgen, z. B. der Tyrann immer argwöhnisch, der Ritter treu seinem Berufe; hat das Adjektiv ohne einen solchen Zusatz einen höhern Gehalt der Bedeutung: so verwandelt die Sprache es gern in einen Adjektivsatz, und läßt es ebenfalls nachfolgen, z. B. ein Soldat, der feige ist; ein Kind, das herrisch ist. Hierin liegt wenigstens zum Theile der Grund, warum die deutsche Sprache so häufig Adjektivsätze braucht, wo die andern Sprachen nur ein Adjektiv brauchen. Das Adjektiv hat in den so eben angeführten Ausdrücken, wie schon die Betonung anzeigt, eine größere Fülle der Bedeutung, als es dem Substantiv vorangehend haben würde in: der immer argwöhnische Tyrann, der seinem Berufe treue Ritter, der feige Soldat, das herrische Kind. Aber auch dann, wenn das Adjektiv dem Substantiv vorangeht, unterscheidet die Sprache den Werth der Bedeutung noch durch die Betonung. Sie betonet das Adjektiv, z. B. in: der löwenkühne Jüngling, die letzte Hoffnung, standhafte Treue, ein beharrlicher Kampf, ein furchtbarer Name, und legt hingegen den Ton auf das Sub-

stantiv, z. B. in: der kleine Knabe, große Hoffnung, ein alter Mann, eine junge Frau. Gemeiniglich werden solche Adjektiven nicht betont, welche Stämme sind, und wie lang, breit, hoch, alt, jung u. s. f. bloß Verhältnisse von Raum und Zeit, oder wie gut, böse, warm, kalt u. s. f. einen ganz weiten und unbestimmten Begriff ausdrücken.

§. 66.

Die hier aufgestellten Thatsachen lassen über Geschichte und Bedeutung des attributiven Adjektivs kaum einen Zweifel übrig. Die adjektivische Sproßform ist nichts anderes als ein attributiv gewordenes Substantiv: sie ist daher ursprünglich nebst dem Substantiv im Genitiv das eigentliche (substantivale) Attributiv, und drückt wie der Genitiv den Hauptbegriff des attributiven Verhältnisses aus. Erst später wurden wegen der verwandten Bedeutung auch adjektivische Stämme attributiv gebraucht, und hatten alsdann auch wohl, wie die substantivalen Attributive, Bedeutung, Betonung und Stellung des Hauptbegriffes. Da sie aber als Stämme einen wenig individualisirten Begriff haben; so sind sie vor allen andern geeignet, sich in der Bedeutung den Pronominalattributiven zu nähern, und in dieselben überzugehen. Daß solche Uebergänge wirklich Statt finden, sehen wir an den Adjektiven viel, wenig, mancher, welche sich durchaus verhalten, wie Pronominalattributiven. Eine Annäherung zu pronominaler Bedeutung muß man in denjenigen Adjektiven annehmen, welche, wie die oben (§. 65.) bezeichneten, Verhältnisse von Raum und Zeit, und die allgemeinsten Eigenschaften der Dinge ausdrücken. Der Gebrauch von Adjektiven dieser Art hat eben dadurch, daß sie sich gewissermaßen wie Pronominalattributiven verhalten, eine große Ausdehnung erlangt. Denn es ist nicht zu verkennen, daß diese

Adjektiven eben so, wie die Pronominalattributiven (§. 63), sehr häufig als durchaus müssige Epitheten gebraucht werden, z. B. der große Gott, der liebe Gott, die liebe Mutter, das liebe Brod, der blasse Tod, die dunkle Nacht, der helle Tag, ein kleines Kind, die weite Welt, der hohe Himmel, der tiefe Abgrund u. s. f. Von diesen leeren Epitheten unterscheiden sich eben so sehr durch Bedeutung, als durch Betonung, die eigentlichen Attributiven, wie in: Nicht der eigne Nutzen regiert Euch . . . es sitzen neben Euch noch edle Männer . . . es ist ein uralt Wort . . . . seit der Väter grauen Zeit . . . die Noth gab dieses seltsame Gesetz; ein tiefer Sinn liegt in den alten Bräuchen . . . der Tweede schmales Bette trennt die heft'gen Geister u. s. f. *) In der Rede des Dichters gehört es zu den Geheimnissen seiner Stärke, daß er die Erstern sorgfältig vermeide und die Letztern geschickt brauche.

Nachdem die adjektivischen Stämme einerseits die Bedeutung substantivaler Attributive, andererseits die von Pronominalattributiven angenommen haben; und auch die adjektivischen Sproßformen im Gebrauche den Stämmen fast gleich gesetzt worden: kann man besonders in der deutschen Sprache fast nur noch durch die Betonung unterscheiden, ob ein Adjektiv in dem Attributivverhältnisse die Bedeutung des Hauptbegriffes habe, oder sich wie ein Pronominalattributiv verhalte. Jedoch unterscheidet die Flexion noch einigermaßen diese Verhältnisse. Die zu Pronominalattributiven herabgesetzten Adjektiven viel, mehr, wenig, weniger, halb, ganz, haben eben so wie die Possessivpronomen (§. 63), eine unvollkommnere Flexion, als andere Adjektiven, z. B. mit wenig Witz und viel Behagen, in

*) Schillers Maria Stuart Aufz. 1. Auft. 7.

ganz Paris, halb Deutschland. Auch werfen die adjektivischen Stämme — nicht eben so die Sproßformen — wenn sie nicht den Hauptton haben, und sich wie Pronominalattributiven verhalten, gern im Nominativ und Akkusativ die Endung ab, z. B. alt Eisen, kalt Wasser, auf gut Glück. Im Altdeutschen geschah dieses nicht bloß beim sächlichen, sondern auch beim männlichen Geschlechte. Da diejenige Form des Attributivverhältnisses die vollkommenste ist, in welcher das Attributiv den Hauptbegriff hat, so gibt die Sprache gern dem Attributiv, welches sich wie ein pronominales verhält, die Form eines Substantivs, und vertauscht auf diese Weise die Faktoren, um wieder ein vollkommneres Verhältniß herzustellen, wie in fünf, der fünfte der Räuber, multum, parum, modicum vini statt fünf Räuber, der fünfte Räuber, multum vinum u. s. f.

Etwas dem Uebergange des Adjektivs in ein Pronominalattributiv ganz Analoges stellt sich auch an dem Substantiv dar. In den Ausdrücken: Herr Müller, Doktor Gall, Frau Muhme, Bruder Fritz, Vetter Busch und diesen ähnlichen Ausdrücken muß nämlich das vorangehende Substantiv: Herr, Doktor u. s. f. als das Attributiv angesehen werden. Denn offenbar wird hier der Begriff Müller, Gall durch Herr und Doktor, und nicht umgekehrt Herr und Doktor durch Müller und Gall individualisirt. Aber der Eigenname hat hier den Hauptbegriff und Hauptton, und der Titel drückt nur ein Rang- oder Verwandtschaftsverhältniß zu dem Sprechenden aus. Diese Substantiven verhalten sich gerade wie die Pronominalattributiven; daher haben sie untergeordnete Betonung und werden nicht flektirt, z. B. Herr Müllers Haus, Doktor Galls Schädellehre, Kaiser Karls Heere. Wie solche Titel verhalten sich auch die Namen der Gemäße, wie in: drei Pfund Brod, zwei Maß Bier u. s. f. Sie

bezeichnen Quantitätsverhältnisse wie die Adjektiven viel, wenig u. s. f.; sind wie diese der individualisirende Faktor des Verhältnisses, verhalten sich aber auch, wie: viel, wenig, wie Pronominalattributiven, und werden daher ebenfalls meistens nicht flektirt. Auch hier vertauscht die Sprache gern die Faktoren, um ein vollkommneres Verhältniß zu bilden, nämlich drei Pfund Fleisches u. s. f.

C. Objektives Satzverhältniß.

§. 67.

Das Prädikat als der Hauptbegriff und eigentliche Inhalt des Satzes (§. 59.) ist der mannigfaltigsten Beziehungen, und dadurch der mannigfaltigsten Entwickelung fähig. Da es den Begriff der Thätigkeit hat, so kann es auf organische Weise nur mit dem Begriffe eines Seins in ein Beziehungsverhältniß treten (§. 45.). Nach der einen Seite ist nun schon das prädikative Verhältniß ein Verhältniß von Thätigkeit und Sein: aber das Prädikat tritt auch nach der andern Seite mit dem Sein als Objekt in mannigfaltige Beziehungen. In dem Ersteren wird der Begriff des Prädikats eigentlich nicht verändert, sondern nur mit dem Begriffe des Seins zu einem Gedanken verbunden: in dem Letztern hingegen wird der Begriff des Prädikats selbst durch die objektive Beziehung individualisirt; und wir nennen dieses Beziehungsverhältniß das objektive Satzverhältniß. Dieses Verhältniß hat mit dem prädikativen und attributiven Verhältnisse gemein, daß es ein Beziehungsverhältniß von Thätigkeit und Sein ist. Es unterscheidet sich von Beiden dadurch, daß in demselben das Sein nicht als Subjekt sondern als Objekt gedacht wird, und daß es sich nicht als eine auf das Sein bezogene Thätigkeit, sondern als ein auf die Thätigkeit bezogenes Sein darstellt. Es unterscheidet sich

endlich ins Besondere von dem prädikativen Verhältnisse dadurch, daß es nicht einen Gedanken, sondern nur einen individualisirten Begriff ausdrückt; von dem attributiven aber dadurch, daß es nicht den individualisirten Begriff eines Seins, sondern den einer Thätigkeit ausdrückt. Man vergleiche in dieser Hinsicht z. B. der König ist berühmt; der berühmte König, oder der Ruhm des Königs; und er rühmet den König. In dem objektiven Verhältnisse (rühmet den König) werden eben so, wie in den beiden andern Satzverhältnissen, zwei Faktoren, welche durch die Betonung als Hauptbegriff (König) und Beziehungsbegriff (rühmet) unterschieden sind, zu einer organischen Einheit verbunden. Da diese Einheit (rühmt den König) wieder den Begriff einer Thätigkeit ausdrückt; so kann sie abermals mit einem Sein in ein Beziehungsverhältniß treten, z. B. rühmt den König allem Volke; und in diesem Verhältnisse ist: rühmt den König jetzt als der Eine, und: allem Volke als der andere Faktor anzusehen. Die Entwickelung des Prädikates kann auf diese Weise weiter fortschreiten, z. B. rühmt den König allem Volke wegen seiner Gerechtigkeit: allein das ganze objektive Verhältniß besteht immer nur aus zwei Faktoren, die als Hauptbegriff und Beziehungsbegriff zu einer organischen Einheit verbunden sind.

Wir nennen das der Thätigkeit gegenüberstehende Sein ein Objekt (Gegenstand); und können den Ausdruck desselben füglich das Objektiv nennen. Nun deutet schon das Wort Objekt an, daß das Sein der Thätigkeit entgegentritt, und also das Sein auf die Thätigkeit — das Objektiv auf das Verb — und nicht die Thätigkeit auf das Sein — das Verb auf das Objektiv — bezogen wird. Daß die Beziehung in der Sprache wirklich so gedacht wird, ersehen wir daraus, daß in dem objektiven Verhältnisse die Bezie-

hung durch Flexion des Objektivs, und nicht durch Flexion des Verbs bezeichnet wird. Wie die Flexion in dem prädikativen Verhältnisse an dem bezogenen Verb, und in dem attributiven Verhältnisse an dem ebenfalls bezogenen Attributiv, so geschieht sie in dem objektiven Verhältnisse an dem bezogenen Objektiv.

§. 68.

In dem objektiven Satzverhältnisse bietet sich eine große Mannigfaltigkeit der Formen dar, durch welche die Sprache theils die Bedeutung des bezogenen Seins, theils die Arten der Beziehung unterscheidet. Das Sein ist nämlich entweder durch ein Substantiv als ein Begriff bezeichnet, z. B. er trinkt den Wein, und wir nennen alsdann den Ausdruck desselben ein substantivisches Objektiv: oder es ist, wie das Pronominalattribut (§. 63.), durch ein Pronom nicht eigentlich als Begriff, sondern als bloße Beziehung bezeichnet, z. B. der Bruder liebt dich; und wir nennen alsdann den Ausdruck desselben ein Pronominalobjektiv. Da das Substantiv ein Sein im Raume ausdrückt; so wird die Beziehung des Substantivs als eines solchen räumlich gedacht. Nun ist die Beziehung desselben entweder zugleich Thätigkeitsbeziehung, und wird alsdann an dem Substantiv selbst durch Kasus ausgedrückt: oder sie ist bloß Raumbeziehung, und sie wird alsdann durch die Präposition bezeichnet. Die durch den Kasus ausgedrückte Beziehung ist zugleich Thätigkeits- und Raumbeziehung. Sie ist Thätigkeitsbeziehung, weil sie eine kausale Beziehung ist. Der Kasus bezeichnet nämlich das Sein entweder einerseits als Ursache, z. B. er starb Hungers, er schämt sich der Thorheit, fame periit, equo fertur; oder andrerseits als Wirkung, z. B. er bauet ein Haus, er schreibt einen Brief, eligo ducem, rogat panem,

Jede kausale Beziehung wird aber zugleich als eine räumliche gedacht, nämlich die der Ursache als ein Ausgehen von einem räumlichen Sein, und die der Wirkung als ein Streben nach einem räumlichen Sein. Die durch den Kasus des Substantivs bezeichnete kausale Beziehung wird daher zugleich als Richtung gedacht; nämlich die Beziehung der Ursache als Richtung Woher, und die Beziehung der Wirkung als Richtung Wohin. Man kann daher auch die Kasus der Ursache Woherkasus, und die Kasus der Wirkung Wohinkasus nennen. Außer dem Gegensatze der Richtung tritt in den kausalen Beziehungen noch ein anderer Gegensatz hervor: er besteht darin, daß in denselben nach der einen Seite das Moment der Thätigkeit, und nach der andern Seite das Moment der Räumlichkeit vorherrschend ist; und wir nennen diejenigen Kasus, in denen die Thätigkeit vorwaltet, Thätigkeitskasus, und diejenigen, in denen die Räumlichkeit vorwaltet, Raumkasus. Die Thätigkeitskasus (der Genitiv und Akkusativ) bezeichnen die kausale Beziehung als eine unmittelbare und nothwendige, wie in: er schämt sich der Thorheit, er schreibt einen Brief; wo Thorheit als die nächste Ursache, und Brief als die nächste Wirkung gedacht wird, und der Begriff schämen nicht ohne Jene, und schreiben nicht wohl ohne Diese gedacht werden kann. Die Raumkasus (Dativ, Ablativ, Faktitiv u. s. f.) hingegen bezeichnen die kausale Beziehung als eine mehr entfernte und zufällige (nicht nothwendige), wie in: dem Freunde einen Brief schreiben, occidere ferro, emere argento, creare aliquem ducem (zum Führer), wo die Ursache (ferrum, argentum) als Werkzeug und Mittel, und die Wirkung (Freund, dux) als Ziel und Zweck gedacht wird, und der Begriff des Verbs auch ohne die kausale Beziehung gedacht werden kann. Der Raumkasus ist endlich, je nachdem Ur-

sache und Wirkung als Person, oder als Ding gedacht werden, entweder Personenkasus (der Dativ), wie in: er weicht dem Feinde, er dient dem Freunde, oder Dingkasus (Ablativ, Instrumentalis, Faktitiv u. s. f) wie in: occidere ferro, rogare panem (um Brod).

In der rein räumlichen Beziehung des Substantivs wird ebenfalls der Gegensatz der Richtung Woher und Wohin unterschieden, z. B. ich komme aus der Stadt, und ich gehe in die Stadt; und dieser Gegensatz wird eben so, wie das richtungslose Raumverhältniß (das Wo), theils durch die Form der Präposition, z. B. εἰς, ἐν, theils durch den Kasus des Substantivs bezeichnet. Allein die Sprache drückt häufig auch die rein räumliche Richtung, wie die kausale, durch Kasus, z. B. venit Roma, it Romam; und andrerseits die kausale Richtung, wie eine rein räumliche, durch Präpositionen aus, z. B. er stirbt vor Hunger, er bittet um Brod. Wie sich der Kasus zur Präposition verhalte, wird sogleich näher erörtert werden. An dem pronominalen Objektiv werden im Allgemeinen die kausalen und rein räumlichen Beziehungen eben so unterschieden und bezeichnet, wie an dem substantivischen Objektiv. Das Pronom ist jedoch, wie wir demnächst sehen werden, von dem Substantiv darin unterschieden, daß an demselben auch die rein räumlichen Richtungen Woher und Wohin, und das richtungslose Wo durch eine eigenthümliche Flexion unterschieden werden. Uebrigens können die hier nur im Allgemeinen und vorläufig angedeuteten Beziehungsverhältnisse des Objektivs erst bei der nähern Betrachtung der besondern Kasus und des Adverbs ausführlich erörtert werden.

I. Substantivisches Objektiv.

§. 69.

Die Beziehung des substantivischen Objektes, welches

wir zunächst betrachten, wird als kausale Beziehung durch Kasus, und als reine Raumbeziehung durch Präpositionen ausgedrückt. Kasus bezeichnen nur auf allgemeine Weise die Abstufungen des Thätigkeitsmomentes in der Beziehung, und die Richtung der Kausalität: Präpositionen hingegen bezeichnen nicht bloß auf allgemeine Weise die räumliche Richtung (Woher und Wohin) oder das richtungslose Wo, sondern bezeichnen zugleich die unten (§. 82. 83), näher zu bezeichnenden Dimensionsverhältnisse, z. B. das Oben, Unten, Vorn, Hinten, Neben u. s. f., durch welche das Verhältniß zugleich als ein höchst individualisirtes dargestellt wird. Daher ist überhaupt die Anzahl der Kasus sehr geringe gegen die Anzahl der Präpositionen. Da die analytischen Sprachen ihrer Natur nach auf Individualisirung der Begriffe und ihrer Beziehungen ausgehen; so bedienen sie sich der Präpositionen nicht bloß, um einen Kasus zu ersetzen, sondern sie zerlegen zugleich eine Beziehung, welche synthetische Sprachen auf allgemeine Weise durch Einen Kasus bezeichnen, in mehrere besondere Beziehungen, und individualisiren diese durch verschiedene Präpositionen. Die deutsche Sprache unterscheidet auf diese Weise z. B. in: für Geld kaufen, mit Geld bestechen, an Gelde reich sein, durch Geld blenden, mannigfaltige Beziehungen, welche die lateinische Sprache unter Einen Raumkasus zusammenfaßt. Dagegen bezeichnen synthetische Sprachen gern rein räumliche Verhältnisse durch Kasus, z. B. venit Roma, it Romam. Jedoch kann der Kasus nur im Allgemeinen die räumliche Richtung (Woher und Wohin) und das Wo, nicht aber ein nach den Dimensionen des Raumes individualisirtes Verhältniß, z. B. das Ueber, Unter, Vor, Hinter ausdrücken. Daß kausale Beziehungen häufig durch Präpositionen, und Raumbeziehungen durch Kasus bezeichnet werden, gewähret zwar den Vortheil, daß die Präpositionen

im Besondern oft die Bedeutung des durch sie vertretenen Kasus, und umgekehrt der Kasus die Bedeutung der vertretenden Präposition erkläret: allein Bedeutung und Charakter des Kasus und der Präposition im Allgemeinen, und das organische Verhältniß derselben zu einander wird dadurch dunkel. So sehr Kasus und Präpositionen in der Sprache auch wechseln; so sieht man doch bald, daß die Präposition nicht bloß eine synthetische Form des Kasus ist, und daß man zwischen Jenen und Diesen einen ursprünglichen Unterschied der Bedeutung und Funktion anerkennen muß.

Die Flexionsformen überhaupt, und die Kasusformen ins Besondere sind um desto vollkommner, und haften in der Sprache um desto fester, je mehr durch dieselben eine Thätigkeitsbeziehung im Gegensatze zur Raumbeziehung ausgedrückt wird. Die Flexion des Verbs ist im Allgemeinen vollkommener, als die Flexion des Substantivs. In Hinsicht auf Vollkommenheit der Form steht im Allgemeinen der Thätigkeitskasus über dem Raumkasus (z. B. der Genitiv über dem Ablativ); der Personenkasus über dem Dingkasus; der Woherkasus über dem Wohinkasus: die Erstern werden überall später durch Päpositionen verdrängt als die Letztern. Dingnamen werden überhaupt unvollkommner deklinirt als Personennamen. Kein sächliches Substantiv hat eine besondere Form für den Akkusativ. Die persische Sprache unterscheidet belebte und unbelebte Wesen durch verschiedene Formen des Plurals; läßt aber häufig den Plural lebloser Dinge ohne Flexion *). Andere Sprachen unterscheiden, wie wir weiter unten sehen werden, belebte und leblose Wesen durch verschiedene Kasus, und setzen unter übrigens gleichen Umständen den Personennamen in den der Form nach vollkomm-

*) Mithridates Th. 1. S. 284. Murray history of the European languages. Vol. 2. p. 289.

nern (Genitiv und Dativ), und Dingnamen in den unvollkommnern Kasus (Akkusativ). Ueberall sehen wir die Flexion des Substantivs abnehmen und erlöschen, wie in der Beziehung das Moment der Thätigkeit abnimmt und erlischt; und wir schließen daraus, daß nur die Thätigkeitsbeziehung als solche die eigentliche Bedeutung des Kasus ausmacht. Wenn daher der Kasus eine Raumbeziehung ausdrückt, wie in: veni Roma, eo Romam; so muß man wohl annehmen, daß er diese nicht eigentlich als Raumbeziehung, sondern ebenfalls als Thätigkeitsbeziehung ausdrückt. Kasus können überhaupt die Raumbeziehungen nicht in ihren Besonderheiten ausdrücken, in welchen sie durch die Präpositionen bezeichnet werden: sie bezeichnen die Raumbeziehung nur auf allgemeine Weise, als Richtung. Es scheint, daß die Sprache die räumliche Richtung als eine kausale, nämlich das Woher (von Rom) nicht bloß als räumlichen Anfangspunkt, sondern als Ursache, und das Wohin (nach Rom) als Ziel der Thätigkeit denkt, und durch dieselben Kasus (Genitiv, Ablativ, Akkusativ) bezeichnet, welche sonst die kausalen Richtungen bezeichnen. Auch scheint es, daß die Sprache eigentlich nur diese räumlichen Richtungen, weil nur sie kausal gedacht werden können, durch Kasus bezeichnet. Da das richtungslose Wo als solches nicht kausal gedacht werden kann; so kann es als solches auch nicht durch einen Kasus ausgedrückt werden Um das Wo durch einen Kasus zu bezeichnen, muß die Sprache dasselbe zuvor als Richtung denken, und gewissermaßen in ein Woher oder Wohin umwandeln, und wir werden sehen, daß die Sprache vielfältig das Wo und ebenfalls das dem Wo in der Zeit entsprechende Wann in der Form des Ausdruckes bald dem Woher, bald dem Wohin gleichstellt. Es scheint demnach, daß eine Beziehung, welche rein räumlich gedacht alle Richtung und alle Kausalität ausschließt, als solche dem

Kasus gänzlich fremd ist. Andererseits drückt die Präposition an sich nicht eigentlich eine Richtung, sondern nur die nach den besondern Dimensionen des Raumes individualisirten Verhältnisse (auf, an, in, aus, vor u. s. f.) aus. Denn die räumliche Richtung wird, wie wir weiter unten sehen werden, nicht durch die Präposition selbst, sondern eben so wie die kausale Richtung durch Flexion, nämlich theils durch Flexion der Präposition selbst, theils durch Flexion des Substantivs ausgedrückt. Da wir annehmen müssen, daß die Präpositionen als solche in der Sprache nicht ursprünglich vorhanden, sondern aus Begriffswörtern hervorgegangen sind (§. 53); so scheint es, daß die Sprache uranfänglich auch die rein räumlichen Beziehungen bloß nach den Richtungen durch Kasus als kausale bezeichnet hat. Noch jetzt finden sich überall in den synthetischen Sprachen, so reich sie auch an Präpositionen sein mögen, Raumbeziehungen des Substantivs, welche durch Kasus, und zwar nicht etwa durch besondere, sondern durch dieselben Kasus bezeichnet werden, welche auch sonst die kausalen Beziehungen bezeichnen.

Wie wir unter den Sprachlauten diejenigen, welche derselben Entwickelungsstufe angehören, als gleichstufige, und diejenigen, welche demselben Organe angehören, als gleichnamige Laute bezeichnet haben (§. 13): so kann man auch die Kasus, welche in Hinsicht auf das Moment der Thätigkeit auf derselben Stufe stehen, als gleichstufige, und diejenigen, welche derselben Richtung angehören, als gleichnamige bezeichnen, so daß z. B. der Genitiv und der Akkusativ als Thätigkeitskasus gleichstufige, und der Genitiv und der Ablativ als Woherkasus gleichnamige Kasus sind. So wie nun durch die Verwandtschaft, in welcher die Laute entweder als gleichstufige oder als gleichnamige Laute zu einander stehen, Lautübergänge bedingt sind (§. 43); so gibt es auch Kasusübergänge, welche sich auf die Verwandt-

schaft gründen, in denen die Kasus als gleichstufige oder gleichnamige Kasus zu einander stehen. So geht der Genitiv häufig einerseits in den gleichstufigen Akkusativ, und andrerseits in den gleichnamigen Ablativ über. Wie nun in den Lautübergängen die Verwandtschaft und die eigenthümliche Natur des besondern Lautes erkannt wird; so offenbaret sich auch die Verwandtschaft und die eigentliche organische Bedeutung eines Kasus besonders in dem Wechsel mit andern Kasus. Das Kasussystem kann noch in einer andern Hinsicht mit dem Lautsystem verglichen werden. So wie nämlich das Lautsystem eigentlich aus sehr wenigen Grundlauten besteht, und alle andere Laute nur individualisirte Abänderungen dieser Grundlaute sind (§. 13.): so besteht auch das Kasussystem eigentlich aus wenigen Grundkasus; und die mannigfaltigen Kasus, welche in einigen Sprachen vorkommen, sind großentheils nur als individualisirte Abänderungen der Grundkasus anzusehen. Die griechische Sprache, welche man unter den synthetischen Sprachen als ein Muster, und in Hinsicht auf Flexion als eine der vollkommensten ansehen muß, hat nur Einen Raumkasus (den Dativ); wir müssen daher wohl annehmen, daß der Ablativ, der Instrumentalis und andere Kasus anderer Sprachen, deren Bedeutung in dem griechischen Dativ begriffen ist, nur Abänderungsformen des Dativs sind, in welchen sich die mannigfaltigen Bedeutungen des griechischen Dativs individualisirt haben.

§. 70.

Die Anzahl der Kasus ist in den verschiedenen Sprachen sehr verschieden. Da der Nominativ und der Vokativ nicht Beziehungen des objektiven Satzverhältnisses bezeichnen; so können wir sie hier nicht zu den Kasus zählen. Diese nicht mitgerechnet, hat die gaelische Sprache nur zwei, die deutsche und die griechische drei, die lateinischen vier, die

slavische fünf, die indische (die Sanskrit, die malabarische und die Zigeunersprache), so wie einige amerikanische Sprachen (die Aymarische und die Muyskasprache sechs, die armenische neun, und die finnische sogar elf Kasus *). So verwirrend auch diese große Verschiedenheit der Kasus in den verschiedenen Sprachen beim ersten Blicke scheinet, so lassen sie sich doch leicht auf ein allen Sprachen gemeinsames Grundsystem der Kasus zurückführen. Nur Ein Thätigkeitskasus — der Genitiv — und Ein Raumkasus — der Dativ — ist allen Sprachen gemein. Die gaelische und die vaskische Sprache hat keine besondere Form für den Akkusativ **). Eben so hat die finnische Sprache keinen Akkusativ; sie drückt unsern Akkusativ im Singular durch den Genitiv, und im Plural durch den Nominativ aus. Auch die slavische Sprache scheint ursprünglich keinen Akkusativ gehabt zu haben; denn im Altslavischen ist dieser Kasus im Singular der männlichen und sächlichen, und im Plural der weiblichen und sächlichen Substantiven noch nicht vom Nominativ unterschieden; und im Neuslavischen steht bei den männlichen Namen belebter Dinge noch der Genitiv statt des Akkusativs ***). Keine Sprache hat mehr als zwei Thätigkeitskasus: den Genitiv für die Richtung Woher, und den Akkusativ für die Richtung Wohin. Die griechische Sprache hat nur Einen Raumkasus (den Dativ) für Person und Sache: er begreift gewissermaßen in Einer Form alle Raumkasus der armenischen und finnischen Sprache. In der lateinischen Sprache individualisirt sich dieser Raumkasus nach der einen Seite als Personenkasus in dem Dativ,

*) Mithridates Th. 1. S. 211. 248. Th. 2. S. 743. Th. 3. Abth. 2. S. 539. 702. Nachtr. S. 503.

**) Mithridates Nachtr. S. 315.

***) Dobrowsky l. c. p. 460 — 462.

und nach der andern Seite als Dingkasus in dem Ablativ. Der Gegensatz der Richtungen Woher und Wohin ist in den meisten Sprachen gar nicht oder doch unvollkommen durch besondere Formen der Raumkasus unterschieden. Der Dativ drückt überall beide Richtungen aus. In der lateinischen, slavischen und Sanskritsprache bezeichnen Ablativ und Instrumentalis auf entschiedene Weise die Richtung Woher; allein für die Richtung Wohin fehlt diesen Sprachen ein besonderer Raumkasus. Sie brauchen statt des Raumkasus der Richtung Wohin häufig den Thätigkeitskasus derselben Richtung (den Akkusativ); wie die griechische Sprache statt des Raumkasus der Richtung Woher (des Ablativs) den Thätigkeitskasus derselben Richtung (den Genitiv) braucht. Daß in der Richtung Woher das Moment der Thätigkeit mehr vorwaltet, als in der Richtung Wohin, ist wohl die Ursache, warum überhaupt die Richtung Woher bestimmter und vollkommner durch die Flexion ausgeprägt wird, als die Richtung Wohin (§. 69). Wir finden jedoch nicht nur in der Zigeunersprache, die offenbar indischer Abkunft ist, sondern auch in der armenischen und in einigen amerikanischen Sprachen besondere Raumkasus der Richtung Wohin *). Am vollkommensten hat sich aber der Gegensatz der Richtung in der finnischen Sprache ausgebildet. Diese Sprache hat nämlich außer dem Dativ, welcher in der Bedeutung fast ganz mit dem deutschen Dativ übereinstimmt, neun Raumkasus, unter welchen sechs der Richtung Woher, und drei der Richtung Wohin angehören. Die Erstern heißen in der finnischen Grammatik: Privativus (auch Vonkasus), Ablativus (auch Woherkasus), Mediativus (auch Mitkasus), Deskriptivus (auch Wiekasus),

---

*) S. Mithridat. Th. 1. S. 248. Th. 3. Abth. 2. S. 539. 702. Nachtr. S. 503.

Lokativus (auch Wokasus) und Negativus (auch Ohnekasus); und die Letztern: Penetrativus (Wohinkasus), Faktitivus (Zukasus) und Nunkupativus (Fürkasus). Der Privativ bezeichnet, wie die lateinische Präposition a, ab, die Ursache als Person (z. B. von Gott erschaffen), den Anfangspunkt einer Thätigkeit, letztern auch räumlich (ich komme von dem Vater), und die Zeit. Der Ablativ bezeichnet die Ursache als Ding, den Stoff, den Preis, den Gegenstand, von dem gesprochen wird, zugleich Ort und Zeit, und entspricht theils dem lateinischen Ablativ, theils den Präpositionen e, ex, de. Der Mediativ drückt Werkzeug, Mittel, Gesellschaft, und auch Ort und Zeit aus, und entspricht dem slavischen Instrumentalis, und unsern Präpositionen mit, durch. Der Deskriptiv drückt entsprechend dem lateinischen Ablativ die Weise aus. Der Lokativ bezeichnet das rein räumliche Wo, und den Zeitraum, innerhalb dessen etwas geschieht; er drückt jedoch auch ein nicht rein räumliches Verhältniß aus, z. B. in: sich an Gott halten, der Ruhe leben. Der Negativ steht nach der unserm ohne entsprechenden Präposition, wird jedoch auch ohne diese gebraucht. Unter den Kasus der Richtung Wohin hat der Penetrativ die Bedeutung des ablativus pretii, und des lateinischen Dativs bei aptus, idoneus, similis, assuesco, fido, faveo u. s. f., er bezeichnet zugleich die räumliche Richtung Wohin, und das Wann in der Zeit. Der Faktitiv und Nunkupativ entsprechen beide dem lateinischen Akkusativ: Ersterer in der Bedeutung des deutschen zu dem Akkusativ nach creo, eligo, facio; Letzterer in der Bedeutung unseres für dem Akkusativ nach habeo, duco, credo. Der Nunkupativ drückt zugleich das Wann der Zeit aus *). Daß die finnischen

*) J. Strahlmann Finnische Sprachlehre. Mithridates Th. 2. S. 743.

Raumkasus noch nicht das ganze Maß möglicher Individualisirung erschöpfen, sehen wir in der armenischen Sprache, welche einen besondern der lateinischen Präposition de entsprechenden Narrativus für ein besprochenes oder gedachtes Objekt, und einen besondern der Präposition um entsprechenden Cirkumlativus hat *). Auch hat die finnische Sprache neben der hier bezeichneten Deklinationsform noch besondere Formen des Genitivs und Akkusativs (Nominativs), welche die Grammatik unter dem Namen der unbeschränkten Deklinationsform begreift. Die Bedeutung derselben wird weiter unten näher bezeichnet werden.

Man könnte versucht werden, die finnischen Kasus nicht für eigentliche durch Flexion gebildete Kasus, sondern für Formen zu halten, die aus dem Substantiv und einer angehängten Präposition zusammengesetzt seien: und dies um so mehr, da in dieser Sprache die Präpositionen dem Substantiv auch sonst als Postpositionen angehängt werden. Allein Form und Bedeutung der finnischen Kasus lassen darüber, daß sie wirklich Flexionsformen sind, keinen Zweifel. Die Kasusendungen alla, alda, an, ana, ata, assa u. s. f. haben dieselbe einfache Gestalt, und dieselbe Liquidität der Laute, welche wir als den eigenthümlichen Charakter ursprünglicher Endungen erkannt haben (§. 24.). Auch drücken die finnichen Raumkasus, so groß auch ihre Anzahl ist, nichts anderes aus, als was die Kasus anderer Sprachen ebenfalls ausdrücken. Die finnische Sprache individualisirt nur in mehreren Formen Beziehungen, welche andere Sprachen ununterschieden in Einer Form zusammenfassen: so liegen die Woherkasus, der Mediativ, Privativ, Ablativ und Deskriptiv in dem lateinischen Ablativ, und die Wohinkasus, theils

*) Mithridates Nachtr. S. 503.

wie der Faktitiv und Nunkupativ in dem lateinischen Akkusativ, theils wie der Penetrativ in dem lateinischen Dativ. Obgleich die finnischen Kasus mehr als die Kasus anderer Sprachen rein räumliche Verhältnisse ausdrücken; so bezeichnet doch keiner derselben eigentlich eines jener besondern bloß nach den Dimensionen bestimmten Raumverhältnisse, welche in andern Sprachen überall durch Präpositionen bezeichnet werden (§. 69). Auch sieht man leicht, daß nicht alle Formen der finnischen Kasus als ursprüngliche anzusehen, sondern daß häufig die Eine Form nur eine Abänderungsform der Andern ist. Offenbar ist der Mediativ kalalla (mit dem Fische) eine Abänderung des Privativs kalalda, und beide Abänderungen des Dativs kalalle; eben so ist der Nunkupativ kalana eine Abänderung des Penetrativs kalaan, und beide sind vielleicht Abänderungen des den Akkusativ vertretenden Genitivs kalan; der Lokativ kalassa scheint eben so eine Abänderung des Ablativs kalasta zu sein.

Die mannigfaltigen Raumkasus des Substantivs können keine andere als kausale Verhältnisse ausdrücken. Die Woherkasus bezeichnen Ursache, und die Wohinkasus Wirkung. Die Ursache wird als Person und Ding, und dieses wieder als Werkzeug, Mittel, Stoff unterschieden. Die Person wird durch den Dativ (und finnischen Privativ), das Ding durch den lateinischen Ablativ bezeichnet, und Letzteres in andern Sprachen als Werkzeug, Mittel und Stoff durch den Instrumentalis, Ablativ, Mediativ u. s. f. unterschieden. Die Wirkung wird bei Personen als Ziel gedacht, und durch den Dativ bezeichnet; bei Dingen wird sie als Zweck oder als Bewirktes gedacht, und der Zweck ebenfalls durch den Dativ, oder durch den Penetrativ, das Bewirkte aber entweder durch den Akkusativ, oder durch den Faktitiv, Nunkupativ und Circumlativ bezeichnet.

§. 71.

Das hier angedeutete Verhältniß der Kasus, und die ihnen beigelegte Bedeutung kann erst bei der nähern Betrachtung der besondern Kasus ausführlich nachgewiesen werden. Das ganze Kasussystem, wie es sich in den uns bekannten Sprachen darstellt, läßt sich in der hier folgenden tabellarischen Ordnung zusammenfassen. Der Vollständigkeit wegen umfaßt diese Zusammenstellung auch das durch die Präpositionen ausgedrückte rein räumliche Verhältniß des Substantivs, und die Kasus, welche in diesem Verhältnisse den Richtungen Woher und Wohin, und (in dem später zu bezeichnenden Sinne) dem richtungslosen Wo entsprechen (S. §. 83.), und deren Verhalten wir ebenfalls späterhin näher betrachten werden.

Kasus des substantivischen Objektivs.

				Richtung.	
				Woher.	Wohin.
Kausales Verhältniß.	Kasus.	Thätigkeitskasus:	Genitiv. finn.	Genitiv.	Akkusativ.
		Raumkasus:	Dativ. griech. Person	D a t i	v. deutsch.
			Dativ. griech. Sache	Ablativ. lat.: Ablativ. slav. Instrumental. slav. Privativ. finn. Deskriptiv. finn. Lokativ. ind. slav.	Akkusat. lat.: Penetrativ. finn. Nunkupativ. finn. Faktitiv. finn. Cirkumlativ. arm.

		Richtung.		
		Woher	Wo	Wohin
Räumliches Verhältniß.	Präposition mit:	Genitiv. Ablativ. Instrumental.	Dativ. Lokativ.	Akkusativ.

a. Thätigkeitskasus.

Akkusativ.

§. 72.

Das ursprünglich intransitive Verb wird ein transitives, wenn die Thätigkeit als eine über das Subjekt hinausschreitende gedacht, und auf dieselbe ein Objekt als ein solches bezogen wird, an welchem — gleichsam als behandelten Stoffe — die Thätigkeit zu Stande kömmt, und ohne welches die Thätigkeit als eine über das Subjekt hinausschreitende (transitive) nicht möglich ist (§. 26): das so auf die Thätigkeit bezogene Objekt wird durch den Akkusativ bezeichnet. Der transitive Begriff des Verbs und der Akkusativ des Objekts bedingen einander so, daß Eins nicht sein kann ohne das Andere. Der Akkusativ verhält sich nämlich zum Verb, wie Gethanes zur Thätigkeit. In den Ausdrücken: ein Haus bauen, ein Lied singen, Wein trinken, haben die Akkusative die Bedeutung des Gebaueten, Gesungenen, Getrunkenen; und das Transitivum unterscheidet sich eigentlich von dem Intransitivum gerade dadurch, daß bei Jenem, und nicht bei Diesem, ein Gethanes von der Thätigkeit selbst unterschieden wird. Denn in Ausdrücken, wie: einen Gang gehen, einen Kampf kämpfen, ist das Gethane eigentlich nicht von der Thätigkeit unterschieden, und wir zählen daher gehen und kämpfen zu den Intransitiven.

Das Gethane verhält sich zur Thätigkeit als Wirkung: der Akkusativ drückt also, wie die andern Kasus eine kausale Beziehung aus (§. 68.). Das Gethane wird als die nächste unmittelbare Wirkung gedacht. Es ist als Wirkung von der Thätigkeit noch so wenig geschieden,

daß es, sobald sich die Thätigkeit in passiver (reflexiver §. 26.) Form darstellt, als thätiges Subjekt hervortritt, z. B. der Schlüssel wird gefunden, der Schlüssel findet sich. Wie das Gethane als die nächste unmittelbare Wirkung, so wird das Thätige als die nächste unmittelbare Ursache gedacht, und durch den aus dem Subjekte hervorgegangenen attributiven Genitiv bezeichnet (§. 62.) z. B. der Glanz der Sonne (des Glänzenden), der Sohn des Königs (des Zeugenden). Genitiv und Akkusativ sind zwar einander entgegengesetzt, wie Ursache und Wirkung; sie haben aber die unmittelbar kausale Beziehung mit einander gemein, und sind dadurch unterschieden von denjenigen Kasus, welche die kausale Beziehung als eine entfernte und mittelbare — die Ursache z. B. als Mittel, Werkzeug oder Stoff, und die Wirkung als Ziel und Zweck — bezeichnen. Alle Beziehung des Seins als eines solchen wird zwar räumlich gedacht, aber die durch den Genitiv und Akkusativ ausgedrückten Beziehungen werden als unmittelbar kausale Beziehungen weniger als die andern räumlich gedacht; und wir nennen daher den Genitiv und Akkusativ vorzugsweise Thätigkeitskasus, und die andern Kasus Raumkasus. Mit dem Gegensatze des Thätigen und Gethanen (der Ursache und Wirkung) ist auch der Gegensatz der Richtung gegeben: der Akkusativ bezeichnet demnach die Richtung Wohin (§. 68); und er bezeichnet diese Richtung auch überall, wo rein räumliche Verhältnisse durch Präpositionen ausgedrückt werden, z. B. in die Kirche, auf den Berg. Die Beziehung des Objektes im Akkusativ ist zwar Thätigkeitsbeziehung; das Objekt als Gethanes wird aber nicht als ein Thätiges, sondern als ein Unthätiges (Leidendes) gedacht. Weil nun überhaupt die Flexionsformen mehr oder weniger vollkommen sind, je nachdem theils in der Beziehung, theils in dem bezogenen Begriffe das Moment der

Thätigkeit über das der Räumlichkeit mehr oder weniger vorwaltet (§. 69); so hat der Akkusativ als Kasus des Gethanen unter allen Kasus die unvollkommenste Form. Gethanes wird im Gegensatze zu dem Thätigen als Sache gedacht: daher ist der Akkusativ unter den Thätigkeitskasus der Dingkasus (casus rei); und der Personenname wird gewissermaßen zum Dingnamen, wenn er als Ausdruck des leidenden Objekts in den Akkusativ tritt. Manche Sprachen haben daher, wie wir bald sehen werden, eine besondere Scheu vor dem Akkusativ der Personennamen, und brauchen statt desselben entweder den Genitiv, wie die slavische, oder den Dativ, wie die spanische. Da die Substantiven sächlichen Geschlechtes, welche durch die Geschlechtsform als die eigentlichen Dingnamen bezeichnet sind, in allen Sprachen für den Akkusativ keine besondere Flexionsform haben; so scheint es, daß die Sprache ursprünglich für das leidende Objekt als solches gar keine besondere Flexionsform, und daher, wie noch jetzt die finnische Sprache (§. 70), nur Einen Thätigkeitskasus hatte.

Der Akkusativ gibt dem Verb als Transitivum erst eine eigentliche Bedeutung; er ist daher in dem objektiven Satzverhältnisse derjenige Faktor, welcher den Hauptbegriff und den eigentlichen Inhalt des ganzen Verhältnisses ausdrückt, und dem das Verb als Ausdruck des Beziehungsbegriffes untergeordnet ist (§. 45.). Daher hat der Akkusativ immer den Hauptton, und das Verb die untergeordnete Betonung, z. B. in: Wein trinken, einen Brief schreiben. In diesem Verhältnisse ist der Beziehungsbegriff dem Hauptbegriffe so entschieden untergeordnet, daß er häufig als Begriff schwindet, und nur noch als bloße Beziehung die Form einer Endung annimmt, wie in: fischen, mausen, grasen, zollen, steuern, athmen statt: Fische, Mäuse fangen, Gras fressen, Zoll, Steuer geben, Athem holen.

Genitiv.

§. 73.

Nicht nur in der deutschen Sprache, sondern auch in der gothischen, angelsächsischen, griechischen, lateinischen, slavischen, und wahrscheinlich in allen deklinirenden Sprachen findet sich ein Genitiv als Kasus der objektiven Beziehung, z. B. goth. atsaihwith izwis this beistis (hütet euch vor dem Sauerteige), saei skamaith sik meina jah waurde meinaize (wer sich meiner und meiner Worte schämet); angels. hi wealdon eorthan (sie herrschen der Erde); *ἀνθρώπων ἄρχειν*, potitur regni, der Frucht genießen. In der deutschen Sprache wurde dieser Genitiv in einer frühern Zeit weit häufiger gebraucht, als jetzt; und es scheint, daß auch in den andern Sprachen der Gebrauch desselben früher eine größere Ausdehnung hatte, aber, wie in der deutschen, großentheils durch den Akkusativ und durch Präpositionen verdrängt wurde. Obgleich die deutsche Sprache jetzt bei vielen Verben, z. B. achten, begehren, vergessen, genießen, bedürfen u. s. f., welche früher nur den Genitiv regirten, auch den Akkusativ braucht; so sind diese Kasus doch nicht gleichbedeutend. Bei näherer Betrachtung findet sich vielmehr, daß der Genitiv eben so bestimmt durch die intransitive Bedeutung des Verbs, als der Akkusativ durch die transitive bedingt ist (§. 26). Die Verben, welche den Genitiv regiren, sind theils Wurzelverben, deren Bedeutung ursprünglich intransitiv ist, wie walten, warten, pflegen, denken, drießen, gehren, lachen, schalten, schonen u. s. f., theils solche, deren Bedeutung eigends durch eine besondere Form als die intransitive bezeichnet ist (§. 26). Von dieser Art sind das griechische Medium, z. B. *μνάομαι*, *λανθάνομαι*, *κήδομαι*, *φείδομαι*, *ἅπτομαι*, das lateinische Depo-

nens, z. B. potior, apiscor, misereor, obliviscor, recordor, und das slavische und deutsche Reflexivum, z. B. pulchatſsae, boetſsae (sich fürchten), lischatſsae (sich betrüben), kaſsatlsae (berühren), sich freuen, sich erinnern, sich rühmen, sich schämen u. s. f. Diejenigen Verben, deren Bedeutung durch eine besondere Bildungsform auf eine bestimmte Weise als eine transitive bezeichnet ist, wie die faktitiven (§. 26), und die mit der Vorsylbe be zusammengesetzten *) regiren nicht den Genitiv, sondern den Akkusativ. Diese Verben können nur in einem sogleich näher zu bezeichnenden Verhältnisse neben dem Akkusativ einen Genitiv regiren, z. B. einen des Mordes beschuldigen, einen des Geldes berauben. Bedürfen (statt derben oder darben), und Begehren (statt gehren) werden offenbar anomal mit dem Genitiv gebraucht. — Von Seiten des Begriffes lassen sich diejenigen Verben (und Adjektiven), welche den Genitiv regiren, im Allgemeinen auf den Begriff solcher natürlichen Verrichtungen zurückführen, welche auf das Subjekt selbst gerichtet sind, und lediglich das Sein und Bestehen desselben zum Zwecke haben, und welche ihrer Natur nach in der Sprache als intransitive Thätigkeiten gedacht und bezeichnet werden (§. 26). Die Begriffe von genießen, essen, trinken, brauchen, bedürfen, pflegen, nutzen, mangeln, voll sein, u. s. f. welche im Griechischen, Lateinischen, Slavischen und Deutschen den Genitiv fordern, beziehen sich sämmtlich auf die leibliche Erhaltung des Subjektes durch Assimilation (Ernährung). Eben so beschränken sich die Begriffe von gedenken, erinnern, wissen, kennen, achten, wahrnehmen, hören, vergessen, begehren, wünschen, hoffen, scheuen, fürchten, reuen,

*) S. d. Wortbildung. §. 115.

schämen, freuen, verdrießen u. s. f, welche ebenfalls den Genitiv fordern, sämmtlich auf die geistigen Lebensverrichtungen des Subjektes. Die Thätigkeit ist hier nicht, wie die transitive, als eine auf ein äußeres Objekt, sondern als eine auf das Subjekt gerichtete; und das Objekt nicht als ein Gethanes, sondern als ein die Thätigkeit anregendes gedacht. Der Genitiv drückt, wie der Akkusativ, eine kausale Beziehung aus; aber er bezeichnet nicht, wie Dieser, die Wirkung in der Richtung Wohin, sondern die Ursache in der Richtung Woher; daher bedienen sich die analytischen Sprachen statt des Genitivs der dieser Richtung entsprechenden Präpositionen de, of (von).

Es leuchtet von selbst ein, daß unter der hier bezeichneten Bedeutung des Genitivs auch der Gegenstand des Denkens und Sprechens begriffen ist, den die armenische Sprache durch ihren Narrativus, die finnische durch den Ablativ, und die lateinische durch die Präposition de bezeichnet, z. B. de aliquo sentire, loqui u. s. f. Auch der Genitiv nach anklagen, zeihen, beschuldigen, überführen u.s.f. gehöret hierher. Diese Verben sind zwar für sich transitiv, allein es ist ihnen eigenthümlich, daß sie immer einen Akkusativ der Person fordern; und verbunden mit diesem Akkusativ stehen sie zu dem Genitiv der Sache in demselben Beziehungsverhältnisse, in welchem die intransitiven Verben zum Genitiv stehen. Endlich gehört hierher noch der Genitiv nach dem Komparativ, der noch in der griechischen, slavischen und angelsächsischen Sprache, und — auf analytische Weise durch die Präposition de bezeichnet — auch in den ältern romanischen Sprachen *) vorhanden ist, und in der lateinischen Sprache in den Ablativ übergegangen ist.

*) Raynouard Gramm. comparée des langues de l'Europe latine p. 139.

§. 74.

In allen hier bezeichneten Verhältnissen tritt die kausale Beziehung des Objekts auf bestimmte Weise als eine unmittelbare, und nicht, wie z. B. die des Mittels oder Zweckes, als eine entfernte mittelbare Beziehung hervor: der objektive Genitiv stellt sich daher in demselben Sinne, wie der attributive Genitiv und wie der Akkusativ als Thätigkeitskasus dar (§. 72). Die Richtung (Woher) ist aber in der Bedeutung dieses Kasus so vorherrschend, daß einerseits der derselben Richtung entsprechende Raumkasus sehr häufig an die Stelle des Genitivs tritt, wie im Slavischen der Instrumentalis, und im Lateinischen und Finnischen der Ablativ; andererseits aber der Genitiv häufig an die Stelle des Raumkasus tritt. Die Bedeutung eines Raumkasus hat er bei den Verben, die eine Trennung ausdrücken (verba privandi, liberandi u. s. f.), z. B. berauben, entsetzen, entbehren, *ἀπαλλάττειν*, *ἁμάρτειν* u. s. f. Daß in diesen und ähnlichen Verben die Trennung räumlich gedacht wird, sieht man unter andern daraus, daß das Objekt, wenn es ein Ding ist, durch den Genitiv, Ablativ und durch die Präposition von; wenn es hingegen eine Person ist, durch den Raumkasus der Person (den Dativ) bezeichnet wird, z. B. Einem entgehen, Einem entfliehen, Einem entfremden. Die Bedeutung eines Raumkasus hat ferner der Genitiv des Preises im Griechischen, Lateinischen und Angelsächsischen; und der Genitiv des Ortes und der Zeit, z. B. aller Orten, allerseits, Nachts, Abends. Wir werden übrigens weiter unten sehen, in welchem Sinne die Sprache sowohl Ort und Zeit, als auch die Weise, z. B. alles Ernstes, durch den Genitiv bezeichnet.

§. 75.

Wir haben den objektiven Genitiv als den Thätigkeitskasus der intransitiven Beziehung bezeichnet (§. 73), und ihn dadurch von dem Akkusativ der transitiven Beziehung unterschieden. Man sieht jedoch leicht, daß der ganze Unterschied darauf beruhet, daß das Verb bei Ersterem als eine auf das Subjekt, bei Letzterm aber als eine auf das Objekt gerichtete Thätigkeit, und daß das Objekt bei Ersterem als ein thätiges in der Richtung Woher, bei Letzterm aber als ein gethanes in der Richtung Wohin gedacht wird. Der Begriff des Verbs, z. B. genießen, gedenken, sich erinnern, ist eben so durch den Genitiv wie der z. B. von fällen, bedecken, durch den Akkusativ bedingt; der Genitiv drückt eben so, wie der Akkusativ, den Hauptbegriff und eigentlichen Inhalt des ganzen Verhältnisses aus, und hat daher ebenfalls immer den Hauptton. Wenn die Thätigkeit als eine nach Außen gerichtete, und das Objekt als ein Gethanes in der Richtung Wohin gedacht wird, so wird das Verb zu einem transitiven, und der Genitiv zu einem Akkusativ, wie dies wirklich in der Sprache sehr häufig geschieht, z. B. eine Speise genießen, einen Kranken pflegen, ein Wort vergessen. Dagegen verwandelt der Slave, weil er ein lebendes Wesen nicht als ein leidendes Ding denken mag, so oft das Objekt ein belebtes ist, den Akkusativ in den Genitiv, und das Transitivum in ein Intransitivum (§. 70.). Da wir nun annehmen müssen, daß in der Sprache ursprünglich das Verb überhaupt die Thätigkeit als eine intransitive, und daß das Substantiv überhaupt das Sein als ein thätiges ausdrückte: so scheint es, daß zuerst, so lange die Sprache nur Wurzelverben hatte, alle Thätigkeitsbeziehung des Objektes als Beziehung eines Thätigen in der Richtung Woher nur durch den Genitiv bezeichnet wurde, und daß erst später, als der transitive Be-

griff sich in besondern Formen individualisirte, der Akkusativ das Objekt als Gethanes, und als Ding bezeichnete. Für diese Ansicht spricht ins Besondere, daß keiner deklinirenden Sprache der Genitiv mangelt, daß aber manche, und ins Besondere die finnische Sprache, in welcher die Deklination sich vollkommner, als in den andern bekannten Sprachen entwickelt hat, keinen Akkusativ haben; und daß nicht nur in einer oder in der andern, sondern in allen deklinirenden Sprachen der Genitiv nach Verben wie: essen, trinken, genießen u. s. f. steht, welche nach der jetzt unter uns gewöhnlichen Vorstellungsweise durchaus den Akkusativ fordern.

Vergleichen wir den objektiven Genitiv mit dem attributiven Genitiv; so finden wir eine Uebereinstimmung der Bedeutung, welche der Identität der Form vollkommen entspricht. Das objektive und das attributive Satzverhältniß sind zwar in der Bedeutung sehr von einander unterschieden; allein wir dürfen daraus nicht schließen, daß auch der objektive und der attributive Genitiv eben so sehr in der Bedeutung unterschieden seien. Beide bezeichnen ein thätig gedachtes Sein in thätiger Beziehung in der Richtung Woher; beide machen den Hauptbegriff des Verhältnisses aus; und der ganze Unterschied liegt eigentlich darin, daß der andere Faktor des Verhältnisses — das Beziehungswort — bei dem objektiven Genitiv ein Verb, und bei dem attributiven ein Substantiv ist. Da das Adjektiv zwischen Verb und Substantiv in der Mitte steht; so kann man diejenigen objektiven Verhältnisse, in denen das Beziehungswort ein Adjektiv ist, als Uebergänge zu dem attributiven Verhältnisse ansehen. Und es verdient in dieser Hinsicht bemerkt zu werden, daß sehr viele Adjektiven den Genitiv fordern, obgleich die Verben, von denen sie gebildet sind, den Akkusativ oder einen andern Kasus regieren, z. B. capax,

fugax, edax, parcus, studiosus, avidus, cupidus, cautus, fertilis, gewohnt, fähig, los, und die lateinischen Partizipien amans, appetens u. s. f. Wenn das transitive Verb, welches mit dem Akkusativ ein objektives Satzverhältniß bildet, z. B. desidero cibum, ich erziehe Kinder, zu einem Verbalsubstantiv wird; so wird der Akkusativ sehr häufig zu einem Genitiv, und das objektive Satzverhältniß nimmt alsdann die Form eines attributiven Verhältnisses an, z. B. desiderium cibi, die Erziehung der Kinder. Allein der Genitiv ist alsdann nicht eigentlich attributiv, sondern objektiv. In den Verbalsubstantiven dieser Art liegt nämlich, wie in Gerundien und Supinen, noch die transitive Bedeutung des Verbs; und der Genitiv hat die Bedeutung des Gethanen (des Verlangten, Erzogenen). Daß sich die Sache wirklich so verhalte, ersieht man daraus, daß in manchen Sprachen der von dem Verb geforderte Akkusativ des Objektes noch bei dem Verbalsubstantiv beibehalten wird, wie bei dem griechischen Infinitiv, und bei dem der deutschen Form ung entsprechenden englischen Verbalsubstantiv der Form ing, z. B. by burning the ships (durch Verbrennung der Schiffe). Der Genitiv entspricht der Form, der Akkusativ der Bedeutung des Verbalsubstantivs.

Der Akkusativ stellt sich überall auf die entschiedenste Weise als Dingkasus dar (§. 72.): nicht so der Genitiv. Der attributive Genitiv ist als genitivus und possessivus immer Personenkasus (§. 62.); und wenn der objektive Genitiv auch als Dingkasus gebraucht wird, so bezeichnet er das Ding doch immer als ein thätig gedachtes. Wir haben aber (§. 70) bereits bemerkt, daß die slavische Sprache, wenn das Objekt eine Person ist, immer statt des Akkusativs den Genitiv braucht. Aus demselben Grunde braucht die Sprache oft, wenn das Objekt ein Ding ist, statt des Genitivs, den

die Art der Beziehung fordert, den Akkusativ z. B. in: ἐνδύειν τινά τόν χιτῶνα, καλός το σῶμα, πόδας ὠκύς, Σύρος την πατρίδα, Σωκράτης τοὔνομα, os humerosque Deo similis, olet unguenta, horreo tenebras.

§. 76.

Eine besondere Betrachtung verdient der Genitiv der Stoffnamen. Die Sprache bezeichnet nämlich dasjenige Sein, welches ohne alle Individualität bloß als Stoff gedacht wird, und das eben so gedachte Abstraktum (§. 29.) sehr häufig durch den Genitiv, oder auf analytische Weise durch die dem Genitiv entsprechende Präposition. Dies tritt auf sehr bestimmte Weise in dem sogenannten articulus partitivus der französischen und italiänischen Sprache hervor, z. B. avoir du (de le) pain, des (de les) cerises, aver del pane. Dieser Genitiv nimmt die Stelle des Nominativs und Akkusativs, und mit der Präposition à auch die Stelle des Dativs ein. In diesen Formen hat der Stoffname den Artikel; dagegen wird der eigentliche Genitiv bloß durch die Präposition ohne Artikel bezeichnet, z. B. de pain, d'eau. Auf pronominale Weise wird der Stoffbegriff durch en, ne ausgedrückt, welches Raynouard *) von inde herleitet, z. B. j'en ai, jo ne ho. Dieser Genitiv der Stoffnamen ist aber nicht bloß der französischen und italiänischen Sprache eigen: er findet sich in der slavischen Sprache gerade so wie in der französischen; auch in der griechischen und in der gothischen Sprache kömmt er vor, z. B. ἔδωκά σοι των χρημάτων, und jabai gibaidau kunja thamma taikne (ἔι δοθησεται τῇ γενεᾷ ταυτῄ σημεῖον Mark. 8, 12.). Die finnische Sprache hat neben den oben (§. 70) bezeichneten Kasus noch besondere Formen, welche die Gram-

*) Gramm. rom. p. 86.

matik als die *unbeschränkte* Deklination (decl. indefinita) unterscheidet, indem sie dieselbe Form, z. B. leipää Brod, kaloi Fische, unterschieden von leipä (Gen. und Akk. leiwän) *das* Brod, und von kalat *die* Fische, eben so, wie die französische du pain, als Nominativ und Akkusativ bezeichnet. Diese Formen sind aber eigentlich Genitiven, indem sie außerdem, daß sie dem französischen du pain vollkommen entsprechen, zugleich andere Beziehungen ausdrükken, die sonst den Genitiv fordern, wie in: ein Stück *Brod*, eine Elle *Tuch*, voll *süßen Weines*. Auch stehen sie, wie der slavische und griechische Genitiv, nach dem Komparativ. Es verdient besonders bemerkt zu werden, daß im Finnischen diese Deklinationsform, und im Slavischen der Genitiv auch durch die Negation bedingt ist. Der Slave sagt nicht nur: mir ist nicht *Goldes* und nicht *Silbers*, sondern sogar: mir ist nicht *eines Sohnes*. Wenn der Franzose sagt: point d'argent, point de suisse, je n'ai pas de plaisir; so scheint der Genitiv ebenfalls von der Negation an sich abzuhangen. Obgleich die Wörter pas und point ursprünglich Substantiven sind, so scheinen sie doch hier als bloße Formwörter nicht mehr den Genitiv zu fordern, und das verneinte Substantiv steht nach denselben nicht *immer* im Genitiv. Auch der deutschen Sprache ist der hier bezeichnete Genitiv der Stoffnamen nicht fremd. Sie bezeichnet zwar den Stoff als solchen gewöhnlich durch Auslassung des Artikels; allein sie bedient sich auch des Genitivs, den sie jedoch alsdann meistens auf analytische Weise durch die Präposition ausdrückt, z. B. ich habe *vom* Brode, *vom* Weine gekostet, ich habe *von* den Kirschen gegessen. Auf pronominale Weise können wir den Stoff als solchen *nur* durch *davon*, wie der Franzose durch en, bezeichnen, z. B. ich habe *davon* gekostet, gegessen u. s. f.; nicht aber ich habe *ihn* oder *es* gekostet, ich habe *sie* gegessen, weil

dadurch nicht mehr ein Stoff, sondern etwas Individuelles bezeichnet wird (§. 29).

Der Genitiv der Stoffnamen bezeichnet nicht eine objektive Beziehung: denn er drückt auch oft das Subjekt aus, z. B. μετεστί μοι τῶν πραγμάτων, des pierres sont tombèes; auch wird die objektive Beziehung oft besonders durch eine Präposition bezeichnet, z. B. je le préfère à du pain. Dieser Genitiv steht zwar immer mit dem Verb in Beziehung, und zwar fast immer entweder als Subjekt, z. B. des pierres sont tombèes, oder als Objekt der transitiven Beziehung, z. B. j'ai du pain: denn er unterscheidet sich gerade darin von dem so eben (§. 74) bezeichneten objektiven Genitiv, daß er nicht Kasus der intransitiven Beziehung ist, sondern am häufigsten das Objekt der transitiven Beziehung ausdrückt, und auch bei dem faktitiven Verb vorkömmt. Allein es ist nicht die Beziehung zum Verb, welche durch die Form des Genitivs bezeichnet wird. Diese Beziehung wird hier — wie im Finnischen überhaupt die transitive Beziehung (§. 70.) — an dem Substantiv gar nicht bezeichnet, und die Form des Genitivs bezeichnet hier offenbar den Begriff des Substantivs selbst als den eines nicht individuellen Seins, d. h. eines Stoffes. Der Genitiv der Stoffnamen ist nicht ein objektiver, sondern ein attributiver Genitiv, bei welchem das Beziehungswort nicht ausgedrückt ist. Wir haben oben gesehen, daß in dem attributiven Verhältnisse das Beziehungswort auch sonst wohl ausgelassen wird (§. 64.); und eine Ellipse hat hier um desto leichter Statt, da der Beziehungsbegriff eine höchst allgemeine und unbestimmte Bedeutung hat, und nur durch ein Gebilde pronominaler Art wie: Etwas, Einige, kann ausgedrückt werden. Jeder Genitiv der Stoffnamen läßt sich durch ein hinzugedachtes Pronom dieser Art zu einem Attributivverhältnisse ergänzen. Da der attributive Genitiv und das attribu-

tive Adjektiv in der Bedeutung wenig unterschieden sind (§. 62.); so ist z. B. ich habe Weines oder von dem Weine gekostet, so zu verstehen, wie etwa: ich habe Weiniges gekostet. Die deutsche Volkssprache bedient sich daher auch, wenn der Stoff auf pronominale Weise soll ausgedrückt werden, gern statt des sonst gebräuchlichen davon (franz. en) des adjektivischen, und zwar des die attributive Beziehung ausdrückenden, Pronoms welcher, z. B. ich habe welchen (Wein) getrunken, ich habe welche (Birnen) gegessen. Die englische Sprache bedient sich in diesem Falle ebenfalls einer attributiven Form, z. B. J have some of it, of them.

b. Raumkasus.

§. 77.

Die Raumkasus des Substantivs schließen eben so wenig die Thätigkeitsbeziehung, als die Thätigkeitskasus die Raumbeziehung aus. Denn alle durch den Kasus des Substantivs ausgedrückte Beziehung ist als solche eine kausale Beziehung in räumlich gedachter Richtung. Wenn wir daher den Akkusativ und Genitiv als Thätigkeitskasus, und die andern Kasus als Raumkasus bezeichnen; so kann dies nur so verstanden werden, daß in den Erstern das Moment der Thätigkeit, in den Letztern hingegen das Moment der Räumlichkeit als vorwaltendes Moment der kausalen Beziehung gedacht wird (§. 49. 68). Der Thätigkeitskasus bezeichnet die unmittelbare Beziehung des Thätigen und des Gethanen zur Thätigkeit; der Raumkasus hingegen die mehr entfernte Beziehung des Mittels, des Werkzeuges oder einer entfernten Ursache, und des Zieles, des Zweckes, oder einer entfernten Wirkung. Man vergleiche in dieser Hinsicht, z. B. er erinnert sich seiner Pflicht, und er gehorchet aus

Pflicht; er freut sich des Geschenkes, und du machst ihm durch das Geschenk eine Freude; er isset das Brod, und er betet um Brod; er nimmt ein Getränk, und er gibt den Wein zum Getränke. In den Erstern ist der Begriff des Verbs selbst (sich erinnern, sich freuen, essen, nehmen) durch den Begriff des Objektes bedingt und ergänzet; in den Letztern ist der Begriff des Verbs (gehorchen, Freude machen, beten, Wein geben) von dem Begriffe des Objektes unabhängig. In den Thätigkeitskasus ist das Moment der Thätigkeit über die Richtung vorherrschend: daher werden die Richtungen leicht vertauscht, und Genitiv und Akkusativ wechseln leicht mit einander (§. 75.). In dem Raumkasus hingegen ist die Richtung im Allgemeinen vorwaltend über das Moment der Thätigkeit, und eine Vertauschung der Richtungen kann daher kaum Statt haben. Jedoch sind in dieser Hinsicht nicht alle Raumkasus gleich. In dem Raumkasus der Person ist im Vergleich mit dem Raumkasus der Sache, wie wir bald sehen werden, das Moment der Thätigkeit vorwaltend über die Richtung. Die Beziehung des Raumkasus der Person ist zwar nicht eben so eine unmittelbare, und den Begriff des Verbs bedingende, wie die des Thätigkeitskasus. Der Dativ der Person bezeichnet nicht die unmittelbare Beziehung eines Thätigen oder Gethanen zur Thätigkeit, sondern eine mehr entfernte Ursache, wie bei den Verben: gehorchen, weichen, entfliehen, oder ein Ziel, wie bei dienen, schenken, erscheinen. Allein er steht dem Thätigkeitskasus doch sehr nahe, und die Beziehung des Raumkasus kann ebenfalls als eine den Begriff des Verbs ergänzende Beziehung angesehen werden. Der Dativ geht daher leicht — besonders in Sprachen, welche in der Unterscheidung von Person und Ding nicht sehr genau sind — in einen Thätigkeitskasus (den Akkusativ) über, z. B. im Französischen bei den Verben: servir, aider, assister,

commander, im Englischen bei to serve, to obey, to follow, to help, u. m. A.

In den Thätigkeitskasus läßt sich, weil in ihnen das Moment der Thätigkeit vorherrschend ist, nur das Woher und das Wohin der Richtung unterscheiden; und auch diese sind nicht ganz bestimmt und vollkommen unterschieden (§. 75). Daher hat keine Sprache mehr als zwei, und manche haben nur Einen Thätigkeitskasus (§. 70). Die Raumkasus hingegen lassen, weil in ihnen das räumliche Moment verwaltet, und weil dadurch das Verhältniß mehr in die sinnliche Anschauung versetzt ist, sehr mannigfaltige Unterscheidungen der Beziehungen zu, je nachdem einerseits das Verhältniß mehr oder weniger räumlich gedacht wird, und andererseits besondere Modifikationen der Richtungen unterschieden werden. Daher ist die Anzahl der Raumkasus in den verschiedenen Sprachen sehr verschieden, und in einigen Sprachen im Vergleiche mit der Anzahl der Thätigkeitskasus sehr groß. Die gaelische, griechische und die deutsche Sprache hat nur Einen, die lateinische zwei, die slavische drei, die indische vier, die armenische sieben, und die finnische sogar neun Raumkasus. Dieser Unterschied zwischen Thätigkeitskasus und Raumkasus wird besonders auffallend in den analytischen Sprachen, in welchen der Genitiv als Thätigkeitskasus immer nur durch Eine Präposition (de im Französischen, of im Englischen), die Raumkasus aber durch sehr mannigfaltige Präpositionen ausgedrückt werden, und z. B. das durch den Ablativ bezeichnete Verhältniß durch die Präpositionen von, aus, mit, durch u. s. f. in sehr mannigfaltige Verhältnisse unterschieden wird.

Alle deklinirende Sprachen unterscheiden Thätigkeits- und Raumkasus. Allein, da alle Kasus des Substantivs die zwei Momente der Beziehung (Thätigkeit und Räumlichkeit) mit einander gemein haben; so weichen verschiedene Spra-

chen darin von einander ab, daß die Eine Sprache in ihrem Kasussystem überhaupt mehr das Thätigkeitsmoment, die andere mehr das Räumlichkeitsmoment hervorhebt, und daß demnach in der Einen die Thätigkeitskasus, in der Andern die Raumkasus verhältnißmäßig mannigfaltiger und vollkommener entwickelt sind. Daher geschieht es denn auch, daß Sprachen mit vollkommner entwickelten Thätigkeitskasus mitunter Beziehungen, die sonst den Raumkasus angehören, unter die Thätigkeitskasus stellen; und daß umgekehrt Sprachen mit vollkommner entwickelten Raumkasus den Thätigkeitskasus angehörige Beziehungen unter die Raumkasus stellen. Die griechische Sprache hat zwei vollkommen individualisirte Thätigkeitskasus, aber nur Einen Raumkasus; sie drückt daher viele Beziehungen, die in andern Sprachen durch Raumkasus (Ablativ und Instrumentalis) bezeichnet werden, durch Thätigkeitskasus (den Genitiv und Akkusativ) aus. Die finnische Sprache hingegen hat bei einer unter allen andern Sprachen beispiellosen Anzahl von Raumkasus eigentlich nur Einen Thätigkeitskasus; sie bezeichnet daher durch ihre Raumkasus auch manche Beziehungen, welche in andern Sprachen durch den Genitiv und Akkusativ ausgedrückt werden.

In den Beziehungen der Ursache, welche in der Richtung W o h e r gedacht werden, tritt das Moment der Thätigkeit freier hervor, als in den Beziehungen der Wirkung in der Richtung W o h i n. Man könnte in dieser Hinsicht die Richtung W o h e r die e n e r g i s c h e nennen. Unter gleichstufigen (§. 69.) Kasus verhält sich daher immer der Woherkasus zum Wohinkasus, z. B. der Genitiv zum Akkusativ, und der Instrumentalis zum Faktitiv (§. 70), gewissermassen wie Thätigkeitskasus zum Raumkasus. Da nun überhaupt die Flexion sich um desto vollkommner entwickelt, je mehr in der Beziehung das Moment der Thätigkeit hervortritt (§. 69); so stellt sich auch die Beziehung der Richtung

Woher in mannigfaltigern und vollkommner individualisirten Kasusformen dar, als die Beziehung der Richtung Wohin. Wie einigen Sprachen der Thätigkeitskasus der Richtung Wohin (der Akkusativ) (§. 70); so fehlt den meisten Sprachen der Raumkasus der Richtung Wohin; indeß die meisten Sprachen Eine, und manche Sprachen mehrere besondere Formen für Raumkasus der Richtung Woher haben. Der Raumkasus der Richtung Woher (Ablativ, Instrumentalis) ist zwar nur vermöge der energischen Richtung, was der Thätigkeitskasus der Richtung Woher (Genitiv) vermöge der ganzen Art der Beziehung ist: allein diese Kasus sind dadurch einander so sehr genähert, daß sehr häufig der Eine die Stelle des Andern einnimmt; und wir werden sogleich sehen, daß sogar die Form des Einen Kasus in die des Andern übergehen kann.

§. 78.

Vergleicht man die verschiedenen Raumkasus nach Form und Bedeutung; so muß man wohl annehmen, daß die Sprache ursprünglich nur Einen Raumkasus nämlich den Dativ hat, und daß alle andere Raumkasus Abänderungsformen dieses Grundkasus sind. Daß der lateinische Ablativ eine Abänderungsform des Dativs ist, leuchtet von selbst ein. Im Indischen ist der Ablativ und Instrumentalis des Duals, und der Ablativ des Plurals vom Dativ nicht unterschieden. Im Slavischen ist der Lokativ vielfältig dem Dativ gleich; und auch der Instrumentalis fällt in manchen Formen, z. B. im Dualis mit dem Dativ zusammen, und nähert sich demselben in manchen Andern. Eben so sind der Privativ und der Mediativ der finnischen Sprache (§. 70.) nur Abänderungen des Dativs. Da jedoch die Raumkasus der Richtung Woher dem Genitiv als gleichnamigen Kasus (§. 69) sehr nahe verwandt sind, und oft mit ihm wechseln, wie in potior

regni, und potior regno (§. 77); so fällt der Raumkasus sehr häufig auch in der Form mit dem Genitiv zusammen, wie im Indischen der Ablativ des Singulars, und der Lokativ des Duals, und im Slavischen der Lokativ des Substantivs im Dualis, und des Pronoms im Plural; oder der Raumkasus ist nur eine Abänderungsform des Genitivs, wie der finnische Deskriptiv. Offenbar hat die slavische Grammatik unter ihrem Lokativ, wie die indische unter ihrem Ablativ, zwei verschiedene Formen, nämlich Genitiv- und Dativformen, wegen anscheinender Identität der Bedeutung zusammengestellt. Aber abgesehen von denjenigen Formen, welche auf den Genitiv zurückgeführt werden müssen, und von solchen, welche ebenfalls, wie der finnische Nunkupativ (kalana) und Penetrativ (kalaan), Abänderungen des Thätigkeitskasus (kalan) sind, muß man alle Raumkasus als Abänderungsformen Einer Grundform ansehen.

Die den Raumkasus überhaupt angehörige Beziehung stellt sich in Einheit der Form und Bedeutung dar in dem Dativ; jedoch kann hier nicht der Dativ der deutschen und einiger andern Sprachen gemeint sein, dessen Bedeutung auf eine besondere Art dieser Beziehung beschränkt ist. Die vorwaltende Räumlichkeit der Beziehung ist auf allgemeine Weise am vollkommensten ausgedrückt in dem griechischen Dativ. Dieser unterscheidet nicht Person und Sache, auch nicht die Richtung Woher und Wohin; sondern bezeichnet nur auf allgemeine Weise das vorwaltende Räumlichkeitsmoment als solches im Gegensatze gegen das Thätigkeitsmoment (§. 77), z. B. *δοῦναι τινι*, *λέλεκται σοι* (von dir) (Person), *πατάσσειν ῥαβδῳ* (Sache), *φοβῳ ἔπραττον* (Woher), *Μενελάῳ τον δε πλοῦν ἐστείλαμεν* (Wohin). Im Gothischen scheint der Dativ keinen geringern Umfang gehabt zu haben, als im Griechischen. Wenn wir beim Ulfila häufig den Dativ finden, wo auch der griechische Text den

Dativ hat, z. B. skula stavai (ἔνοχος τῃ κρίσει), Matth. 5, 21.; ei gasaihwaindau mannam (ὅπως φανῶσι τοῖς ἀνθρώποις) Matth. 6, 16.; ni maurnaith saiwalai izwarai . . . nih leika izwaramma (μη μεριμνᾶτε τῃ ψυχῃ ὑμῶν . . . μηδέ τῳ σώματι) Matth. 6, 25.: so dürfen wir dies nicht etwa einer zu gewissenhaften Uebersezzung zuschreiben. Der Gothe braucht häufig auch den Dativ, wo der griechische Text keinen Dativ hat, z. B. galukands haurdai theinai (κλείσας τὴν θύραν σου) Matth. 6, 6.; saiwala mais ist fodenai, jah leik wastjam (ἡ ψυχη πλεῖον ἐστι τῆς τροφῆς, και το σῶμα του ἐνδύματος Matth. 6, 25.; quith waurda (εἰπὲ λόγον) Matth. 8, 8.; andanahtja than waur hanamma (ὀψίας δὲ γενομένης) Mark. 1, 32. Eben so bezeichnet der Dativ im Altnordischen und im Angelsächsischen noch Ursache, Werkzeug, Weise, Zeitdauer; wie im Gothischen steht er nach dem Komparativ, und wird auch als dativus absolutus gebraucht. Im Slavischen wird der Dativ, obgleich noch zwei Raumkasus neben ihm vorhanden sind, ebenfalls, wie der griechische Genitiv und wie der lateinische Ablativ, als casus absolutus gebraucht; und hat überhaupt einen grössern Umfang als in der deutschen Sprache. Selbst in der finnischen Sprache, deren Raumkasus sich auf eine beispiellose Weise vervielfältiget haben, ist der Dativ nicht auf die Bedeutung des deutschen Dativs beschränkt, sondern bezeichnet zugleich andere Beziehungen, z. B. w o n a c h etwas schmeckt, riecht u. s. f.

Die Beziehung des Objektes, welche die Sprache ursprünglich ununterschieden, nur durch E i n e n Grundkasus bezeichnet, wird bei fortschreitender Entwickelung auf zwiefache Weise unterschieden. Die Sprache unterscheidet nämlich zuerst an dem bezogenen Objekte P e r s o n und S a c h e; und dann auch in der Beziehung die Richtungen W o h e r

und Wohin. Sie bezeichnet den Gegensatz von Person und Sache dadurch, daß sie den Gebrauch des Dativs, der ursprünglich allgemeiner Raumkasus ist, auf die Person beschränkt, und die Sache entweder durch Nebenformen des Dativs (den Ablativ Instrumentalis u. s. f.), oder auf analytische Weise durch Präpositionen bezeichnet. Wenn daher mehrere Raumkasus vorhanden sind, so ist der Dativ im Allgemeinen Personenkasus, und die andern Kasus sind Dingkasus. In der durch den Dativ der Person ausgedrückten Beziehung ist das Moment der Thätigkeit noch so sehr vorherrschend, daß die Richtungen Woher und Wohin nicht unterschieden werden. In der Beziehung der Sache wird der Gegensatz der Richtungen vollkommen durch Präpositionen bezeichnet. Die Richtung Woher wird, weil diese Richtung zugleich die energische ist (§. 77.), im Allgemeinen vollkommner durch Kasus bezeichnet, als die Richtung Wohin. Die Richtung Woher wird durch die Nebenformen des Dativs, die Richtung Wohin hingegen entweder nur auf analytische Weise durch Präpositionen oder durch einen Thätigkeitskasus (den Akkusativ) ausgedrückt, welcher zugleich den gleichnamigen (§. 69) Raumkasus vertritt. Als eigentliche Raumkasus der Richtung Wohin kennen wir nur den finnischen Faktitiv, Nunkupativ und Penetrativ, und den armenischen Cirkumlativ.

Da diejenige kausale Beziehung des Objektes, von welcher hier die Rede ist, zwischen dem Verhältnisse vorwaltender Thätigkeit einerseits, und dem Verhältnisse reiner Räumlichkeit andererseits in der Mitte steht (§. 68.); und da überhaupt an dem Substantiv das Thätigkeitsmoment als solches durch Kasus, die reine Räumlichkeit als solche aber durch die Präposition bezeichnet wird (§. 68): so ist es sehr natürlich, daß die Sprache, indem sie in den Raumkasus Person und Sache — Thätiges und Räumliches — scheidet,

beim Mangel mannigfaltiger Kasusformen Jene durch den Kasus, und Diese durch die Präposition bezeichnet. Daher hat auch die deutsche Sprache, welche vielleicht unter allen Sprachen Person und Sache am vollkommensten scheidet, nur einen Dativ für die Person und Präpositionen für die Sache. Nun haben zwar außer der lateinischen auch die indischen und die slavischen Sprachen besondere Kasus für die Beziehung der Sache; und man ist geneigt, auch in den andern Sprachen ein früheres Vorhandensein dieser Kasus anzunehmen. Allein diese Kasus sind nur Abänderungen des Dativs und Genitivs; und es fehlt bis jetzt an Thatsachen, welche ein früheres Vorhandensein derselben an dem Substantiv der griechischen und aller germanischen Sprachen darthun. Hätte ins Besondere die griechische Sprache früher einen Ablativ, Instrumentalis u. s. f. gehabt; so würden, da die Funktionen erloschener Kasus überall, wie z. B. in den romanischen Sprachen, von Präpositionen übernommen werden, diese Kasus demnächst, wie im Deutschen, auf analytische Weise durch Präpositionen ausgedrückt werden. Allein in der griechischen Sprache haben nicht die Präpositionen, sondern der Genitiv und der Dativ die Funktionen des Ablativs und des Instrumentalis: und es ist in dieser Hinsicht besonders merkwürdig, daß die griechische Sprache bei Bezeichnung der Raumbeziehungen weit weniger von Präpositionen Gebrauch macht, als die slavische Sprache, welche neben dem Dativ einen Instrumentalis und Lokativ hat. Wir können nach diesen Thatsachen nicht wohl die Nothwendigkeit eines Ablativs, Instrumentalis u. s. f. als besonderer Kasusformen in der Sprache anerkennen, und müssen daher das frühere Vorhandensein derselben in einer besondern Sprache bezweifeln, so lange es nicht historisch nachgewiesen ist.

D a t i v.

§. 79.

Alle Sprachen bezeichnen, wenn sie überhaupt in der den Raumkasus entsprechenden Beziehung Person und Sache durch die Form unterscheiden, die Person vorzugsweise durch den Grundkasus der Raumbeziehung (den Dativ), und die Sache entweder durch die andern Raumkasus (den Ablativ, Instrumentalis u. s. f.) oder durch Präpositionen. Kein Kasus ist überhaupt auf eine so entschiedene Weise Personenkasus, als der Dativ. Die griechische, gothische, und auch die lateinische Sprache bezeichnet bei dem passiven Verb gern das thätige Subjekt durch den Dativ, besonders dann, wenn das Subjekt eine Person ist, z. B. ἐπράττετο ἀυτοῖς (von ihnen), non intelligor ulli (ab ullo). Als Personenkasus tritt der Dativ sogar häufig an die Stelle eines Thätigkeitskasus. So nimmt er häufig die Stelle des attributiven Genitivs ein, wenn dieser auf bestimmte Weise eine Person ausdrückt, z. B. im Slavischen sswet tschelowekom, das Licht der Menschen, Joh. 1, 4. *) und im Englischen: a friend to my father, a cousin to my friend; und die spanische Sprache braucht statt des Akkusativs der transitiven Beziehung den Dativ, so oft das Objekt eine Person ist, z. B. vencieron los Alemanes à los Franceses (die Deutschen haben den (nicht die) Franzosen besiegt). In der lateinischen Sprache ist der Dativ vorzugsweise der Personenkasus: der Gebrauch desselben als eines Dingkasus der Richtung Wohin, wie in: honori, dedecori, ist sehr beschränkt.

Die deutsche Sprache ist jedoch wohl die einzige unter den bekannten Sprachen, welche den Gebrauch des Dativs

*) Dobrowsky Instit. ling. slav. p. 629.

gänzlich auf die Bezeichnung des persönlichen Objektes beschränkt hat. Wenn wir hier den Dativ als Personenkasus bezeichnen; so ist dies nicht so zu verstehen, daß er nur da Statt habe, wo das Objekt selbst wirklich eine Person ist, sondern daß die Beziehung als eine persönliche gedacht sei. Wir sagen: dem Strome folgen, der Gewalt weichen, der Nässe widerstehen; weil der Begriff von folgen, weichen, widerstehen an sich die Beziehung auf ein Thätiges — auf eine Person — voraussetzt, die vorangeht, andringt, angreift. Jedes Verb, (und Adjektiv), dessen Bedeutung eine solche persönliche Beziehung fordert, wie: dienen, gehorchen, nützen, schaden, helfen u. s. f. regirt den Dativ. Die mit der Vorsylbe be zusammengesetzten Verben fordern als transitive Verben in der Regel den Akkusativ: nur begegnen fordert wegen der Beziehung auf eine entgegenkommende Person den Dativ, und unterscheidet sich hierin von finden, rencontrer, und to meet. Da die Vorsylben er und ver immer die Beziehung auf ein persönlich gedachtes Objekt bezeichnen *); so regiren sie meistens den Dativ. Der Dativ als Personenkasus drückt wie alle andere Kasus eine kausale Beziehung aus. Allein da er ursprünglich die Grundform der Raumkasus überhaupt ist; und da in ihm als Personenkasus das Moment der Thätigkeit vorherrschend ist: so umfaßt er beide Richtungen (Woher und Wohin), ohne sie, wie die andern Kasus, zu unterscheiden. Einerseits drückt er die Ursache (Woher) nicht nur bei dem griechischen, lateinischen und gothischen Passivum, sondern auch bei manchen andern Verben aus. So verhält sich bei gehorchen, weichen, entsprießen, unterliegen u. m. A. das Objekt im Dativ nicht wie Ziel, sondern wie Ursache. Andererseits

*) S. d. Wortbild. §. 117.

drückt der Dativ das Ziel aus bei: dienen, nützen, schaden, geben, u. s. f. Die wirkliche oder gedachte Persönlichkeit des Objektes selbst hat aber in der Bedeutung des Dativs eine solche Herrschaft erlangt, daß in demselben die Richtung und die besondere Art der Beziehung nicht beachtet und unterschieden wird. Wir sagen nicht nur: Einem nehmen und Einem geben, Einem zusagen und Einem absagen; sondern bezeichnen auch rein räumliche Beziehungen durch den Dativ, wenn nur das Objekt als Person gedacht wird, z. B. sich Einem nähern, und Einem entfliehen, Einem erscheinen und Einem verschwinden, Einem senden und Einem entwenden.

Ablativ und Instrumentalis.

§. 80.

Wir haben so eben gesehen, daß in dem Raumkasus der Person die Persönlichkeit des Objektes als Thätigkeitsbegriff den ganzen Charakter des Kasus dergestalt bestimmt, daß derselbe den (räumlich gedachten) Gegensatz der Richtungen nicht bezeichnet, und überhaupt in der Bedeutung dem Thätigkeitskasus sehr nahe kömmt. Eben so wird auf der andern Seite der Charakter der Raumkasus des Dinges durch den Begriff des Dinges als eines an sich mehr räumlich gedachten Seins dergestalt bestimmt, daß in der Beziehung das räumliche Moment — die Richtung Woher und Wohin — vorherrscht, und aufs bestimmteste durch den Kasus unterschieden wird; daß daher der Raumkasus des Dinges sich mehr, als alle andere Kasus, in seiner Bedeutung der Präposition als dem Ausdrucke des rein räumlichen Verhältnisses nähert, und mehr als alle andere Kasus durch Präpositionen vertreten wird. Die Raumkasus des Dinges

bezeichnen diejenigen kausalen Beziehungen des Dinges, welche wir als die mittelbaren und entfernten (§. 68.) bezeichnet haben. Sie sind durch den Gegensatz der Richtung unterschieden in die Beziehungen der Ursache (Woher), und der Wirkung (Wohin). Die Beziehungen der Wirkung werden sogleich näher bezeichnet werden. Unter der entfernten Ursache verstehen wir hier dasjenige Sein, welches nicht als thätiges Subjekt, sondern als ein selbst unthätiges Sein — als eigentliche Sache — eine Thätigkeit bedingt, z. B. corpus frigore riget, corpus inedia consumitur. Unter der entfernten Ursache begreift die Sprache auch das Werkzeug z. B. naturam expellas furca; das Mittel z. B. corrumpere pecunia; den Preis z. B. ingenti pecunia emere; die Bedingung z. B. ea lege nati sumus, ut etc. und den Stoff z. B. constamus animo et corpore. Die Sprache bezeichnet diese Beziehungen entweder auf ganz allgemeine Weise bloß als entfernte kausale Beziehungen durch den Dativ (§. 78.), oder näher bestimmt als Ursache (Woher) durch den Ablativ und Instrumentalis, wie im Lateinischen, Slavischen und Indischen, oder endlich auf ganz besondere Weise, indem sie die Beziehung als eine rein räumliche darstellt, und in derselben Ursache, Werkzeug, Mittel, Stoff u. s. f. als besondere Arten der Beziehung, durch Präpositionen (von, mit, durch, aus) unterscheidet. Weil in dem Ablativ und Instrumentalis mehr als in andern Kasus das Moment der Räumlichkeit vorwaltet, werden sie zwar mehr als andere Kasus auf analytische Weise durch Präpositionen ausgedrückt. Allein sie schließen das Moment der Thätigkeit nicht aus: denn der lateinische Ablativ ist, wie der slavische Instrumentalis, aus dem Dativ, und der indische Ablativ theils aus dem Dativ, theils aus dem Genitiv hervorgegangen (§. 78); und Ablativ und Instru-

mentalis sind als besonders individualisirte Formen des Dativs (und Genitivs) anzusehen. Und wie im Lateinischen der Ablativ oft die Stelle des Genitivs einnimmt, z. B. vir ingenti animo, potior regno, egeo aliqua re; so werden auch im Finnischen die dem Ablativ entsprechenden Raumkasus sehr häufig da gebraucht, wo in andern Sprachen der Genitiv steht, z. B. der Privativus, um auszudrükken: schön von Gesichte; der Mediativ, um auszudrücken: er ist guter Laune; der Ablativ statt des Genitivs in: der klügste von Allen, sich einer Sache rühmen.

Faktitiv, Nunkupativ, Penetrativ und Circumlativ.

§. 81.

Dem Verhältnisse der entfernten Ursache (Woher) (§. 80) steht das Verhältniß der entfernten Wirkung (Wohin) gegenüber. Wir haben oben (§. 77) bereits die entfernte Wirkung von der unmittelbaren Wirkung — dem Gethanen — unterschieden, welche den Begriff des transitiven Verbs als eines solchen bedingt, wie z. B. in: ich baue ein Haus; und sie als diejenige bezeichnet, welche auf den an sich als vollständig gedachten Begriff der Thätigkeit als Zweck oder Ziel bezogen wird, wie in: ich baue das Haus zu einem Palaste, er erzieht den Knaben zu einem Heuchler, er schilt ihn einen Dieb, er gewöhnt sich an den Trunk, er bittet um Brod, er rüstet sich zur Abreise, er kömmt zu Hülfe u. s. f. Die meisten Sprachen haben für diese Verhältnisse keine besondere Kasusformen. Die lateinische Sprache bezeichnet das Objekt, wenn es als ein Bewirktes gedacht wird, wie bei facio, eligo, creo, judico, nuncupo, oro, posco, rogo u. s. f., durch den der Richtung Wohin entsprechenden Thätigkeitskasus

(den Akkusativ); und wenn es als Ziel gedacht wird, wie in: est honori, est decori, aptus alicui rei, mittere muneri, assuescere alicui rei, durch den Grundkasus der Raumbeziehung (den Dativ). Sie bezeichnet jedoch auch den Zweck durch den Akkusativ in: venit spectatum, salutatum (um zu schauen, um zu grüßen). Indem die lateinische Sprache bei den Verben eligo, creo, judico, nuncupo u. s. f. das Objekt durch den Akkusativ bezeichnet, und diesen Akkusativ eben so, wie den Akkusativ der transitiven Beziehung, in dem passivischen Ausdrucke zum Nominativ werden läßt, z. B. Cicero creatus est Consul; bezeichnet sie auf eine seltsame Weise das Objekt durch den Nominativ. Die slavische Sprache vermeidet diese Anomalie dadurch, daß sie bei diesen Verben im Aktiv und Passiv das Objekt durch den Instrumentalis bezeichnet. Da bei den Verben der Bedeutung nennen, wählen u. s. f. das Objekt meistens eine Person ist, so wird es in der ungarischen Sprache durch den eigentlichen Personenkasus (den Dativ) bezeichnet. Die deutsche Sprache bedient sich nach nennen, heißen, schelten eben so, wie die lateinische Sprache, des Akkusativs, und, wenn der Ausdruck passivisch ist, des Nominativs; allein sie bezeichnet in allen andern Fällen die entfernte Wirkung auf analytische Weise durch Präpositionen, und zwar durch die der Richtung Wohin entsprechenden Präpositionen: zu, für, um, z. B. Einen zum Lügner machen, zum Anführer erwählen, zur Ehre gereichen, zum Geschenke machen, Einen für einen Gelehrten halten, sich für einen Arzt ausgeben, um eine Gabe bitten, sich um ein Amt bewerben, er geht, um zu tanzen. In den romanischen Sprachen wird das Verhältniß der Wirkung ebenfalls theils durch den Akkusativ, theils durch die Präpositionen der Richtung Wohin bezeichnet.

Obgleich dieses Verhältniß in den genannten Sprachen

durch die Flexion sehr unvollkommen unterschieden wird; so ist doch in der Bezeichnung desselben überhaupt eine gewisse Gleichförmigkeit, welche andeutet, daß die Sprache das Verhältniß der entfernten Wirkung als ein eigenthümliches Verhältniß ansieht. Als ein solches stellt es sich nun auf eine entscheidende Weise in der finnischen Sprache dar, welche das als entfernte Wirkung gedachte Objekt durch besondere Kasusformen unterscheidet. Der finnische Faktitiv (oder Mutativ) steht nämlich nach den Verben: machen, werden, wählen, nennen, schelten u. s. f. und entspricht meistens der deutschen Präposition zu. Der Nunkupativ steht nach halten, nehmen, gelten, und entspricht theils der Präposition für, theils dem erklärenden als, z. B. er lebte als ein Armer, und starb als ein Reicher. Wegen der nahen Verwandtschaft der Bedeutung wechselt er zuweilen mit dem Faktitiv; und in manchen Ausdrücken, wie z. B. für gut halten, werden beide Kasus gebraucht. Der Penetrativ endlich steht nach: geneigt, fähig, gewohnt, schicklich, nach: sich verlieben, sich verlassen, und statt des lateinischen Supins auf um, z. B. in fischen gehen; er entspricht meistens der Präposition zu. Es verdient hier bemerkt zu werden, daß die finnische Sprache den Preis nicht ausschließlich durch den Ablativ, sondern auch durch den Penetrativ bezeichnet, und in dieser Hinsicht mit der deutschen Sprache übereinstimmt, welche ebenfalls den Preis als Ziel durch eine Präposition der Richtung Wohin (für, um, zu) bezeichnet, und daß beide Sprachen hierin von der griechischen, slavischen und lateinischen abweichen, welche den Preis als Mittel durch einen Kasus der Richtung Woher (den Genitiv, Ablativ und Instrumentalis) bezeichnen. Wie in der finnischen Sprache, finden sich auch in der armenischen Sprache besondere Raumkasus der Richtung Wohin. Diese

Sprache hat außer einer Nebenform des Dativs, welche immer die Richtung Wohin bezeichnet, einen Circumlativ, welcher, so viel wir aus seinem Namen, und aus dem, was von dem Gebrauche desselben bekannt ist *), schließen können, unserer Präposition um (in: um Etwas bitten, werben u. s. f.) zu entsprechen scheint.

Lokativ.

§. 82.

Weil die Sprache den Begriff des Substantivs nicht als den eines rein räumlichen Seins denkt (§. 25. 27); so bezeichnet sie durch die Flexion des Substantivs die Beziehungen des Seins auch nicht als rein räumliche Beziehungen, sondern als kausale d. h. als mehr oder weniger räumlich gedachte Thätigkeitsbeziehungen (§. 49); und Wesen und Bedeutung der Deklination besteht gerade darin, daß sie einerseits durch Thätigkeits- und Raumkasus das Moment der Thätigkeit in seinen Abstufungen, andererseits durch Woher- und Wohinkasus die räumlich gedachte Richtung unterscheidet (§. 68). Wir haben in Jedem der bisher betrachteten Kasus den Ausdruck einer solchen kausalen Beziehung erkannt, und müssen daher wohl annehmen, daß die Sprache überhaupt rein räumliche Beziehungen als solche nicht durch die Kasus des Substantivs ausdrückt. Hier tritt uns nun die Frage entgegen, wie mit dieser Annahme die Thatsache in Uebereinstimmung zu setzen sei, daß in den meisten Sprachen auch rein räumliche Beziehungen durch Kasus bezeichnet werden, und daß sogar die Grammatik einiger Sprachen, wie der indischen, slavischen und finnischen einen

---

*) S. Mithridates Nachtr. zu B. 2. S. 503.

Lokativ als besondern und eigentlichen Kasus der Räumlichkeit bezeichnet.

Wie wir in der kausalen Beziehung das Moment der Thätigkeit, und das Moment der räumlich gedachten Richtung unterschieden haben (§. 68.); so müssen wir auch in der rein räumlichen Beziehung des Seins zwei Momente unterscheiden. Faßt man nämlich die Raumverhältnisse in ihrer Besonderheit auf, so erscheinen sie als Verhältnisse, welche nach den verschiedenen Dimensionen des Raumes (Länge, Breite, Höhe) und nach den Produkten derselben (der Linie, Fläche u. s. f.) gedacht und unterschieden werden. So entsprechen die Präpositionen vor und hinter der Längendimension der Linie, neben und an der Breitendimension der Fläche, auf, über und unter der Höhendimension, in und aus dem durch Linien oder Flächen begränzten Raume u. s. f., und wir können daher dieses Moment füglich das Moment der Dimension nennen. Man kann aber das Raumverhältniß auf eine allgemeine Weise auffassen, nämlich als Bewegung im Raume nach den Richtungen Woher und Wohin; und wir können dieses Moment als das der Bewegung bezeichnen. Beide Momente liegen zwar gewissermaßen zugleich in jedem Raumverhältnisse und in jeder Präposition; allein in einigen Präpositionen ist das Eine, und in andern das andere Moment vorherrschend. So ist das Moment der Dimension in: vor, hinter, an, bei, in, über, unter u. s. f. das Moment der Bewegung hingegen in zu, für, nach, von vorherrschend; und man kann daher Jene die Präpositionen der Dimensionen, und Diese die der Richtung nennen. Wo das Moment der Dimension dermaßen vorherrscht, daß das Moment der Bewegung schwindet, erscheint das Verhältniß als Ruhe, und kann nur als richtungsloses Wo bezeichnet werden: daher kann das Wo nicht anders als durch ein Dimensions-

verhältniß, z. B. auf, in, an, bei bezeichnet werden. Wo hingegen das Moment der Bewegung dermaßen vorherrscht, daß das Moment der Dimension schwindet, erscheint das Verhältniß als ein Thätigkeitsverhältniß: daher werden von, für und zu, und die ihnen entsprechenden Präpositionen in allen Sprachen vorzugsweise zur Bezeichnung kausaler Beziehungen gebraucht. Wir werden weiter unten sehen, daß die Sprache überhaupt diese zwei Momente der Raumbeziehung sehr bestimmt unterscheidet. Da Bewegung eine Thätigkeit, und Ausdehnung (Dimension) eine Erscheinung des rein materiellen Seins ist; so tritt in den Momenten der Raumbeziehung eben so, wie in den Momenten der kausalen Beziehung, der Gegensatz von Thätigkeit und Sein hervor. Die Raumbeziehung hat das Moment der Bewegung mit der kausalen Beziehung gemein: und hierin liegt eigentlich der natürliche Grund, warum kausale Beziehungen auch durch Präpositionen als Raumbeziehungen, und umgekehrt, Raumbeziehungen durch Kasus als kausale ausgedrückt werden können. Das Moment der Bewegung, welches in den Raumbeziehungen, im Gegensatze mit dem Momente der Dimension, der Thätigkeit entspricht, entspricht jedoch in den kausalen Beziehungen, im Gegensatze mit der Thätigkeitsbeziehung, dem Sein. Daher werden einerseits kausale Beziehungen, in so fern sie dem Raumkasus angehören, durch Präpositionen; und Raumverhältnisse, in so fern in ihnen das Moment der Bewegung aufgefaßt wird, durch Kasus bezeichnet.

Aus dieser Betrachtung geht klar hervor, daß der Kasus überhaupt nicht geeignet ist, dasjenige Raumverhältniß auszudrücken, welches wir als Dimension bezeichnet haben; daß aber das Raumverhältniß um desto mehr sich eignet, durch einen Kasus ausgedrückt zu werden, je freier in ihm das Moment der Bewegung als Richtung hervortritt. Die

Beziehung wird aber alsdann nicht mehr als eigentliche Räumlichkeit, sondern als Thätigkeit — als Bewegung — bezeichnet; und das Objekt wird alsdann nicht in einer bloß räumlichen, sondern entweder als Anfangspunkt in der Richtung Woher, oder als Ziel in der Richtung Wohin in einer kausalen Beziehung zum Prädikate gedacht, und durch die dieser Beziehung entsprechenden Kasus — das Woher durch den Ablativ, und das Wohin durch den Akkusativ — bezeichnet, z. B. proficisci domo, und redire domum. Das Raumverhältniß wird aber um desto mehr auf besondere Weise als Dimensionsverhältniß gedacht, je mehr das Objekt an sich räumlich d. h. als Ding gedacht wird; und es wird um desto mehr auf allgemeine Weise als Richtung gedacht, je mehr das Sein an sich als ein Thätiges d. h. als Person gedacht wird. Wir sagen z. B. ich gehe an den Fluß, in den Garten, auf den Berg, ich komme aus dem Hause; aber wir sagen: ich gehe zu dem Vater, und ich komme von dem Vater: und es ist nicht zufällig, daß bei Dingnamen fast nur die Präpositionen der Dimensionen (an, in, auf, aus u. s. f.), bei Personennamen hingegen fast nur die Präpositionen der Richtung (zu, von) gebraucht werden. Weil in Ortsnamen der Begriff der Bewohner liegt; so verhalten sie sich gewissermaßen wie Personennamen. Man bedient sich daher bei denselben in den meisten Sprachen ebenfalls der Präpositionen der Richtung, z. B.: nach Frankfurt, und von Frankfurt, wie zu dem Vater und von dem Vater: und es erklärt sich hieraus, warum fast nur bei Ortsnamen die räumliche Beziehung, wenn sie als Richtung Woher oder Wohin gedacht wird, durch Kasus bezeichnet wird, z. B. venit Roma, und it Romam.

Das richtungslose Wo kann als solches nicht durch einen Kasus, sondern nur durch eine Präposition ausgedrückt

werden; und weil jedes Raumverhältniß entweder als Richtungsverhältniß, oder als Dimensionsverhältniß gedacht wird, so kann das Wo als solches nur durch die Präpositionen der Dimensionen als ein vor oder hinter, über oder unter, an oder in u. s. f. ausgedrückt werden. Das räumliche Woher und Wohin ist den kausalen Beziehungen der Woher- und Wohinkasus nahe verwandt; aber das Wo ist als solches jedem Kasus gänzlich fremd. Und dennoch drückt die Sprache auch das Wo häufig durch Kasus aus, z. B. habitat Romae, Athenis. Dies ist aber auf organische Weise nur dadurch möglich, daß das Wo nicht mehr als richtungsloses Dimensionsverhältniß, sondern als ein Bewegungsverhältniß — als Richtung Woher oder Wohin — gedacht und bezeichnet wird. Betrachtet man die Sache nach unserer jetzigen Vorstellungsweise; so scheint es allerdings gewagt, anzunehmen, daß die Sprache das Wo als ein Woher oder Wohin denken und darstellen könne. Allein es sind Thatsachen vorhanden, welche sehr bestimmt darauf hinweisen, daß ein solcher Vorgang wirklich Statt habe. Da alle Präpositionen ursprünglich Gebilde verbaler Abkunft sind, und daher ursprünglich den Begriff einer Thätigkeit, und mithin auch eine Richtung ausdrücken; so müssen wir annehmen, daß die Sprache ursprünglich alle Raumverhältnisse nicht als bloße Dimensionsverhältnisse, sondern als Bewegungsverhältnisse — als Richtung — dachte und bezeichnete. Auch führt die Sprache die durch die Präposition bezeichneten Dimensionsverhältnisse immer wieder dadurch in den Kreis der Bewegungsverhältnisse — der Richtung — zurück, daß sie mit der Präposition zugleich einen Kasus verbindet. Wir ersehen hieraus, daß die Sprache ursprünglich jedes Dimensionsverhältniß zugleich als Richtung denkt und bezeichnet. Noch jetzt läßt sich in manchen Präpositionen, welche das Wo ausdrücken, die ursprüngliche Bedeutung ei-

ner Richtung nachweisen. Das deutsche zu (wahrscheinlich von ziehen) bedeutet, wie das französische à (vom lateinischen ad) *) ursprünglich die Richtung Wohin, z. B. zu der Mutter, à la mère: beide bezeichnen aber zugleich das Wo, z. B. zu Paris, à Paris. Daß das englische at (angels. aet), welches ebenfalls das Wo bezeichnet, z. B. at London, ursprünglich das Woher ausdrückt, sehen wir in den angelsächsischen Zusammensetzungen aetbraedan aetgenyman wegnehmen, aetflean entfliehen u. s. f. Eben so verhalten sich das französische avec (provenzalisch ab, von dem lateinischen a, ab **) und manche Andere. Selbst die analytischen Sprachen bezeichnen, wenn in der Präposition die ursprüngliche Richtung nicht mehr erkannt wird, gern von Neuem eine Richtung durch Zusammensetzung mit Präpositionen der Richtung. So wird durch Zusammensetzung mit à und de: avant und devant aus ante, arriere und derriere aus retro, après und d'apres aus prope, dans und sogar dedans aus dem provenzalischen ins (lat. in) ***). In dem hier angedeuteten Sinne drückt die Sprache nun auch an dem Substantiv das richtungslose Wo als Richtung durch einen Kasus aus: und wir können jeden Kasus, wenn er in dieser Bedeutung gebraucht wird, Lokativ nennen. Wie das Woher und Wohin, so wird auch das Wo nur auf allgemeine Weise als Richtung, und eigentlich nur bei Ortsnamen und solchen Benennungen, die als Wohnort gedacht werden, durch Kasus ausgedrückt, z. B. aller Orten, domi, rure, viciniae u. s. f. Nur die Kasus der Richtung Woher, nämlich der Genitiv, der Ablativ, der finnische Mediativ, und der indische, slavische und finni-

---

*) S. Raynouard Gramm. romane p. 251.

**) S. Raynouard l. c. p. 249.

***) S. Raynouard l. c. p. 248. 258. 261. 304.

sche Lokativ werden als Lokative gebraucht. Daß der Lokativ sich der Form nach im Finnischen dem Ablativ, und im Slavischen dem Genitiv nähert, ist eben (§. 70. 78) bereits bemerkt worden; der indische Lokativ fällt ebenfalls im Dual mit dem Genitiv zusammen: wir müssen ihn daher ebenfalls als einen Kasus der Richtung Woher ansehen. Die lokative Bedeutung ist nicht als die ursprüngliche und eigenthümliche Bedeutung derjenigen Kasus anzusehen, denen die indische, slavische und finnische Grammatik den Namen Lokativ beilegt: sie sind nur wie der lateinische Genitiv und Ablativ als Kasus der Richtung Woher Lokativen. Denn einerseits werden auch andere Kasus — die eben Genannten, und der finnische Mediativ — als Lokativen gebraucht; andererseits bezeichnet der Lokativ im Indischen, Slavischen und Finnischen nicht bloß die lokative, sondern zugleich manche andere Beziehungen. Hätte der Lokativ an sich eine lokative Bedeutung; so bedürfte er nie der Präposition: allein der Lokativ wird in den meisten slavischen Sprachen nie anders als mit einer Präposition gebraucht, und daher auch Präpositionalis genannt. Nur im Wendischen und nur selten im Altslavischen kömmt er ohne Präposition vor.

Was so eben von der Bezeichnung der Raumverhältnisse gesagt wurde, kann einigermaßen auch auf die Zeitverhältnisse angewendet werden, und die eigentliche Bedeutung der Kasus tritt auch in diesen Verhältnissen sehr bestimmt hervor. Die Sprache stellt die Zeitverhältnisse, so viel es die Natur derselben erlaubt, als Dimensionsverhältnisse dar, und bezeichnet sie alsdann durch die denselben Verhältnissen im Raume entsprechenden Präpositionen: so unterscheidet sie z. B. in der Zeitfolge, wie in einer Linie, die verschiedenen Punkte durch vor und nach, und bezeichnet den Zeitraum, wie einen begränzten Raum durch in z. B. in der Woche, die Endpunkte desselben durch von und zu, z. B. vom

Morgen zum Abend u. s. f. Eine Zeitbestimmung des Prädikats ist aber überhaupt nur dadurch möglich, daß das Prädikat als Thätigkeit in der Zeit mit einer andern Thätigkeit in der Zeit — also nicht mit einem Sein — in Beziehung gesetzt wird; und das Zeitverhältniß des Prädikats ist an sich ein Verhältniß von Thätigkeit zu Thätigkeit. Daher werden die Zeitbestimmungen allgemein durch Verben in substantivischer Form nämlich durch Abstrakte von Verben wie: Tag, Nacht, Jahr, Herbst ausgedrückt; in dem englischen morning und evening, wie in unserm Abend erkennt man noch die partizipiale Form; und das Volk bezeichnet noch jetzt die verschiedenen Zeiten nach den ihnen angehörigen Verrichtungen und Begebenheiten, z. B. die Weinlese, Erndte, Einsaat, Kirchweih u. s. f. Die Zeit verhält sich in dieser Hinsicht wie die Weise, welche ebenfalls, wie wir bald sehen werden, eine auf das Prädikat bezogene Thätigkeit ist, und Zeit und Weise werden daher häufig, z. B. in den Gerundien, durch dieselben Formen bezeichnet. Auch wird in der objektiven Zeitbeziehung eben so wenig als in der Weise ein Gegensatz der Richtung — Woher und Wohin — unterschieden: denn der diesem entsprechende Gegensatz von Vergangenheit und Zukunft wird durch die Flexion an dem Verb selbst, nicht aber durch die Form des objektiven Zeitverhältnisses ausgedrückt, Wie die Weise ohne einen Gegensatz der Richtung lediglich als ein Wie, so wird das objektive Zeitverhältniß — abgesehen von den so eben angedeuteten Dimensionsverhältnissen — lediglich als ein richtungsloses Wann aufgefaßt, z. B. sol oritur, ortus est, orietur hora quarta. Hierbei ist nun sehr merkwürdig, daß die Sprache das an sich richtungslose Wann immer theils durch Kasus, theils durch die den Kasus gleichbedeutenden Präpositionen der Richtung (von, zu) als Richtung, und zwar bald als Richtung Woher,

bald als Richtung Wohin bezeichnet. Am häufigsten wird das Wann als Richtung Woher bezeichnet durch den Genitiv im Griechischen, Slavischen und Deutschen, durch den Ablativ im Lateinischen, und durch den Instrumentalis und Lokativ im Slavischen: es wird jedoch auch als Richtung Wohin bezeichnet durch den Akkusativ im Deutschen, (z. B. diesen Morgen), und durch den Nunkupativ und Penetrativ im Finnischen. Noch bestimmter tritt aber das Bestreben eine Richtung auszudrücken hervor, wenn das Wann auf synthetische Weise durch Präpositionen ausgedrückt wird; indem die Sprache sich alsdann gern vorzugsweise der Präpositionen der Richtung (von, zu) bedient. So bezeichnet die Sprache das Wann als ein Woher in dem niederdeutschen van dage (heute), van morgen, van avend, van nachte (diesen Morgen, diesen Abend u. s. f.), in dem französischen de-main (von mane), und in dem lateinischen de die; de tertia vigilia; und als ein Wohin in: zu Nacht, zu Mittag essen, heut zu Tage, in dem englischen to day, to morrow (heute, morgen), in dem französischen au jour d'hui, à présent, in dem spanischen a-yer (gestern) a-noche (abends) in dem russischen sa-utra (morgen) und in dem lateinischen ad vesperum, ad postremum. Daß die hier bezeichneten Richtungen Woher und Wohin nicht etwa mit Vergangenheit und Zukunft in Beziehung stehen, sieht man aus dem spanischen a-yer (zu gestern) und aus de-main (von morgen), van avend u. m. A. Man sieht vielmehr, daß es der Sprache lediglich darum zu thun ist, das Wann überhaupt als Richtung zu bezeichnen. So scheinen selbst die deutschen Adverbien wann und dann ursprünglich als Formen der Richtung Woher mit dem angelsächsischen hwanon (woher) und thanan (daher) zusammenzufallen, wie andererseits im Lateinischen sowohl cum (quum) und tum, als nunc und

tunc — verglichen mit hunc — sich als Formen der Richtung Wohin (Akkusative) darstellen. Das Wann ist als solches richtungslos, weil es ein reines Thätigkeitsverhältniß ist; das Wo als solches ist ebenfalls richtungslos, weil es ein reines Raumverhältniß ist. Die Sprache kann beide Verhältnisse als solche nicht durch Kasus ausdrücken, weil der Kasus als solcher nur kausale Verhältnisse — Thätigkeitsverhältnisse in räumlich gedachter Richtung — ausdrückt. Wir haben eben gesehen, daß die Sprache das Wann eben so wie das Wo nicht als richtungsloses Wann, sondern als Richtung bezeichnet. Die Kasus der Zeitverhältnisse verhalten sich in Ansehung ihrer Bedeutung gerade so, wie die Kasus der Raumverhältnisse (die Lokative). Der Lokativ drückt wirklich im Indischen und Slavischen eben so wohl das Wann als das Wo aus: allein wir müssen wohl annehmen, daß er beide nicht als richtungslose Zeit- und Raumverhältnisse, sondern, wie andere Kasus, und wie die Präpositionen der Richtung, als kausale Richtungen ausdrückt. Die Zeitverhältnisse sind übrigens an sich mehr geeignet als kausale Beziehungsverhältnisse gedacht zu werden, als die Raumverhältnisse: daher werden Jene bei weitem mehr durch Kasus ausgedrückt, als Diese.

c. Das Substantiv mit der Präposition.

§. 83.

Die Sprache bezeichnet die rein räumliche Beziehung des substantivischen Objektes als eine solche durch die Präposition. Wir haben so eben (§. 82) in dem Raumverhältnisse das Verhältniß der Dimension und das Verhältniß der Richtung, und demnach unter den Präpositionen auch Präpositionen der Dimension und Prä-

positionen der Richtung unterschieden. Wenn wir auf diese Weise, z. B. die Präpositionen auf, über, unter, hinter, vor, um, an, in, aus als Präpositionen der Dimension, und von, für, zu als Präpositionen der Richtung bezeichnet haben; so ist dies jedoch nicht so zu verstehen, als bezeichneten die Erstern nur ausschließlich das Moment der Dimension, und die Letztern nur ausschließlich das Moment der Richtung. Man muß vielmehr annehmen, daß im Allgemeinen beide Momente in jeder Präposition liegen, und daß Präpositionen der Dimension und Präpositionen der Richtung nur dadurch unterschieden sind, daß in Jenen das Moment der Dimension, in Diesen hingegen das Moment der Richtung das vorherrschende ist. Daß ins Besondere in den Präpositionen der Dimension zugleich das Moment der Richtung liegt, ersieht man unter andern daraus, daß die Richtung durch die Kasus des mit der Präposition verbundenen Substantivs bezeichnet wird.

Da die Präpositionen als solche in der Sprache eben so wenig, als die Hülfsverben als solche, ursprünglich vorhanden sind; da diejenigen Gebilde, welche erst zu Adverbien, und dann zu Präpositionen geworden sind, als verbale Gebilde ursprünglich nur eine Thätigkeitsbeziehung, nicht aber eine rein räumliche Beziehung zuließen: so scheint es, daß die Sprache uranfänglich alle Raumverhältnisse nur als Richtungsbeziehungen aufgefaßt, und als solche theils durch die Kasus des Substantivs, theils durch Präpositionen, welche bloß eine Richtung ausdrückten, bezeichnet hat, und daß sich die Bedeutung der Richtungen erst demnächst in den Präpositionen zu der Bedeutung der Dimensionen individualisirt hat. Nehmen wir z. B. an, daß fahren die Wurzel unseres für und vor ist; so finden wir in für noch die durch die Wurzel gegebene Bedeutung der Richtung, in welcher wir noch keine Dimension unterscheiden. Ursprünglich sind

für und vor nicht unterschieden *), aber später hat sich die Bedeutung des für dergestalt individualisirt, daß in vor die Bedeutung der Dimension (§. 82) sehr bestimmt hervortritt. In der Raumbeziehung verhält sich die Richtung zur Dimension, wie Allgemeines zu Besonderm, und wie Thätigkeit zu Räumlichkeit. Die ganze Entwickelung der Sprache ist aber eine Entwickelung des Besondern aus dem Allgemeinen, des Räumlichen aus dem Thätigen. Je weiter wir in der Sprache zurückgehen, desto mehr finden wir die Raumverhältnisse bloß als Richtung durch Kasus bezeichnet; und je weiter die Sprache in ihrer Entwickelung fortschreitet, desto mehr bezeichnet sie selbst die Thätigkeitsverhältnisse als räumliche Dimensionsverhältnisse durch Präpositionen. Es stimmt daher wenigstens mit dem von der Sprache im Allgemeinen gehaltenen Entwickelungsgange überein, wenn wir annehmen, daß die Präpositionen die Raumverhältnisse zuerst nur, wie die Kasus, als bloße Richtungen, und erst demnächst auch als Dimensionsverhältnisse bezeichneten. Die Präpositionen als die Formen der Raumbeziehungen bilden mit den Kasus als den Formen der Thätigkeitsbeziehungen einen Gegensatz, der in seinen äußersten Punkten — dem Thätigkeitskasus einerseits, und der Präposition der Dimension andrerseits — aufs entschiedenste hervortritt, aber in der Mitte, wo der Raumkasus und die Präposition der Richtung sich nahe berühren, wieder schwindet. Wie in dem System der Kasus das Moment der Thätigkeit über das der Räumlichkeit, so ist in dem System der Präpositionen die Dimension über die Richtung vorwaltend. Da auch in dem System der Präpositionen die Richtung Woher im Vergleiche zu der Richtung Wohin die energische ist (§. 77.); so muß in der Richtung Woher das (nicht energische) Moment

*) Graff die althochd. Präposit. S. 130.

der Dimension weniger entwickelt sein, als in der Richtung Wohin. Wie daher die Kasus der Richtung Woher mannigfaltiger sind, als die der Richtung Wohin; so sind umgekehrt die Präpositionen der Richtung Wohin überall mannigfaltiger als die der Richtung Woher. So entsprechen z. B. im Deutschen Einer Präposition der Richtung Woher (von) vier Präpositionen der Richtung Wohin; indem wir sagen: an die Wand, auf den Berg, zu dem Freunde, nach Rom; bezeichnen wir die diesen vier Präpositionen entgegengesetzte Richtung durch das einzige von, nämlich: von der Wand, von dem Berge, von dem Freunde, von Rom.

Im Allgemeinen drückt jede Präposition ein Dimensionsverhältniß, und zugleich eine Richtung aus, z. B. durch: aus und in (εἰς) wird sowohl die Dimensionsbeziehung zu dem eingeschlossenen Raume, als die Richtung — Woher durch aus, und Wohin durch εἰς — ausgedrückt. Das Dimensionsverhältniß wird durch die Präposition an und für sich, die Richtung aber wird in allen deklinirenden Sprachen immer durch Flexion ausgedrückt, nämlich entweder durch die Flexion des mit der Präposition verbundenen Substantivs, oder, wie wir weiter unten sehen werden, durch die Flexion der Präposition selbst. Indem die Sprache bei jedem Raumverhältnisse, neben dem besondern Dimensionsverhältnisse immer die allgemeine Richtung auffasset, und diese durch die Flexion ausdrückt, führt sie gewissermaßen alle Raumverhältnisse zurück in den Kreis lebendiger Thätigkeitsverhältnisse. Die Sprache bezeichnet an dem mit der Präposition verbundenen Substantiv die Richtung durch den derselben entsprechenden Kasus: das Woher durch den Genitiv, Ablativ und Instrumentalis, und das Wohin durch den Akkusativ. Da für das richtungslose Wo eigentlich kein Kasus vorhanden ist, so wird dieses auch hier, wie bei den

in derselben Beziehung ohne Präposition gebrauchten Ortsnamen, unter die Richtung Woher gestellt, und durch die derselben entsprechenden Kasus bezeichnet (§. 82). Weil aber der Genitiv unter allen Kasus derjenige ist, in welchem das Moment der Thätigkeit, und die energische Richtung Woher (§. 77.) am entschiedensten hervortritt; so wird das Wo gemeiniglich nicht durch den Genitiv, sondern durch den Ablativ, Instrumentalis und Lokativ bezeichnet, und der Genitiv bezeichnet auch bei den Präpositionen vorzugsweise die Richtung Woher, wie im Griechischen nach den Präpositionen: ἀπό, ἐξ, πλήν, χωρίς, πρό, δίχα, διά, κατά, ἀμφί, παρά, περί, πρός, ὑπό u. s. f.; im Slavischen nach: bes ohne, wna außer, is aus, ot von, posla nach, u. s. f.; im Gothischen nach: fram von, inuh wegen, utana aus; im Altnordischen nach: an ohne, utan außerhalb; im Altdeutschen nach: aftar (nach) und im Neudeutschen nach: außer (außer Landes), wegen. Das Woher wird jedoch auch häufig durch den Ablativ, Instrumentalis und Lokativ bezeichnet. Die deutsche Sprache bezeichnet zwar, weil in derselben der Genitiv mehr als in den andern Sprachen auf die Bedeutung des Thätigkeitskasus beschränkt ist, und weil sie keinen Ablativ und Instrumentalis hat, sowohl das Woher als das Wo durch den Dativ: allein der Dativ ist, da er einerseits als Raumkasus in Ansehung der Richtung der unbestimmteste ist (§. 78.), andererseits als Personenkasus überhaupt das Moment der Räumlichkeit am wenigsten ausdrückt, weniger als alle andere Kasus dazu geeignet, die räumliche Richtung zu bezeichnen. Sprachen, welche neben dem Dativ noch einen andern Raumkasus haben, bedienen sich daher bei Präpositionen selten, oder (z. B. die lateinische) nie des Dativs. Selbst die griechische Sprache, welche, wie die deutsche, nur Einen Raumkasus hat, braucht nur bei σύν und ἐν den Dativ ausschließlich; weit

häufiger braucht sie den Genitiv. In wie fern jedoch der Dativ die Richtungen **Woher** und **Wohin** nicht unterscheidet (§. 78. 79); eignet er sich mehr als die andern Kasus dazu, das richtungslose **Wo** zu bezeichnen. Die Sprache macht daher gern Gebrauch von dem Dativ, wenn bei Einer Präposition außer den Richtungen **Woher** und **Wohin** auch das richtungslose **Wo** zu unterscheiden ist, wie bei *ἀμφί*, *ἐπί*, *παρά*, *περί*, *πρός*, *ὑπό*, bei dem slavischen po und bei dem altdeutschen **aftar** *). Sie bezeichnet alsdann das **Woher** durch den Genitiv (im Griechischen und Altdeutschen), oder durch den Lokativ (im Slavischen); das **Wohin** durch den Akkusativ, und das **Wo** durch den Dativ (§. 71).

Im Allgemeinen läßt sich in jeder deklinirenden Sprache leicht nachweisen, daß die ursprüngliche und eigentliche Bedeutung der von den Präpositionen regirten Kasus keine andere ist, als die hier bezeichnete. Wir dürfen uns jedoch nicht wundern, wenn sich dies nicht immer im Besondern strenge nachweisen läßt. Die Präposition ist an sich ein Wort, welches seinen ursprünglichen Begriff verloren, und pronominale Bedeutung angenommen hat: die Bedeutung der Präposition, und die an diese Bedeutung geknüpfte räumliche Richtung ist schon darum an sich wandelbar. Die frühere Bedeutung derselben ist wirklich dadurch sehr verändert worden, daß man später unter der rein räumlichen Beziehung, welche sie zuerst ausdrückte, auch Zeitbeziehungen und manche Thätigkeitsbeziehungen begriffen, und mit derselben mancherlei Nebenbegriffe verbunden hat. Daher kömmt es, daß sehr häufig dieselbe Präposition in verschiedenen Zeiten, und in verschiedenen Sprachen und Mundarten sehr verschiedene Bedeutungen hat. Die schwer zu fassende Eigen-

---

*) **Graff** die althochd. Präposit. S. 148.

thümlichkeit jeder besondern Sprache (das Idiom) besteht daher großentheils in der Bedeutung und in dem eigenthümlichen Gebrauche der Präpositionen. Man vergleiche in dieser Hinsicht nur unser bei (bei meinem Bruder) mit dem altniederdeutschen und englischen by, welches die durch unser durch und von bezeichnete Bedeutung eines Raumkasus hat. Die veränderte Bedeutung der Präposition hat oft auch eine Abänderung des regirten Kasus nach sich gezogen. So findet man im Altdeutschen wider und zu mit dem Dativ und auch mit dem Akkusativ *). Die deutsche Sprache bezeichnet im Allgemeinen sowohl die Richtung Woher als die Richtung Wo durch den Dativ, und die Richtung Wohin durch den Akkusativ. Wir müssen daher z. B. die eigentliche Bedeutung von nach in: nach Ostern, und nicht in: nach Frankfurt finden. Woher es aber komme, daß ohne der Analogie aller andern Sprachen zuwider den Akkusativ regirt, ist schwer zu erklären.

Mit dem Fortschreiten der logischen Entwickelung ist in der Sprache aber eben so nothwendig eine Individualisirung der Beziehungen als eine Individualisirung der Begriffe gegeben (§. 49.): und diese Individualisirung muß besonders bei den durch die Raumkasus ausgedrückten Beziehungen von Ursache und Wirkung eintreten (§. 77). Diese Beziehungen sind in einigen Sprachen, wie z. B. in der finnischen einigermaßen schon durch die vervielfältigten Formen der Raumkasus individualisirt: aber vollkommen kömmt diese Individualisirung nur auf analytische Weise durch Präpositionen zu Stande, wie in der deutschen Sprache, in welcher z. B. die Verhältnisse: vom Regen, aus Furcht, vor Schrekken, mit dem Schwerte, durch Gewalt, zu Fuße, welche der lateinische Ablativ ununterschieden ausdrückt, durch die Prä-

*) Graff die althochd. Präposit. S. 192. 242.

positionen aufs bestimmteste als individualisirte Beziehungsverhältnisse unterschieden werden. Die Sprache unterscheidet hier differente kausale Beziehungen, welche der Kasus nur als Eine Thätigkeitsbeziehung der Richtung Woher bezeichnen kann, dadurch, daß sie die Differenzen der Thätigkeit gewissermaßen als Differenzen des Dimensionsverhältnisses darstellt. Wir dürfen daher den in neuern Sprachen zunehmenden Gebrauch der Präpositionen nicht einzig und allein dem allmählichen Abschleifen der Kasusformen zuschreiben. Es scheint vielmehr, daß das Abschleifen der Kasus zum Theil als Folge des durch den natürlichen Entwickelungsgang der Sprache herbeigeführten häufigern Gebrauches von Präpositionen anzusehen ist.

§. 84.

Wie in dem Verhältnisse des Thätigkeitskasus (Akkusativ und Genitiv) zum Verb (§. 72. 73.), so stellt sich auch in dem Verhältnisse des Raumkasus (§. 79 — 82) und der Präposition (§. 83) zum Verb eine organische Einheit von Hauptbegriff und Beziehungsbegriff dar: jedoch sind diese Verhältnisse in Ansehung des Werthes ihrer Faktoren einigermaßen verschieden (§. 46). Der Thätigkeitskasus hat, da er den Begriff der Thätigkeit (des Verbs) bedingt und ergänzet, nothwendig und unbedingt den Hauptbegriff des ganzen Verhältnisses, und daher auch den Hauptton; und das Verb als Ausdruck eines für sich unvollständigen Begriffes hat die Bedeutung und Betonung des Beziehungsbegriffes, z. B. Fische fangen (fisch-en), des Thrones berauben (ent-thron-en). In dem Verhältnisse des Raumkasus hingegen drückt das Verb für sich allein meistens einen vollen Begriff aus; und der Raumkasus wird nicht eigentlich als den Begriff des Verbs ergänzend gedacht. Der Raumkasus hat daher nicht wie der Thätigkeitskasus noth-

wendig und unbedingt den Hauptbegriff des ganzen Verhältnisses, sondern der Werth der Faktoren ist meistens relativ, d. h. er hängt davon ab, wie sich die Faktoren jeder für sich in Ansehung der größern oder geringern Individualisirung ihrer Bedeutung zu einander verhalten. Da der Raumkasus von dem Thätigkeitskasus nicht überall scharf unterschieden ist (§. 77.); so kann auch der Raumkasus für den Begriff des Verbs ergänzend werden; und er hat alsdann unbedingt den Hauptbegriff und den Hauptton. Dies ist überhaupt der Fall, wenn der persönliche Raumkasus (Dativ) auf ein einfaches intransitives Verb bezogen wird, z. B. er dient dem Vaterlande, er folgt dem Führer, er trotzt der Gefahr, er entgeht der Gefahr, er widersteht der Versuchung. Eben so verhält sich der Raumkasus auch in: zu Hülfe kommen (helfen), zu Tische gehen, zu Grunde gehen, um Rath fragen, ums Leben bringen, auf der Flöte spielen, und in ähnlichen Ausdrücken, in denen die, zwar durch eine Präposition gebildete, aber einem Raumkasus gleichbedeutende Form den eigentlichen Inhalt des Begriffes ausmacht. Wenn aber ein solches Verhältniß nicht obwaltet, so hängt der Werth und die Betonung des Raumkasus, und des dem Raumkasus gleichbedeutenden Ausdruckes von der mehr oder weniger individualisirten Bedeutung des Verbs ab. Ist das Verb ein einfaches Verb ohne einen Thätigkeitskasus; so hat der Raumkasus gewöhnlich den Hauptbegriff und Hauptton, z. B. in: er zittert vor Furcht, er strebt nach Ruhm; er trieft von Schweiß, er arbeitet aus Pflicht. Wenn aber das Verb zusammengesetzt, oder schon mit einem Thätigkeitskasus verbunden ist, und daher einen mehr individualisirten Begriff ausdrückt; so hat gewöhnlich das Verb — oder vielmehr das Adverb oder der Thätigkeitskasus — den Hauptbegriff und den Hauptton, und der Raumkasus die unterge-

ordnete Bedeutung und Betonung des Beziehungswortes, z. B. er folgt dem Freunde nach, er schläft vor Langeweile ein, er schenkt seinem Sohne eine Uhr, er schreibt dem Freunde einen Brief.

Wenn das Substantiv mit einer Präposition ein rein räumliches Verhältniß ausdrückt; so verhält es sich als Faktor des objektiven Satzverhältnisses in Hinsicht auf Werth und Betonung gerade so, wie der Raumkasus. Wir sagen daher z. B. er geht in die Stadt, er lebt auf dem Lande, er kömmt aus dem Garten; aber: er geht in der Stadt spazieren, er pflegt auf dem Lande der Ruhe, er kömmt aus dem Garten zurück.

II. Pronominalobjektiv.

§. 85.

Wie in dem prädikativen Satzverhältnisse das Subjekt, und in dem attributiven das Attribut, so wird in dem objektiven Satzverhältnisse das Objekt auch durch das Pronom ausgedrückt, z. B. ich denke dein, ich folge dir, ich liebe dich; und so werden alle Verschiedenheiten des objektiven Verhältnisses, welche an dem Substantiv durch Thätigkeitskasus, Raumkasus und Präpositionen bezeichnet werden, auf dieselbe Weise auch an dem Pronom bezeichnet. Da das Pronom aber nicht eigentlich einen Begriff, sondern nur eine Beziehung ausdrückt (§. 50); so kann es auch das Objekt eigentlich nicht als einen bezogenen Begriff, sondern nur als die Beziehung des Verbs selbst bezeichnen (vergl. §. 63). Das Pronom hat daher in dem objektiven Satzverhältnisse niemals den Hauptbegriff und den Hauptton. Daß die Sprache das pronominale Objekt wirklich als eine Beziehung des Verbs selbst, und das Pronom gewissermaßen als eine Endung desselben betrachtet, ersieht man ins Besondere aus dem

reflexiven Verb, in welchem das Pronom bloß das Verb als ein intransitives bezeichnet (§. 26.). Das slavische Reflexivpronom ſse (sich) drückt daher, indem es dem Verb suffigirt, und gleichsam zu einer Endung wird, alle Personen im Singular und Plural aus. Nicht nur in den semitischen, sondern auch in sehr vielen amerikanischen Sprachen, werden die Pronomen, auch wenn sie nicht reflexiv sind, dem Verb suffigirt *).

Auch in dem objektiven Verhältnisse begegnet uns sehr häufig der pleonastische Gebrauch der Pronomen, dessen wir oben (§. 63) schon erwähnt haben. Die Mohegan in Amerika sollen dem Verb, wenn ein substantivisches Objekt fehlt, immer ein Pronom suffigiren **). Auch ist die eigentliche Bedeutung des pronominalen y (il y a) der französischen, des ebenfalls pronominalen ci und vi der italiänischen und des there der englischen Sprache in manchen Ausdrücken dem Deutschen eben so wenig klar, als dem Fremden das Pronom in den deutschen Ausdrücken: ich lobe mir den Rheinwein, er hat dir eine große Nase. Auch ist dieses überflüssige mir der deutschen Sprache nicht ausschließlich eigen: es findet sich nicht nur in den ältern romanischen ***), sondern auch in den semitischen Sprachen ****).

Pronominaladverbien.

§. 86.

Das Substantiv bezeichnet das Sein als einen Begriff, z. B. Fluß, Trank, welcher vermöge des in ihm liegen-

---

*) Mithridates Th. 3. Abth. 3. S. 38. 51. 96. 397. 441.

**) Mithridates Th. 3. Abth. 3. S. 397.

***) Raynouard Gramm. comparée des langues de l'Europe latine p. 146.

****) Gesenius hebr. Gramm. §. 92.

den Wurzelbegriffes (fließen, trinken) ein bestimmter ist. Das Pronom aber ist gerade dadurch, daß es ursprünglich das Sein nicht als Begriff, sondern bloß als Beziehung der Thätigkeit ausdrückt (§. 50), fähig, das Sein auf die allgemeinste Weise ohne alle Bestimmung auszudrücken. Wie das verbum abstractum die Thätigkeit auf die allgemeinste Weise als bloße Existenz (§. 57.); so drückt das Personalpronom sächlichen Geschlechtes es, und das ihm entsprechende Demonstrativ- und Interrogativpronom das und was das Sein als ein Sein ohne allen bestimmten Begriff auf die allgemeinste Weise aus, z. B. es regnet, es sind Kaufleute, das ist ein Gelehrter, das ist Sand, was hast du gesehen? Das hier bezeichnete unbestimmte es und das muß von demjenigen es und das, welches ein bestimmtes Sein, z. B. das Kind, andeutet, eben so, wie was von welches, unterschieden werden. Diese unbestimmten Pronomen: es, das und was, werden besonders in der deutschen Sprache theils durch die Flexion, theils durch den syntaktischen Gebrauch sehr bestimmt unterschieden. Sie haben, da sie kein individuelles Sein ausdrücken, keinen Plural; auch haben sie, da der Dativ als Personenkasus ein bestimmtes Sein bezeichnet, keinen Dativ; und wenn das und was mit Präpositionen verbunden werden, so wird nicht der Dativ oder Akkusativ, sondern statt z. B. zu dem, zu wem, für das, für was u. s. f. immer dazu, wozu, dafür, wofür u. s. f. gebraucht. Selbst die finnische Sprache, welche überhaupt keine Geschlechtsunterscheidung hat, unterscheidet noch ein Was für das ganz unbestimmte Sein.

Das Demonstrativpronom sächlichen Geschlechtes, und sein Korrelativ, das Interrogativpronom ist nun gerade dadurch, daß es das Sein auf die allgemeinste Weise, und nicht als Begriff, sondern als Beziehung ausdrückt, vorzugs-

weise geeignet, die allgemeinsten Beziehungen des Seins, welche das Substantiv vermöge der Bestimmtheit seines Begriffes nicht wohl bezeichnen kann, durch besondere Formen zu bezeichnen, die wir Pronominaladverbien nennen. Diese Formen bezeichnen nämlich die Beziehung des Seins nach der einen Seite als bloße Raumbeziehung, in den Ortsadverbien z. B. da, wo, und nach der andern Seite als die unbestimmteste Thätigkeitsbeziehung in den Adverbien der Weise z. B. so, wie. Die Pronominaladverbien entsprechen zwar gewissermaßen den Kasus des Substantivs, nämlich die Ortsadverbien den Raumkasus, und die Adverbien der Weise den Thätigkeitskasus: allein sie sind von denselben doch wesentlich unterschieden. Die Ortsadverbien bezeichnen nicht, wie der Raumkasus eine kausale, sondern eine rein räumliche Beziehung: sie haben mit denselben nur das räumliche Moment — die Richtung (Woher und Wohin) — gemein. Sie drücken, wie das Substantiv mit der Präposition, eine rein räumliche Beziehung aus; allein sie sind von demselben wieder darin unterschieden, daß sie das Sein als ein Sein ohne bestimmten Begriff bezeichnen, und daher in der Beziehung nicht ein Dimensionsverhältniß, sondern bloß die Richtung (hinc, huc) ausdrücken. Durch das Pronominaladverb wird sogar das Raumverhältniß als ein solches bezeichnet, in welchem weder Dimension noch Richtung unterschieden wird, nämlich als ein richtungs- und dimensionsloses Wo, z. B. hic, hier, illic, da, ubi, wo. Wie das pronominale Ortsadverb die räumliche Beziehung des Seins als reine Raumbeziehung auf die allgemeinste Weise, so bezeichnet das pronominale Adverb der Weise die Thätigkeitsbeziehung des Seins als reine Thätigkeitsbeziehung auf die allgemeinste Weise, ohne wie die Thätigkeitskasus des Substantivs die Richtung zu unterscheiden; indem es nicht sowohl auf ein eigentliches

Sein, als vielmehr auf eine als Sein gedachte Thätigkeit hindeutet (S. §. 92.) — Die Pronominaladverbien sind offenbar die ältesten Adverbien in der Sprache. Wir werden sogleich sehen, daß auch von Wörtern verbaler Abkunft auf dieselbe Weise, wie von den Pronomen, Adverbien gebildet werden; und es scheint, daß überhaupt die Bildung der Adverbien eigentlich von dem Pronom ausgeht.

§. 87.

Man erkennt in den Ortsadverbien hier, da, dort, wo, angels. thaer, hwaer, slav. tamo, tude, gr. *ὀυ*, *πoυ* u. s. f. beim ersten Blicke Formen des Demonstrativ- und Interrogativpronoms, welche durch eine besondere Flexion des Pronoms gebildet werden. Von dieser Flexion finden sich in manchen Sprachen nur noch wenige Ueberreste; sie ist aber in manchen andern noch in einer solchen Vollkommenheit vorhanden, daß dadurch der ganze Bildungsvorgang überhaupt, und der allgemeine Typus desselben ins hellste Licht gesetzt wird. Am vollkommensten tritt dieser Vorgang in der finnischen Sprache hervor. Diese Sprache bildet nämlich von Jedem ihrer Demonstrativpronomen: se der, tämä dieser, tuo jener durch den Ablativ, Penetrativ und Lokativ drei den Raumbeziehungen Woher, Wohin und Wo entsprechende Formen, und außerdem durch den Privativ, Nunkupativ und Mediativ drei andere denselben Beziehungen entsprechende Formen, z. B. von se:

Woher			Wohin			Wo		
Ablat.	siintä	daher	Penetr.	siihen	dahin	Lokat.	siinnä	da.
Priv.	sieldä		Nunk.	sinne		Med.	siellä	

Auf diese Weise werden achtzehn Demonstrativadverbien gebildet: von dem Interrogativpronom mikä (was) werden

ebenfalls durch den Ablativ, Penetrativ und Lokativ drei Interrogativadverbien gebildet, nämlich:

Ablat. mistä woher, Penetrat. mihin wohin, Lokat. missä wo.

Die Unterscheidung der Richtungen Woher und Wohin und des richtungslosen Wo findet sich zwar nicht mehr überall so vollkommen durchgeführt, als in der finnischen Sprache: allein in denjenigen Sprachen, welche nicht mehr die hier bezeichnete dreifache Form aufweisen können, treten doch noch so unverkennbare Ueberreste derselben hervor, daß man die Entwickelung der dreifachen Form als den Grundtypus der pronominalen Ortsadverbien ansehen kann. Die meisten Sprachen haben, wenn in ihnen die Deklination des Substantivs auch sehr beschränkt ist, ihren pronominalen Ablativ, Penetrativ und Lokativ, oder — um die Sache mit einem allgemeinen Ausdrucke zu bezeichnen — ihren Woher-, Wohin- und Wokasus, durch welche die pronominalen Ortsadverbien gebildet werden. Ganz vollkommen haben sich diese Formen im Angelsächsischen, Gothischen, Griechischen, Lateinischen und Slavischen erhalten. Im Ulfila lassen sich zwar nicht von jedem Pronom alle drei Formen vollständig nachweisen: allein die an dem Einen Pronom nicht nachweisliche Form kömmt bei einem andern vor; und wir sehen daraus, daß drei Formen im Gothischen vollständig vorhanden waren, wie folgende Zusammenstellung der Formen in den genannten Sprachen zeigt:

Angel.	heonon von hier.	hider hierhin.	her hier.
	thanan daher.	thider dahin.	thaer da.
	hwanon woher.	hwider wohin.	hwaer wo.
Goth.	(fehlt)	hidre hierhin.	her hier.
	thathro dorther.	(fehlt)	thar dort.
	hwathro woher.	hwadre wohin.	hwar wo.

Griech.	ὅθεν.	οἷ.	οὗ.
	πόθεν.	ποῖ.	ποῦ.
Lat.	hinc.	huc.	hic.
	illinc.	illuc.	illic.
Altslav.	tudu von hier.	tamo hierhin.	tude hier.
	onudu daher.	onamo dahin.	onde da.
	kudu woher.	kamo wohin.	kude wo.

In Beziehung auf die slavischen Formen ist jedoch zu bemerken, daß sie offenbar ihre Bedeutung verändert haben. Schon im Altslavischen hat dieselbe Form, welche z. B. in sde (hier), onde (da), gde (wo) bloß das Wo ausdrückt, in tude, ſsjude (hierdurch), onude (dadurch), kude (wodurch) die Bedeutung der Richtung Wohin, und zugleich die eines Dimensionsverhältnisses angenommen *). Dagegen hat im Neuslavischen, und besonders im Russischen und Böhmischen offenbar die Woherform, z. B. ruſſ. ſsiju (dadurch), und böhm. tudy (hierdurch), onudy (dadurch), kudy (wodurch) die eben bezeichnete Bedeutung (durch) angenommen; und die Woherform wird in diesen Sprachen durch die Präposition ot, od (von) bezeichnet, z. B. ruſſ. ottuda, otkuda, böhm. odtud. Auf diese Weise hat die böhmische Sprache vier Formen, nach welchen auch von andern Pronomen wie: Einer, Keiner, ein Anderer Adverbien gebildet werden, nämlich:

tudy hierdurch.	odtud von hier.	tam hierhin.	tu hier.
onudy dortdurch.	odonud dorther.	onam dorthin.	onde dort.
kudy wodurch.	odkud woher.	kam wohin.	kde wo.
nekudy irgenddurch.	odnekud irgendwoher.	nekam irgendwohin.	nekde irgend.

*) Dobrowsky l. c. p. 431.

nikudy nirgend- durch.	odnikud nirgend-her.	nikam nirgend-hin.	nikde nirgend.
ginudy anders-wodurch.	odginud anders-woher.	ginam anders-wohin.	ginde anderswo.

Die Sanskritsprache bezeichnet das Wo und das Wohin durch eine und dieselbe Form, und hat daher eigentlich nur zwei Formen, nämlich von:

sas	jener:	tatas	dorther.	tatra	dorthin und dort.
ayam	der:	atas	daher.	atra	dahin und da.
kus	wer:	kutas (katas)	woher.	kutra	wohin und wo.
yas	welcher:	yatas	woher.	yatra	wohin und wo.

Es scheint, daß die Formen der pronominalen Zeitadverbien (wann, dann) von den hier bezeichneten Formen der Ortsadverbien ursprünglich nicht unterschieden, sondern nur Abänderungsformen derselben sind. Da das Wann in der Zeit gewissermaßen dem Wo im Raume entspricht, so könnte man glauben, die Zeitadverbien gehörten ursprünglich der Woform an; und man könnte insbesondere glauben, daß die indischen Adverbien tadâ (damals), kadâ (wann), yada (als, cum) ursprünglich in der Bedeutung von: da, wo die Wokasus seien, und erst später die Zeitbedeutung angenommen haben. Allein es bestätigt sich auch hier, was früher (§. 82.) schon bemerkt wurde, daß die Sprache das Wann gern als Richtung bezeichnet. Das indische tadâ, katâ, yadâ scheint eben so eine Abänderungsform des Woherkasus tatas, katas, yatas, wie das angelsächsische hwaenne, thanne eine Abänderungsform von hwanon, thanan zu sein. In den böhmischen Adverbien: tehdy dann, kdy wann, ondy neulich, gindy sonst, nekdy zuweilen, nikdy niemals, finden wir noch die ursprünglich der Richtung Woher angehörigen Formen fast ganz unverändert. Meistens wird das Wann als die Richtung Woher ausge-

drückt: daß es jedoch auch als Richtung Wohin bezeichnet wird, wie in dem lateinischen cum (quum), tum, ist oben schon bemerkt worden (§. 82.).

§. 88.

Dieselbe Bildungsweise, welche wir an den pronominalen Ortsadverbien gewahr werden, tritt auch in vielen andern Ortsadverbien hervor, welche als Gebilde verbaler Abkunft zwar ursprünglich Begriffswörter sind, aber als Adverbien bloß eine Raumbeziehung ausdrücken, und daher auch in ihrer Bedeutung sich an die Pronominaladverbien anschließen. Ganz vollkommen finden sich noch drei Formen des Adverbs im Finnischen, Griechischen, Gothischen und Böhmischen, nur daß in Letzterem der Woherkasus mit einer Präposition (z) zusammengesetzt ist, wie aus folgender Zusammenstellung hervorgeht:

Finn.	ulkoa von außen.	ulos hinaus.	ulkona draußen.
	sisäldä von innen.	sisällen hinein.	sisälla drinnen.
	ylhäldä von oben.	ylös hinauf.	ylhällä oben.
	alhalda von unten.	alas hinunter.	alhalla unten.
Griech.	ἔνθεν	εἰς	ἔνθα
	ἄλλοθεν	ἄλλοσε	ἄλλοθι
Goth.	utathro von außen.	utana hinaus.	uta draußen.
	dalathro von unten.	dalath hinunter.	dalatha unten.
Böhm.	zduly von unten.	dolu hinunter.	dole unten.

Man sieht hieraus, daß diese Adverbien ursprünglich nach demselben Typus, wie die Pronominalien, gebildet werden, und, wie diese, ebenfalls eine dreifache Form haben. Meistens haben sich jedoch nur noch zwei Formen erhalten, nämlich der Woher- und der Wohinkasus, wie in den angelsächsischen Formen: nithan von unten und nyther nieder, aeftan von hinten und aefter hinter; oder der Wo-

kasus und der **Wohinkasus**, wie in dem angelsächsischen with mit, und wither gegen, denen im Lateinischen cum und contra entsprechen. Von manchen Adverbien hat sich in derselben Sprache nur Eine Form erhalten, z. B. der Woherkasus in dem Angelsächsischen hindan von hinten, siththan darnach, nextan nachher, suthan von Süden, northan von Norden, im altnordischen northan, und heiman von Haus. Auch wird hier, wie bei dem Substantiv (§. 82) und bei den Pronominalien (§. 87), das **Wo** häufig unter den Woher- oder Wohinkasus gestellt, wie in dem angelsächsischen ufan, bufan oben, foran vorn, binnan innen, welche die Woherform, und in: ofer über, under unter, welche die Wohinform haben. Auch das Lautverhältniß dieser Adverbialformen fällt mit dem der eigentlichen Pronominaladverbien so vielfältig zusammen, daß man wohl annehmen muß, daß diese Gebilde mit der pronominalen Bedeutung auch pronominale Flexion angenommen haben. Man vergleiche in dieser Hinsicht z. B. angels. nithan und nyther, aeftan und aefter mit thanan und thider; goth. utathro und dalathro mit thatro, griech. ἔνθεν mit ὅθεν. —

Aus den so eben angeführten Thatsachen ergibt sich, wenn man ins Besondere die angelsächsischen Formen vergleicht, der Unterschied zwischen den deutschen Adverbien: **außen**, **innen**, **oben**, **unten**, **hinten**, **nieden** (hienieden), und **außer**, **inner**, **über**, **unter**, **hinter**, **nieder**. Die Erstern drücken eigentlich das **Woher** oder **Wo**, und die Letztern das **Wohin** aus. Die Formen **über**, **unter** und **hinter** werden zwar als Präpositionen auch in der Bedeutung **Wo** mit dem Dativ gebraucht. Ihre ursprüngliche Bedeutung zeigt sich aber noch, wenn sie als tonlose Adverbien mit dem Verb zusammengesetzt sind; indem alsdann die Richtung **Wohin** durch den regirten Akkusativ bezeichnet wird. Solche unterscheidende Adverbial-

formen lassen sich leicht in allen Sprachen nachweisen, z. B. im Lateinischen: in und inter (intra), ex und exter (extra), cum und contra, sub und super (supra), cis und citer (citra), prae und praeter, prope und propter. Bei inter, intra, extra, contra, praeter u. s. f. ist die Richtung Wohin noch an dem regirten Akkusativ kenntlich. Man kann nicht wohl intra, extra, supra u. s. f. wie häufig geschieht, durch intera, extera, parte u. s. f. erklären, da diese Formen als Präpositionen sämmtlich den Akkusativ regiren. Auch sind: exterus, superus, inferus u. s. f., da sie keinen eigentlichen Begriff, sondern bloß eine räumliche Beziehung ausdrücken, offenbar nichts anderes, als die adjektivisch flektirten Adverbien exter (extra), super u. s. f. wie unterer, innerer, hinterer u. s. f. die adjektivisch gebrauchten Adverbien unter, inner u. s. f.

§. 89.

Die so eben bezeichneten Ortsadverbien unterscheiden sich von den pronominalen Ortsadverbien dadurch, daß sie das Raumverhältniß nicht, wie diese, bloß als Richtung, sondern zugleich als Dimensionsverhältniß (§. 82.) bezeichnen. Das Wort an sich ohne Flexion gedacht, drückt das Dimensionsverhältniß, und die Flexionsform die Richtung aus. Dadurch, daß diese Ortsadverbien zugleich beide Momente der Räumlichkeit — Richtung und Dimension — ausdrücken, sind sie geeignet, als Präpositionen die rein rämlichen Beziehungen des substantivischen Begriffes auszudrücken; und sehr viele der eben bezeichneten Adverbien werden wirklich zugleich als Präpositionen gebraucht. Es ist aber (§. 83.) bereits gezeigt worden, daß die eigentliche Bedeutung der Präposition darin besteht, daß sie die rein räumliche Beziehung des Seins als Dimensionsverhältniß und zugleich als Richtung ausdrückt. Es ist zugleich bemerkt wor-

den, daß die Dimension zwar immer durch die Präposition an sich, die Richtung aber meistens durch die Flexion des Substantivs ausgedrückt wird. Allein die Richtung wird weit vollkommner durch die Flexion der Präposition selbst ausgedrückt, indem an der Präposition eben so, wie an den pronominalen und an den andern Ortsadverbien, die Richtungen Woher und Wohin, und das richtungslose Wo durch besondere Formen unterschieden werden. Diese Weise, die Richtung auszudrücken ist gewiß die älteste; obgleich wir von derselben jetzt nur noch Ueberreste finden, welche von dem frühern Vorhandensein derselben Zeugniß geben. Vollständig findet sich die Flexion der Präposition nur noch in der finnischen Sprache, welche bei sehr vielen Präpositionen eben so, wie bei den Pronominaladverbien (§. 87) und bei andern Ortsadverbien (§. 88), für das Woher, Wohin und Wo drei unterschiedene Formen hat. So hat diese Sprache für unsere Präposition bei eine Woherform tygöä, eine Wohinform tygö, und eine Woform tygonä; und eben so drei Formen für in, vor, hinter, um, zwischen, nach, auf, unter und mehrere Andere. Das Substantiv steht bei diesen Präpositionen immer im Genitiv, der offenbar die Bedeutung eines Attributivs hat; die räumliche Richtung wird hier also an dem Substantiv selbst nicht durch die Flexion bezeichnet. Andere Präpositionen werden nicht flektirt; und alsdann wird die Richtung durch den Kasus des Substantivs ausgedrückt. So vollständig, wie im Finnischen, findet sich die Flexion der Präposition in keiner der andern bekannten Sprachen; und wo sie sich findet, unterscheidet sie meistens nur zwei Formen, nämlich Eine für das Woher oder Wo, oder für beide zusammen, und eine Andere für das Wohin. Solche Formen sind die bereits (§. 88) angeführten ἐν und εἰς, in und inter, ex und extra, cis und citra, prae und praeter, prope und propter, cum

(angelſ. with) und contra (wider), goth. faura (vor, prae, coram) und faur (für), undaro (unter auf die Frage Wo) und undar (unter auf die Frage Wohin), und mehrere Andere. So wie man aber in den Sprachen immer mehr die Richtung durch den Kaſus des Subſtantivs bezeichnete; mußte der Gegenſatz der Richtungen in der Form und Bedeutung der Präpoſition immer mehr ſchwinden. Die Flexion der Präpoſitionen wurde immer mehr verwiſcht; und wo ſich ein Unterſchied der Formen erhielt, wurden ihnen Nebenbedeutungen unterlegt, die ihnen urſprünglich gewiß fremd waren, wie z. B. bei in und inter, cum und contra, und bei für und vor, welche Letztere noch im altdeutſchen vuri und vora eben ſo, wie im gothiſchen faur und faura, den Gegenſatz von Wohin und Wo bezeichnen, und die dieſen Beziehungen entſprechenden Kaſus regiren *). Die neuern Sprachen haben dieſe Gegenſätze, wo die urſprünglichen Formen gänzlich verwiſcht ſind, häufig durch Zuſammenſetzungen wieder hergeſtellt, z. B. in dem franzöſiſchen après und d'après (§. 82), in dem engliſchen for und before, in und into und in mehreren Andern.

§. 90.

Betrachten wir die oben bezeichneten Pronominaladverbien (§. 87), und die ihnen nachgebildeten Ortsadverbien verbaler Abkunft (§. 88) nach ihrer Form und Bedeutung; ſo können wir ſie für nichts anderes als für Flexionsformen halten. Ihre Geſtalt iſt wie die der andern Kaſus der Pronomen; ihre ganze Bildungsweiſe hat, wie die Deklination des Subſtantivs, in allen Sprachen Einen und denſelben überall gleichförmigen Typus; und dieſe Formen haben, wie Kaſus, die Bedeutung allgemeiner Beziehungen. Die finniſche Sprache

---

*) Graff die althochd. Präpoſit. S. 130.

löset endlich alle Zweifel, indem in dieser Sprache die Pronominaladverbien und die Kasus der Pronomen Eins und dasselbe sind. Wir können jedoch nach den vor uns liegenden Thatsachen der Ansicht derjenigen nicht beistimmen, welche die Pronominaladverbien für Ueberreste des Instrumentalis und Lokativs halten, die früher in allen indisch-germanischen Sprachen sollen vorhanden gewesen sein. Wollte man auch den Woherkasus z. B. goth. hwathro, angels. hwanon, lat. hinc unter den Instrumentalis, und den Wokasus goth. hwar, angels. hwaer, lat. hic unter den Lokativ stellen; so hat doch der ganze indisch-germanische Sprachstamm keinen Substantivkasus, unter welchen man den Wohinkasus goth. hwadre, angels. hwider, lat. huc stellen könnte: die Form der Adverbien der Richtung Wohin erlaubt nicht sie unter den Akkusativ zu stellen. Allein in der indischen und in den slavischen Sprachen, welche noch einen Instrumentalis und Lokativ haben, sind auch die Formen des Woher- und des Wokasus von dem Instrumentalis und Lokativ der Pronomen gänzlich verschieden. Wenn man erwäget, daß die hier bezeichneten Formen in den Sprachen des indisch-germanischen Stammes nur an dem Pronom und an Adverbien vorkommen, welche nicht Begriffe, sondern Raumverhältnisse, mithin — wie die Pronomen — bloß Beziehungen ausdrücken; und daß diese Formen nicht eine kausale, sondern nur die rein räumliche Beziehung ausdrükken, welche als solche nicht durch den Instrumentalis und Lokativ, und überhaupt nicht durch irgend einen Kasus des Substantivs ausgedrückt wird (§. 82): so scheint es, daß diese Formen als Flexionsformen anzusehen sind, welche dem Pronom als solchem eigenthümlich, und dem Substantiv als solchem fremd sind, und welche ein substantivisches Gebilde nur alsdann annehmen kann, wenn es den substantivi-

schen Begriff verliert, und als Ortsadverb eine pronominale Bedeutung annimmt.

Alle Beziehung, und der Ausdruck der Beziehung — die Flexion — ist bedingt durch den Begriff (§. 49.). Daher ist die Flexion des Pronoms sehr verschieden von der des Substantivs (§. 51). Die Flexion des Substantivs drückt vermöge des in ihm liegenden Begriffes der Thätigkeit die Beziehung als eine kausale aus. Da das Pronom aber keinen Begriff ausdrückt, sondern selbst Ausdruck der Beziehung, und zwar ursprünglich Ausdruck für die Raumbeziehung des Verbs ist (§. 50. 57); so kann es durch die Flexion mannigfaltige, und auch rein räumliche Beziehungen ausdrücken, welche das Substantiv als solches nicht auszudrücken vermag, und es hat ihm eigenthümliche Kasus der rein räumlichen Beziehung. Man könnte gegen diese Ansicht einwenden, daß in der finnischen Sprache die Formen der Pronominaladverbien mit den Formen der substantivischen Kasus zusammenfallen. Allein die finnische Sprache unterscheidet sich von allen bekannten Sprachen besonders darin, daß sie selbst an dem Pronom kein Geschlecht unterscheidet. Es scheint, daß in dieser Sprache wegen des Mangels der Geschlechtsunterscheidung auch die Unterscheidung von Person und Ding, und mit dieser die Unterscheidung von Thätigkeit und Räumlichkeit sich nicht so bestimmt entwickeln konnte, als in andern Sprachen. Da in allen andern Sprachen die Pronominaladverbien von den Pronomen sächlichen Geschlechtes gebildet werden; so konnten die hiervon abhängenden Eigenthümlichkeiten der Form in der finnischen Sprache, welche das Geschlecht gar nicht unterscheidet, und den Unterschied von Person und Ding selbst in dem Pronom nur andeutet (§. 86.), nicht hervortreten, und man kann daher in diesem Stücke nicht wohl von der finnischen Sprache auf andere Sprachen schließen.

Wir haben bei den pronominalen Ortsadverbien drei Formen unterschieden, nämlich den Woherkasus (hinc), den Wohinkasus (huc) und den Wokasus (hic). Wenn man jedoch als allgemeinen Grundsatz anerkennt, daß alle Flexion in der Sprache Ausdruck einer Thätigkeitsbeziehung sei, und daß auch die Raumbeziehungen nur als räumliche Richtungen der Bewegung (Woher und Wohin) durch Flexion ausgedrückt werden können: so muß man bei den Pronominaladverbien nur zwei Formen — den Woherkasus und den Wohinkasus — annehmen, und den Wokasus entweder als ein nicht flektirtes Adverb, oder als eine Abänderungsform eines der beiden andern Kasus ansehen. Und es läßt sich für diese Ansicht Manches anführen. Der Wokasus z. B. angels. her, thaer, hwaer hat im Allgemeinen eine unvollkommnere Form, als die andern Kasus, z. B. heonon, thanon, hwanon; hider, thider, hwider; und in der Sanskritsprache wird er durch den Wohinkasus vertreten (§. 87). Bei den Ortsadverbien verbaler Abkunft fehlt meistens der Wokasus entweder gänzlich, oder er wird durch die Form Eines der andern Kasus — des Woher- oder des Wohinkasus — ausgedrückt (§. 88). Es scheint demnach, daß die Sprache für das richtungslose Wo ursprünglich eben so wenig eine pronominale, als eine substantivische Flexionsform hat.

§. 91.

Die oben (§. 88) bezeichneten Ortsadverbien verbaler Abkunft, und unter denselben ins Besondere die Präpositionen (§. 89) haben mit den pronominalen Ortsadverbien (§. 87) gemein, daß sie eine rein räumliche Beziehung als Richtung ausdrücken, Sie unterscheiden sich von denselben dadurch, daß sie das Raumverhältniß zugleich als ein Dimensionsverhältniß (§. 82.) ausdrücken. Die Dimen-

sionsverhältnisse werden aber in der Sprache nicht als Begriffe, sondern lediglich als Beziehungen der Begriffe gedacht und bezeichnet. Die Adverbien hinten, vorn, oben, unten, innen, außen u. s. f. drücken nicht mehr den Begriff ihrer Wurzel, und überhaupt nicht den Begriff irgend einer Thätigkeit oder eines Seins, sondern bloß Verhältnisse aus, welche theils durch die Gegensätze der Raumdimensionen, theils durch die räumliche Beziehung zu dem sprechenden oder besprochenen Subjekte eine Bedeutung erhalten. Es gibt nur ein Oben im Gegensatze zu einem Unten, und nur ein Innen im Gegensatz zu einem Außen; und diese Gegensätze selbst sind nur vorhanden in Beziehung zu dem Sprechenden oder Besprochenen. Diese Adverbien haben daher auch das mit den pronominalen Adverbien gemein, daß sie überhaupt keinen Begriff, sondern nur Beziehungen ausdrücken. Da sie ursprünglich auch auf dieselbe Weise, wie die pronominalen Adverbien, durch eine besondere Flexion gebildet werden; so begreifen wir sie nach ihrer Bedeutung unter dem Pronominaladverb in einer weitern Bedeutung des Wortes, wie wir wegen der Identität der Bedeutung auch wohl ursprüngliche Stämme, wie schaft und thum, unter den Endungen, und ursprüngliche Begriffswörter, wie man (Mann), unter den Pronomen begreifen (§. 41. u. 52.). Die pronominale Bedeutung ist es gerade, wodurch die Ortsadverbien geeignet sind, als Präpositionen und Konjunktionen zu Formwörtern zu werden (§. 53).

Das Pronominaladverb im weitern Sinne begreift aber nicht bloß die so eben bezeichneten Ortsadverbien, sondern alle Gebilde, welche eben so, wie diese, zwar ursprünglich Begriffe ausdrücken, aber später die Bedeutung einer Beziehung ohne eigentlichen Begriff angenommen haben. Von dieser Art sind ins Besondere sehr viele Zeitadverbien.

Die Zeit ist an sich nicht ein Begriff einer Thätigkeit oder eines Seins, sondern nur ein Verhältniß von Thätigkeit zu Thätigkeit. Die Sprache bezeichnet zwar auch die Zeit als einen Begriff, indem sie die Zeitbestimmung an einen Thätigkeitsbegriff knüpft, z. B. in der Erndte, in der Weinlese (§. 82). Wenn aber die Zeitbestimmung nicht als Beziehung eines solchen Begriffes auf das Prädikat, sondern lediglich als Beziehung des Prädikats auf die Gegenwart des Sprechenden bezeichnet wird, welche selbst nicht als Begriff, sondern bloß als Beziehung gedacht wird: so kann dieses eben so, wie die lediglich von dem Subjekte ausgehende Raumbestimmung, nur auf pronominale Weise geschehen; und Zeitbestimmungen werden häufig durch dieselben Formen ausgedrückt, durch welche Raumbestimmungen bezeichnet werden. Zu den Pronominaladverbien in der weitern Bedeutung gehören daher erstens die eigentlichen Zeitadverbien wie: nun, jetzt, immer, stäts, eben, schon, noch, jüngst, längst, sonst, einst, heute, morgen, gestern u. s. f. Diese Gebilde drücken jetzt nicht mehr den ursprünglichen Begriff, sondern bloß auf pronominale Weise Zeitverhältnisse aus, welche nur durch die Beziehung zu dem Sprechenden eine Bedeutung haben. Ferner gehören hierher die Zahladverbien, z. B. einmal, zweimal, welche eine Wiederholung in der Zeit; die Ordnungsadverbien wie: erstens, zweitens, erstlich, endlich u. s. f., welche die Aufeinanderfolge in Zeit und Raum ausdrücken, und die Adverbien oft, selten, wieder, deren Bedeutung in manchen Sprachen durch besondere Flexionsformen des Verbs (z. B. das Frequentativum) ausgedrückt wird. Endlich gehören hierher die Adverbien: etwa, vielleicht, wohl, gern, lieber, freilich, zwar, wahrlich, nicht u. s. f., welche eben so wie die Verben: können, mögen, dürfen u. s. f., die gedachte Möglichkeit oder Nothwendigkeit einer Thätigkeit,

also Verhältnisse ausdrücken, welche die Sprache ursprünglich als Zeitverhältnisse durch Flexionsformen bezeichnet (§. 55). Alle hier angeführte Adverbien haben mit dem eigentlichen Pronominaladverb gemein, daß sie nicht einen das Prädikat selbst individualisirenden Begriff, sondern nur eine allgemeine, als Raum- oder Zeitverhältniß gedachte, Beziehung der Thätigkeit ausdrücken. Sie sind, wie das Pronom selbst, nicht Begriffswörter, sondern Formwörter (§. 47.); und machen mit den eigentlichen Pronominaladverbien diejenige besondere Klasse von Adverbien aus, welche manche Grammatiker von den übrigen Adverbien, die Begriffswörter sind, dadurch unterscheiden, daß sie Jene Adverbien der Kopula, und Diese Adverbien des Prädikats nennen *).

Die hier unter den Begriff des Pronominaladverbs gestellten Gebilde haben, da sie keinen Begriff ausdrücken, in dem objektiven Satzverhältnisse immer, wie das Pronom, die Bedeutung und Betonung des untergeordneten Faktors. Jedoch haben die Ortsadverbien: ab, an, auf, aus u. s. f. in der Zusammensetzung mit dem Verb den Hauptton, weil in der Zusammensetzung die durch das Adverb ausgedrückte Richtung nicht als Beziehung des Begriffes, sondern als der eigentliche Inhalt des Begriffes gedacht wird. Die mit diesen Adverbien zusammengesetzten Verben wie: gehen, decken haben meistens als Wurzelverben an sich eine höchst unbestimmte Bedeutung, welche erst durch die in dem Adverb ausgedrückte Richtung zu einem bestimmten Begriffe z. B. aufgehen und untergehen, abdecken und zudecken individualisirt wird (§. 41.). Dieses Verhältniß zwischen Adverb und Verb tritt besonders in der Zusammen-

---

*) Roth's Anfangsgr. der deutschen Sprachlehre u. Orthogr. herausg. v. Schmitthenner S. 77 u. f.

setzung mit dem verbum abstractum hervor, welches für sich keinen Begriff hat (§. 56.) z. B. in: ἄπειμι, πάρειμι, absum, adsum, desum, prosum. In diesen Formen wird das Adverb wieder zu einem Verb, dem das verbum abstractum nur als Endung dient.

§. 92.

Die pronominalen Adverbien der Weise (§. 86) werden in allen Sprachen eben so regelmäßig von dem Demonstrativ und Interrogativpronom gebildet, wie die Ortsadverbien (§. 87). In der finnischen Sprache werden sie durch den Deskriptiv, in allen andern Sprachen aber durch besondere Formen der genannten Pronomen gebildet, wie z. B. τώς, ὥς, πώς, ita, ut, qui, goth. swa, swe, von sa, so, thata (der, die, das), hwaiwa von hwa (was), slav. tako von to (das), kako von kto Genit. kogo (was), u. s. f. Da diese Formen ebenfalls mit Keinem der gewöhnlich so genannten Kasus der Pronomen — im Slavischen und Indischen auch nicht mit dem Instrumentalis und Lokativ — zusammenfallen; so müssen wir sie ebenfalls, wie die pronominalen Ortsadverbien, für eigenthümliche Flexionsformen (Kasus) des Pronoms halten (§. 90.)). Diese Formen drükken, wie die pronominalen Ortsadverbien eine bloße Beziehung ohne Begriff aus. Sie bezeichnen diese Beziehung aber nicht, wie dieselben Adverbien, als Raumbeziehung mit unterschiedener rein räumlicher Richtung, auch nicht wie die Kasus des Substantivs als kausale Thätigkeitsbeziehung, in welcher ebenfalls noch die Richtungen Woher und Wohin unterschieden werden; sondern als eine solche, die so allgemein und so ausschließlich als Thätigkeitsbeziehung gedacht wird, daß in derselben kein Woher und Wohin zu unterscheiden ist. Wir haben daher von jedem besondern Pronom für das Adverb der Weise nicht drei Formen, wie für

das Ortsadverb, auch nicht zwei Formen, welche dem Gegensatze des Woher und Wohin in den Kasus des Substantivs entsprechen, sondern nur Eine Form, nämlich so von dem Demonstrativ- und wie von dem Interrogativpronom. Die eigenthümliche Bedeutung der durch diese Formen ausgedrückten Beziehung — der Weise — liegt gerade darin, daß sie nicht auf den Begriff eines räumlich gedachten Seins, sondern auf den einer Thätigkeit hindeutet. Wenn man z. B. fragt: wie reiset er; so deutet das Wie auf Thätigkeitsbegriffe: Gehen, Reiten, Fahren, Schiffen; und der Ausdruck: mache es so, erhält nur dadurch Bedeutung, daß man zugleich eine Handlung verrichtet, oder durch Worte bezeichnet. Die Weise wird daher als solche, wie wir weiter unten sehen werden, nicht eigentlich durch den Kasus eines Substantivs, auch nicht durch eine Präposition ausgedrückt. Das Adverb der Weise bildet mit dem Ortsadverb einen vollkommenen Gegensatz; indem Jenes die reinste Thätigkeitsbeziehung, Dieses aber die reinste Raumbeziehung ausdrückt.

Wie es Gebilde verbaler Abkunft gibt, welche auf pronominale Weise Raum- und Zeitbeziehungen ausdrücken, und deßhalb den Pronominaladverbien zugezählt werden können (§. 91): so gibt es auch Gebilde, die ebenfalls verbaler Abkunft sind, aber jetzt nicht mehr ihren ursprünglichen Begriff, sondern nur auf pronominale Weise, wie die Adverbien so und wie, eine Weise ausdrücken. Von dieser Art sind die Adverbien: sehr, gar, kaum, fast, schier, höchst, zu (nimis) u. s. f. welche verschiedene Intensitätsstufen der Thätigkeit bezeichnen.

§. 93.

Die Grammatiker haben dasjenige auf das Verb bezogene Gebilde, von welchem sie annahmen, es sei keiner Flexion

fähig, von dem ebenfalls auf das Verb bezogenen, aber flektirten Substantiv und Pronom unterschieden, und als einen besondern Sprachtheil mit dem Namen des Adverbs bezeichnet. Da aber jedes Beziehungsverhältniß im Satze als ein organisches Verhältniß nur Statt finden kann zwischen dem Begriffe einer Thätigkeit und dem eines Seins (§. 47.); so müssen wir das Adverb als ein auf das Verb — den Ausdruck der Thätigkeit — bezogenes Gebilde für den Ausdruck eines Seins — Substantiv oder Pronom — und als Bezogenes für einen Kasus halten. Das Verhältniß des Adverbs zum Verb ist daher nicht eigentlich ein besonderes Satzverhältniß, sondern es ist nur eine besondere Form des oben bezeichneten Objektivverhältnisses (§. 67.); und das Adverb selbst nicht ein besonderer nicht flexibler Sprachtheil, sondern ein regirter Kasus, welcher häufig starr geworden ist, und daher, wenn ihm nicht andere Kasus desselben Gebildes zur Seite stehen, ein nicht flexibler Sprachtheil zu sein scheint. Daß die Adverbien in der Sprache substantivisch gedacht werden, ersieht man unter andern daraus, daß sie sehr häufig einen attributiven Genitiv bei sich haben, z. B. hic loci, ubi und ubique terrarum, nunc und tunc temporis. Eben so haben die finnischen Präpositionen, wenn die räumliche Richtung (Woher, Wohin, Wo) an der Präposition selbst durch Flexion bezeichnet wird, meistens den Genitiv bei sich (§. 89.).

Die Starrheit der Form, welche dem Adverb den Schein mangelnder Flexion gibt, bezeichnet nur äußerlich den Charakter desselben. Es gibt aber besondere Beziehungsverhältnisse, welche alle Sprachen nur durch Adverbien, und andere, welche sie nie durch Adverbien bezeichnen. Wir müssen daher wohl annehmen, daß es unter den mannigfaltigen Beziehungen des objektiven Satzverhältnisses besondere Beziehungen gibt, welche dem Adverb eigenthümlich angehören,

und die eigentliche Bedeutung desselben ausmachen: und wir haben bereits gesehen, daß bei den Pronominaladverbien diese eigenthümlichen Beziehungen sich einerseits als Raum- und Zeitbeziehung, und andererseits als Weise darstellen. Da nun das Adverb in dem Pronominale sich in Form und Bedeutung am vollkommensten, und auf die individuellste Weise entwickelt, indem das Pronom für das Adverb eine ihm eigenthümliche Flexion hat (§. 87. 90); da vielfältig Adverbien verbaler Abkunft den Pronominaladverbien in Form und Bedeutung nachgebildet werden (§. 88.): so müssen wir wohl annehmen, daß die Bildung der Adverbien überhaupt von dem Pronom ausgeht, und daß die durch das Pronominale ausgedrückten Verhältnisse des Orts, der Zeit und der Weise, eigentlich die Bedeutung aller Adverbien, also auch der substantivalen Adverbien ausmachen. Die Adverbien der Orts- und der Zeitbeziehung sind dieselben, welche man Umstandswörter (adverbia circumstantiae); und die Adverbien der Weise dieselben, welche man auch Beschaffenheitswörter (adverbia qualitatis) nennt.

Substantivale Adverbien.

§. 94.

Das Substantiv ist vermöge seiner Bedeutung nicht so geeignet, zum Adverb zu werden, wie das Pronom (§. 86). Dem Substantiv als dem Ausdrucke einer räumlich gewordenen Thätigkeit entspricht eigentlich eine rein räumliche Beziehung, wie die des Ortsadverbs, eben so wenig, als eine Beziehung, welche ganz als Thätigkeitsbeziehung gedacht wird, wie die des Adverbs der Weise. Das Substantiv scheint ursprünglich nur derjenigen mehr oder weniger räumlich gedachten Thätigkeitsbeziehungen fähig zu sein, welche durch die gewöhnlich so genannten Kasus des Substantivs ausgedrückt

werden. Ihm mangeln jene in allen Sprachen gleichgebildeten Flexionsformen, welche an dem Pronom die adverbialen Beziehungen ausdrücken. Wir haben zwar besondere Bildungsformen für substantivale Adverbien: allein diese Formen sind in den verschiedenen Sprachen einander so ungleich, und in derselben Sprache oft so vielgestaltig, daß man nicht wohl bei denselben, wie bei den Pronominaladverbien, einen bestimmten gemeinsamen Bildungstypus annehmen kann. Sie schwanken mit unentschiedenem Charakter zwischen den eigenthümlichen Flexionsformen des Pronoms, und denen des Substantivs; und ihr Gebrauch fügt sich meistens eben so schwer als ihre phonetische Gestalt unter ein allgemeines Gesetz. Auch wird die adverbiale Beziehung an dem Substantiv nicht ausschließlich durch diese Formen, wie an dem Pronom durch die ihm eigenthümlichen Flexionsformen, bezeichnet. Die adverbiale Beziehung wird an dem Substantiv nicht nur durch die Präposition ausgedrückt, sondern auch durch die Kasus des Substantivs; und alle Kasus müssen als Adverbien dienen, obgleich die eigentliche Bedeutung eines jeden Kasus nicht die des Adverbs ist. Auch veraltete Abänderungsformen der Kasus wie diu, noctu, foras, foris, ἀὐτουυχει, nachts, behende, und mancherlei zusammengesetzte Formen wie: bergauf, bergab, diesseits, stückweise u. s. f. müssen als Adverbien dienen. Das eigentliche Wesen des Adverbs besteht darin, daß es sowohl die Raumbeziehungen Woher, Wohin, Wo, als die Zeit Wann, und die Weise Wie ganz allgemein, Jene bloß als Richtung (oder richtungsloses Wo), Diese als reine Thätigkeitsbeziehung ohne Richtung ausdrückt. Dieser Bedeutung entspricht aber nicht vollkommen der Kasus des Substantivs, weil er eine in räumlicher Richtung gedachte Thätigkeitsbeziehung ausdrückt, auch nicht die Präposition, weil sie nebst der Richtung zugleich ein Dimensionsverhältniß aus-

drückt (§. 83). Die vollkommensten Substantivaladverbien sind wohl diejenigen, welche sich als besondere Flexionsformen darstellen, wie: coelitus, gregatim, κρύβδην u. s. f. Es scheint aber, daß solche besondere Flexionsformen des Substantivs zur Bezeichnung einer adverbialen Beziehung in der Sprache ursprünglich nicht vorhanden sind, und daß die jetzt in der Sprache vorhandenen Formen der Art theils den Pronominalformen nachgebildet, theils Abänderungsformen der Substantivkasus sind. Die gemeine Meinung, welche die Adverbien überhaupt als nicht flektirte und nicht flexible Gebilde ansieht, ist wohl gerade daher entstanden, daß die Endungen substantivaler Adverbien theils, weil sie nicht ursprünglich die eigentlich adverbiale Bedeutung haben, sich leicht wieder abschleifen, theils wegen der Verschiedenheit der Bedeutung nicht leicht als Kasus erkannt werden.

§. 95.

Die substantivalen Adverbien der Orts- und Zeitverhältnisse (§. 93) nähern sich auch darin noch den Pronominaladverbien derselben Klasse, daß sie Orts- und Zeitverhältnisse nur als solche bezeichnen, die auf den Sprechenden bezogen werden. Fast alle Sprachen bilden von dem Substantiv H a u s Adverbien, z. B. οἴκοθεν, οἴκαδε, domo, domum, domi, slav. doma (zu Hause), domoi (nach Hause), altnord. heiman (von Haus), schwed. hem (nach Hause), hemma (zu Hause), u. s. f. aber diese Adverbien drücken nicht eigentlich den Begriff H a u s, sondern die H e i m a t (das französische chez) und zunächst die Heimat des S p r e c h e n d e n aus. Eben so haben die substantivalen Zeitadverbien z. B. hodie, mane, vespere, pridie, propediem eine Beziehung zur Gegenwart des Sprechenden. Orts- und Zeitverhältnisse, welche nicht eine solche Beziehung haben, werden gewöhnlich nicht durch adverbiale Formen ausgedrückt.

Manche substantivale Adverbien dieser Klasse scheinen den Pronominaladverbien nachgebildet zu sein, z. B. die angelsächsischen suthan, northan, niwan (neulich), hwilon (zuweilen), das altnordische heiman u. m. A. welche in der Form mit heonon, hwanon, neothan, hindan zusammenfallen, und *οἴκοθεν*, *ὄκαδε*, *οὐρανόθεν*, *οὐρανόσε*, welche mit *ὅθεν*, *ἄλλοθεν*, *ἄλλοσε* u. s. f. zusammenfallen (§. 87. 88). Die meisten Orts- und Zeitadverbien werden jedoch durch die Thätigkeits- und Raumkasus des Substantivs gebildet; und alle Kasus kommen in dieser Bedeutung vor z. B. der Genitiv in: *νύκτος*, domi, nachts; angels. nihtes, allenthalben, diesseits; der Akkusativ in: domum, foras, allezeit; der Dativ in dem angelsächsischen hwilum (zuweilen), hwyrftum (abwechselnd); der Ablativ in: mane, vespere, hodie, domo, foris; der Instrumentalis in: dnem (altsl. dniio bei Tage); der Lokativ nach Dobrowsky in: gore (oben), utre (morgens) u. m. A. Die meisten Adverbien, und ins Besondere auch diejenigen, welche das Wo und Wann bezeichnen, fallen den Kasus der Richtung Woher — dem Genitiv, Ablativ u. s. f. — anheim; nur wenige, wie domum, foras, meistens solche, die das Wohin bezeichnen, sind Akkusative. Eigenthümliche Flexionsformen des Substantivs für Orts- und Zeitadverbien sind in der Sprache nicht vorhanden (§. 82.).

§. 96.

Weil ein organisches Beziehungsverhältniß nur möglich ist zwischen Thätigkeit und Sein (§. 47.); so kann das Adverb der Weise, wie jedes andere Adverb, nur in der Form eines Substantivs auf das Verb bezogen werden. Wir denken uns aber die Weise nur als Thätigkeit (§. 92.): das Adverb der Weise verbindet daher auf eine eigenthümliche Art

einen verbalen Begriff mit substantivischer Form; es steht auf eine besondere Weise zwischen Verb und Substantiv in der Mitte, und man könnte es daher in demselben Sinne ein partizipiales Gebilde nennen, in welchem wir oben das Adjektiv ein Partizip genannt haben (§. 31), und weiter unten auch das Gerundium und Supin Partizipialien nennen werden. Das Adverb der Weise unterscheidet sich vom Adjektiv wirklich nur darin, daß es nicht wie dieses auf ein Substantiv, sondern auf das Verb bezogen wird. Daher erklärt es sich denn auch, daß alle Adverbien der Weise unmittelbar entweder vom Verb selbst, oder vom Adjektiv, oder doch von solchen Verbalsubstantiven gebildet werden, welche noch als Abstrakta den Begriff des Verbs selbst ausdrücken; daher ferner, daß das Adverb der Weise in der Sprache mit dem Adjektiv so leicht Bedeutung und Stellung vertauschet, wie besonders in der deutschen Sprache, z. B. laut sprechen, und ein ernstliches Wort, und in der lateinischen Sprache, z. B. citus subscribe; daher endlich, daß das Adverb sich so häufig in der Form dem Partizip nähert, z. B. in: funditus, antiquitus, privatim, gradatim, statim, repente, profecto, eilends, zusehends, vergebens. Wie die adjektivische Sproßform z. B. sandig, bergig, kindisch ein durch die Adjektivendung wieder verbal gewordenes Substantiv (§. 31); so ist umgekehrt die adverbiale Sproßform z. B. lieblich, schamhaft, raptim, libenter ein durch die Endung substantivisch gewordenes Verb.

Da das substantivale Adverb der Weise den verbalen Begriff einer Thätigkeit hat, und die Beziehung desselben als reine Thätigkeitsbeziehung gedacht wird, in welcher keine Richtung unterschieden wird; so steht sie derjenigen Beziehung am nächsten, welche durch die Thätigkeitskasus des Substantivs ausgedrückt wird: daher treten diese Kasus auch sehr häufig

an die Stelle des Adverbs, z. B. der Genitiv in dem angelsächsischen sothes wahrlich, nedes gezwungen, dearnunga heimlich, faeringa plötzlich, und in: flugs, stracks, gutes Muthes, gählings, vergebens u. s. f.; und der Akkusativ in: δεινόν, ταχύ, parum, nimium, in: ζῇ βίον ἥδιστον er lebt ein angenehmes Leben (statt angenehm), u. m. A. Im Finnischen ist der Deskriptiv, durch welchen die Adverbien der Weise gebildet werden, in der Form von dem Genitiv kaum unterschieden. Wenn Adverbien der Weise durch Raumkasus gebildet werden z. B. durch den Dativ in: σπουδῇ, κοινῇ, angels. miclum sehr, und durch den Ablativ in: forte, sponte, tuto, subito u. s. f.; so wird der Begriff derselben nicht eigentlich als Weise d. h. als Thätigkeit, sondern als Ursache d. h. als Ding (Mittel oder Werkzeug) bezeichnet.

Da das Adverb der Weise einen verbalen Begriff in substantivischer Form darstellt, so ist die adjektivische Stammform (§. 30.) z. B. schnell nebst dem Partizip z. B. eilend diejenige Wortform, welche ihrer Natur nach demselben am meisten entspricht. Das Substantiv z. B. Glück, und die von dem Substantiv gebildete adjektivische Sproßform z. B. mächtig kann nur in so fern zum Adverb (glücklich, mächtiglich) werden, als der in dem Substantiv liegende verbale Begriff (gelingen, mögen) wieder lebendig hervortritt. Die unbestimmteste Form des Adjektivs — die des sächlichen Geschlechtes — ist auch die allgemeinste Form für das Adverb der Weise. Es erscheint in dieser Form im Griechischen z. B. in: δεινόν, ταχύ, im Lateinischen z. B. in: multum, facile, im Slavischen z. B. in: prawo (recht), prasdno (müßig), im Nordischen z. B. in: godt (gut), langt (lange); und auch das altdeutsche harto, skono, (hart, schön) scheint nichts als das Adjektiv sächlichen Geschlechtes zu sein. Im Gothischen

hat nämlich das Adjektiv sächlichen Geschlechtes in der neuen (schwachen) Form z. B. blindo, und auch das Adverb z. B. sundro (einzeln), frumozo (eher), die Endung o, welche zwar in dem altdeutschen Adjektiv in ein a z. B. blinta, guata, überging, sich aber in dem altdeutschen Adverb erhielt, demnächst zu einem e verflachte, und zuletzt ganz abgeschliffen wurde. Das gothische und altdeutsche Adverb unterscheidet sich darin von dem nordischen, daß Jenes die Endung der neuen Form (sundr-o, hart-o), Dieses hingegen die Endung der alten Form hat (god-t, lang-t): und es scheint, daß die lateinische Endung e (caule, probe) ursprünglich die Endung des sächlichen Geschlechtes der zweigeschlechtigen Adjektiven (brevis, mitis) ist, welche auch die dreigeschlechtigen Adjektiven sich als Adverbialendung angeeignet haben. Es scheint nämlich, wie wir bei der Betrachtung der Flexion sehen werden, daß im Lateinischen die Deklination der zweigeschlechtigen Adjektiven sich zu der der dreigeschlechtigen verhält, wie in den germanischen Sprachen die neue Form zur alten. Auch sehen wir an den Adverbien: grave, lene, mite, triste, viride, facile u. m. A., daß die Form e nicht eigentlich auf die Adjektiven dreier Endungen beschränkt ist, sondern ursprünglich die allgemeine Form der Adjektivaladverbien gewesen sein mag. Da die Sprache für Substantiven und Adjektiven sächlichen Geschlechtes überall keinen Akkusativ hat; so hat die Frage, ob die hier bezeichneten Adjektivaladverbien für Akkusative zu halten seien, eigentlich keinen Sinn; und man könnte dagegen die Frage aufwerfen, ob nicht hier die Geschlechtsform für sich ohne alle Kasusform die adverbiale Beziehung ausdrücke.

In der griechischen Sprache ist die Form ῶς (καλῶς) die allgemeine Form fast aller Adjektivalien geworden. Man könnte diese Form als den Genitiv der dritten Deklination ansehen, der als Adverbialform auf alle Adjektiven überge-

gangen sei. Allein vergleicht man diese Form mit den Pronominalformen ὡς, τώς; und erwäget man zugleich, daß die Endung ως häufig mit ω wechselt, wie in: οὕτω, ἀγχοτάτω, μακροτέρω, statt οὕτως u. s. f., und daß die Endung ω auch in ἄνω, κάτω, ἔξω und andern Adverbien pronominaler Bedeutung (§. 88) häufig vorkömmt *): so scheint es, daß ως ursprünglich eine auf das Adjektiv übergegangene Pronominalform ist (§. 94.).

§. 97.

Da das Adverb der Weise die Bedeutung eines Partizipiale in dem oben (§. 96.) angegebenen Sinne hat; so gibt sich das Adjektiv, welches an sich ebenfalls eine partizipiale Bedeutung hat (§. 31.), gewissermaßen von selbst als Adverb, ohne daß es einer bestimmt individualisirten Form bedürfte, um dasselbe als Adverb zu bezeichnen. Daher hat in der deutschen Sprache das Adjektiv auch ohne eine besondere adverbielle Form die Funktion des Adverbs. Ganz anders verhält sich die Sache beim Substantiv und beim Verb. Das Substantiv kann als solches eigentlich nicht zum Adverb werden. Um Adverb zu werden muß es zuvor den Begriff eines Verbs oder Adjektivs annehmen; und es nimmt daher auch häufig zuvor die Form derselben an, wie in: leg-ali-ter, loc-ali-ter, frug-ali-ter, hum-ani-ter, civ-ili-ter, mulie-bri-ter, ανθρωπ-ικ-ῶς, βασιλ-ικ-ῶς, welche zunächst von dem Adjektiv (legalis, ἀνθρωπικός u. s. f.), und in greg-a-tim, grad-a-tim, caterv-a-tim, ἑλλην-ισ-τί, γυναικ-ισ-τί, welche zunächst von dem Verb (grego, ἑλληνίζω u. s. f.) gebildet werden. Das Verb hingegen muß, um Adverb zu werden, die Form eines Partizips annehmen, wie in: privatim, statim, raptim,

*) S. Buttmann's gr. Gramm. 1810. §. 102. 6.

libenter, κρύβδην, βάδην, ἀγελαστί, ἀνιδρωτί. Die substantivalen und verbalen Adverbien haben daher im Allgemeinen bestimmter individualisirte Formen, deren gemeinsame Bedeutung darin besteht, daß sie den Begriff des Substantivs und Verbs als einen partizipialen bezeichnen. Von dieser Art sind die Formen τί (ὀνομαστί), δην (σποράδην), δόν (βοτρυδόν, ter (pueriliter, nobiliter), tim (furtim), tus (funditus, radicitus), und lich (schriftlich). Die lateinische Form ter ist nicht eigentlich die Form der Adjektivalien: denn nur die Adjektiven einer und zweier Endungen, welche meistens Sproßformen sind, und sich mehr dem Substantiv nähern, nicht aber die dreigeschlechtigen Adjektiven, in denen sich das ursprüngliche Adjektiv (die Stammform) in seiner eigentlichen Form darstellt, sind der Adverbialform ter empfänglich. Es scheint nicht ohne Bedeutung zu sein, daß sowohl die lateinischen als griechischen Endungen ter, tim, tus, und τί, δην, δον den starren Zungenlaut mit einander gemein haben, welcher der Grundlaut des lateinischen Partizips und des griechischen adjectivum verbale (φιλητός ebenfalls eines Partizips) ist. Nimmt man an, daß der Zungenlaut die partizipiale Form des Wortes bezeichnet; so scheinen die besonderen Endungen Kasus des Partizips zu sein, nämlich die Form τι ein Dativ, δην, δον und tim Akkusative, und tus (wie in: partus, tactus) ein Genitiv. Für die Endung ter hat die Substantivdeklination keine analoge Form, und es möchte zu gewagt sein, sie mit den Endungen ter und tra in den Ortsadverbien inter, subter, intra, subtra (§. 88.) zusammenzustellen.

Auf der Bildung der Adverbialformen überhaupt liegt noch eine Dunkelheit, deren gänzliche Aufhellung ferneren Forschungen aufgehoben bleibt. Ins Besondere gilt dieses aber von der deutschen Adverbialform lich. Es ist bereits

an einem andern Orte *) entwickelt worden, warum wir die Form lich für eine Adverbialform, und zwar für eine ursprüngliche Endung halten müssen. Das an jenem Orte Gesagte wird durch das, was so eben von der Bildung des Adverbs der Weise, und ins Besondere von der partizipialen Bedeutung desselben gesagt wurde, in ein helleres Licht gesetzt. Ursprünglich ist nur dem Verbalsubstantiv, in sofern es den abstrakten Begriff einer Thätigkeit ausdrückt, die Form lich eigen. Diese Form wird zwar jetzt, und wurde noch häufiger früher auch von Adjektiven gebildet: allein im Altdeutschen war die Endung o die gemeine Form der Adjektivalien (§. 96.); und da man nicht wohl voraussetzen kann, daß die Substantivalien und Adjektivalien ursprünglich durch dieselbe Form gebildet wurden; so müssen wir wohl annehmen, daß die Form lich erst später von den Substantivalien auf manche Adjektivalien übergegangen ist. Da die deutsche Sprache ursprünglich die Sproßformen nicht unmittelbar von dem Wurzelverb, sondern von den Stämmen bildet; so müssen wir die von Verben gebildeten Formen wie: befindlich, beweglich, dienlich, ebenfalls für Gebilde einer neuern Zeit halten **). Wie in der griechischen und lateinischen Sprache Substantivalien und Verbalien durch die Endungen τι, δην, δον, und ter, tim, tus gebildet werden; so werden in der deutschen Sprache ursprünglich nur Substantivalien durch die Endung lich gebildet. Da aber das Adverb der Weise den Begriff einer Thätigkeit hat; so können eigentlich nur diejenigen Substantiven diese Form annehmen, welche den abstrakten Begriff der Thätigkeit ausdrücken, wie: Abscheu, Absicht, Angst, Ansehn, Ausdruck, Bedacht, Betrug, Ehre, Eid, Er-

*) Deutsche Wortbildung §. 88. 104.

**) Deutsche Wortbildung §. 105.

trag, Friede, Gebrauch, Gebrechen, Gefahr, Gemach, Gericht u. s. f. Wir haben zwar auch einige Adverbien dieser Form von Substantiven konkreter Bedeutung, wie: mündlich, wörtlich, örtlich, häuslich, höflich, ländlich, klösterlich, leiblich, geistlich, fleischlich: allein das Substantiv hat in diesen Formen eigentlich nicht mehr den konkreten Begriff eines Seins, sondern den abstrakten Begriff der Weise, wie etwas geschieht, also einer Thätigkeit, z. B. Mund und Wort den des Sprechens. Da die eigentliche Bedeutung dieser Form darin besteht, daß sie eine Thätigkeit als Weise ausdrückt; so ist es sehr natürlich, daß sie sehr bald nicht mehr bloß von dem Verbalsubstantiv, sondern auch von dem Verb selbst gebildet wurde, wie in: begreiflich, beweglich, dienlich, merklich, empfindlich u. s. f. Auch die partizipiale Form tritt häufig hervor z. B. in: hoffentlich (hoffend-lich), flehentlich, wissentlich, geflissentlich (geflissen-lich) gelegentlich, wie in: libenter, gregatim, raptim. Aus dem in der Form lich liegenden Begriffe einer Thätigkeit erklärt sich auch, wie diese Form einerseits bei Personennamen z. B. in: königlich an die Stelle der adjektivischen Form isch (königisch) treten, und andererseits in: weißlich, röthlich eine diminutive Bedeutung annehmen konnte. Denn die Form isch drückt auch, wie die ihr verwandte Form er in: Ritter, eine Thätigkeit aus; und in: weißlich, röthlich (albescens, rufescens) liegt ebenfalls der Begriff einer Thätigkeit — des Weißwerdens, Rothwerdens (albescere, rufescere). Von diesen adjektivischen Formen ist jedoch die eigentlich adverbiale Form lich zu unterscheiden. Diese kann nur alsdann adjektivisch gebraucht werden, wenn sie als Ausdruck einer Weise attributiv oder, was seltner geschieht, prädikativ auf ein Substantiv bezogen wird, welches entwe-

der als Abstraktum eine Thätigkeit, oder als Konkretum ein Thätiges ausdrückt; Beispiele von Jenem sind z. B. eine absichtliche Lüge, ein glückliches Spiel, und von Diesem z. B. ein absichtlicher Lügner, ein glücklicher Spieler, ein heimlicher Dieb. Es ergibt sich hieraus von selbst, was von dem in der neuesten Zeit aufgekommenen Gebrauche zu halten sei, nach welchem man auch sagt sprachliche Kenntnisse, und wörterbüchliche Arbeiten, obgleich Sprache und Wörterbuch weder als Weise, noch überhaupt als Thätigkeit auf Kenntnisse und Arbeit können bezogen werden.

§. 98.

Der Werth, den das substantivale Adverb als Faktor in dem objektiven Satzverhältnisse hat, ist verschieden, je nachdem es zu den Orts- und Zeitadverbien, oder zu den Adverbien der Weise gehört. Da Raum und Zeit an sich nur Beziehungen der Begriffe sind, und auch die substantivalen Orts- und Zeitadverbien mehr oder weniger durch die Beziehung zu dem Sprechenden ihre Bedeutung erhalten (§. 95.): so können diese nicht wohl den Hauptbegriff des Prädikates haben, und sie haben daher in dem objektiven Satzverhältnisse gewöhnlich, wie die Pronominaladverbien, die untergeordnete Bedeutung und Betonung des Beziehungswortes, und das Verb oder Adjektiv hat den Hauptton, wie z. B. dein Freund ist allenthalben beliebt, er ist allezeit heiter, er studirt morgens, er geht abends spaziren. Nur bei einer Inversion des Verhältnisses übernimmt das Adverb den Hauptbegriff und den Hauptton z. B. ich habe ihn allenthalben gesucht, er verreiset schon morgen. Dagegen hat das Adverb der Weise, weil es den Begriff des Verbs eigentlich gestaltet, und dem Prädikate seinen vollen Inhalt gibt, die Bedeutung und Betonung des Hauptbe-

griffes z. B. er spielt glücklich, er reitet schnell, er schreibt schön, er hat es mir schriftlich gemeldet. Jedoch geschieht auch zuweilen bei dem Adverb dasselbe, was oben schon von dem attributiven Adjektiv bemerkt wurde (§. 66.), daß nämlich wenig oder nichts sagende Adverbien gebraucht werden, welche alsdann untergeordnete Betonung haben wie in: Einen freundlich grüßen, er ist glücklich angekommen.

§. 99.

Wie das nach den verschiedenen Artikulationsstufen der Laute, und nach der Differenz der artikulirenden Organe gestaltete System der Laute (§. 14.) das Lautsystem aller Sprachen ist; so bildet die Gliederung des Satzes in das prädikative, attributive und objektive Beziehungsverhältniß, und die Verzweigung des objektiven Verhältnisses in das des Thätigkeitskasus, des Raumkasus und des Adverbs ein System, welches das syntaktische System aller Sprachen ist. Wie das ganze Lautsystem sich auf organische Weise gewissermaßen aus Einem Grundlaute — dem noch nicht individualisirten Vokale — entwickelt; so entwickelt sich das ganze syntaktische System aus Einem Grundverhältnisse — dem zum Gegensatze von Thätigkeit und Sein gestalteten Begriffe der Thätigkeit. Durch die Entwickelung aller Sprachlaute aus Einem Grundlaute ist die mannigfaltige Verwandtschaft der Laute, und mit dieser zugleich die Möglichkeit von mannigfaltigen Uebergängen der Laute untereinander gegeben (§. 43.). Eben so ist nun durch die Entwickelung der mannigfaltigen syntaktischen Verhältnisse aus Einem Grundverhältnisse eine mannigfaltige Verwandtschaft dieser Verhältnisse, und mit dieser die Möglichkeit mannigfaltiger Uebergänge aus Einem Verhältnisse in das Andere gegeben. So geschieht es, daß dieselbe Beziehung der Be-

griffe in verschiedenen Sprachen und Mundarten durch verschiedene syntaktische Formen ausgeprägt wird. Diese verschiedenen Formen verhalten sich in Beziehung auf die Rede, wie sich die mundartischen Abänderungen in Beziehung auf das Wort verhalten. Wie Diese zusammengenommen die besondere Mundart (den Dialekt); so machen Jene zusammengenommen das Idiom der besondern Sprache aus. Das Idiom findet seine Erklärung in den Verwandtschaften der syntaktischen Formen, wie die mundartischen Formen in den Verwandtschaften der Laute. Vermöge dieser Verwandtschaften tritt häufig eine attributive Form in die Stelle eines Prädikativs (§. 62.), und eine objektive Form in die Stelle des Attributivs (§. 64); der Thätigkeitskasus wechselt mit dem Raumkasus, und beide wechseln mit dem Adverb (§. 74. 95.); den Akkusativ vertritt hier der Genitiv, dort der Dativ (§. 70. 79.) u. s. f. Grammatiker, welche die organische Bedeutung der syntaktischen Formen und ihre Verwandtschaften nicht beachten, fallen leicht in den Fehler, daß sie das Idiom einer besondern Sprache als die Norm aller Sprache ansehen; und sie versuchen alsdann oft von dieser Norm abweichende Redeformen durch künstliche Erklärungen mit derselben in Uebereinstimmung zu setzen. Ins Besondere nehmen sie ihre Zuflucht häufig zu Ellipsen. Indem sie z. B. voraussetzen, jeder Genitiv müsse als Attributiv von einem Substantiv, jeder Ablativ von einer Präposition, jede Präposition als Adverb von einem Verb regirt werden; glauben sie da, wo das regirende Substantiv, Verb oder die Präposition sich nicht vorfindet, eine Ellipse annehmen zu müssen. Nun gibt es zwar in einzelnen Fällen allerdings solche Ellipsen: allein wenn für ein bestimmtes Beziehungsverhältniß in einer oder sogar in mehreren Sprachen ganz allgemein immer dieselbe Form gebraucht wird, wie z. B. der Genitiv nach den Verben gewisser Bedeutungen (§. 73.)

der lateinische Ablativ nach dem Komparativ, und in der Bedeutung der Ursache, des Mittels u. s. f. (§. 80.); so kann man diese Formen nicht durch Ellipsen erklären.

Drittes Kapitel.

Verhältnisse des zusammengesetzten Satzes.

§. 100.

Der einfache Satz entwickelt sich zu einem zusammengesetzten Satze, indem ein Faktor eines Satzverhältnisses sich zu einem Satze erweitert. Wir nennen das zu einem Satze erweiterte Substantiv einen Substantivsatz, und das zu einem Satze erweiterte attributive Adjektiv einen Attributivsatz; und unterscheiden beide als Nebensätze von dem selbstständigen, nicht aus dem Faktor eines Satzverhältnisses entwickelten Hauptsatze (§. 58). Dadurch daß der Nebensatz als Faktor eines organischen Satzverhältnisses hervortritt, ist er mit einem andern Satze, der Hauptsatz oder auch selbst wieder Nebensatz ist, zu einer organischen Einheit verbunden. Von dieser Verbindung zweier Sätze ist die Verbindung koordinirter Sätze zu unterscheiden, welche nicht zusammen eine organische Einheit ausmachen, sondern als von einander unabhängige Sätze — Hauptsätze oder Nebensätze — neben einander bestehen. Koordinirte Sätze werden gewöhnlich durch Adverbien verbunden, welche bloß die Bedeutung von Raum- oder Zeitverhältnissen haben: Nebensätze hingegen werden, weil sie als Faktoren eines Satzverhältnisses auf den andern Faktor bezogen werden, durch Formen verbunden, welche die Bedeutung substantivischer oder adjektivischer Flexionsendungen haben.

Der zusammengesetzte Satz ist demnach nicht wirklich zusammengesetzt, sondern er hat sich aus dem einfachen Satze entwickelt: und der Nebensatz ist nicht ein mit dem Hauptsatze zusammengefügter Satz, sondern ein zu einem Satze entwickeltes Substantiv oder Adjektiv des Hauptsatzes; und so wird aus dem einfachen Satze, z. B. er weinte vor Schmerzen, der zusammengesetzte Satz: er weinte, weil er Schmerzen hatte. Man könnte glauben, daß sich die Sache gerade umgekehrt verhalte, und daß ursprünglich koordinirte Sätze die Form von Nebensätzen, und diese oft die Form des einfachen Substantivs oder Adjektivs annehmen. Nach dieser Vorstellungsweise würde aus den koordinirten Sätzen: er weinte, denn er hatte Schmerzen, der zusammengesetzte Satz: er weinte, weil er Schmerzen hatte, und zuletzt der einfache Satz: er weinte vor Schmerzen. Man könnte für diese Ansicht ins Besondere anführen, daß Kinder und Ungebildete meistens in koordinirten Sätzen zusammenstellen, was wir gewöhnlich in Hauptsätzen und Nebensätzen verbinden, z. B. Es war einmal ein König, der war sehr mächtig, und hatte große Schätze, und er hielt sich für den glückseligsten aller Menschen. Und da kam zu ihm ein Mann, der war sehr weise; und der König zeigte ihm alle seine Schätze, und fragte ihn u. s. f. Allein diese Art zu reden hat eigentlich nur Statt, so lange das Denkvermögen selbst noch zu wenig entwickelt ist, um den Stoff vollkommen in die Form aufzunehmen; und Beziehungen, welche auf dieser Stufe noch nicht klar gedacht werden, können auch noch nicht durch die Sprache ausgedrückt werden. Wie alle Bildung in der Sprache, so müssen wir auch die Bildung des zusammengesetzten Satzes uns als eine Entwickelung und nicht eigentlich als eine Zusammensetzung denken: und bei einer vergleichenden Betrachtung der verschiedenen Sprachen sieht man deutlich,

daß die Nebensätze ursprünglich nichts anders als entwickelte und mehr individualisirte Substantiven und Adjektiven sind.

§. 101.

Nicht jedes attributive Adjektiv, und nicht jedes abstrakte Verbalsubstantiv ist an sich schon geeignet, sich zu einem Nebensatze zu entwickeln. Man sagt anstatt: ein feiger Soldat, nicht wohl: ein Soldat, der feige ist; und anstatt: ich habe mich über deine Ankunft gefreuet, nicht leicht: ich habe mich darüber gefreuet, daß du angekommen bist; es sei denn, daß man den Begriffen feige und Ankunft theils durch den größern äußern Umfang des Ausdruckes, theils durch die veränderte topische Stellung eine größere Wichtigkeit der Bedeutung geben wollte (§. 65.). Ist aber das attributive Adjektiv oder das Verbalsubstantiv mit einem Substantiv zu einem objektiven Satzverhältnisse verbunden, wie in: ein vor dem Feinde immer feiger Soldat, und ich habe mich über deine Ankunft zu meinem Geburtstage gefreuet: so entwickeln sich beide leicht und natürlich zu Nebensätzen. Man irret jedoch, wenn man glaubt, das Adjektiv und das Substantiv werde in diesem Falle nur in einen Nebensatz verwandelt, um einer durch die Erweiterung zu einem objektiven Satzverhältnisse herbeigeführten Unbequemlichkeit des Ausdruckes abzuhelfen, und wenn man den ganzen Vorgang als eine bloß äußere stylistische Verbesserung ansieht, durch welche der Ausdruck fließender werden soll. Indem das Adjektiv und das Verbalsubstantiv mit einem Substantiv in ein objektives Satzverhältniß tritt; nimmt der Begriff derselben eine andere Form an. In dem Adjektiv, welches für sich den Begriff einer ruhend und haftend gewordenen Thätigkeit, und in dem Verbalsubstantiv, welches für sich den Begriff einer zu einem Sein gewordenen Thätigkeit hat, wird dadurch, daß sie ei-

nem auf sie bezogenen Sein (dem Objekte) entgegengesetzt werden, nothwendig der verbale Begriff der Thätigkeit wieder frei: das Adjektiv wird zum Partizip, und das Substantiv zum Gerundium oder Supin. Nur Partizip, Infinitiv, Gerundium und Supin sind an sich geeignet, sich zu Nebensätzen zu entwickeln; oder um uns richtiger auszudrücken, der Nebensatz ist nur ein analytischer Ausdruck des Partizips, Infinitivs, Gerundiums oder Supins. Denn dieselben Beziehungsverhältnisse, welche synthetische Sprachen durch Flexionsformen (Partizip, Infinitiv, Gerundium und Supin) ausdrücken, werden in analytischen Sprachen, weil ihnen diese Flexionsformen zum Theile mangeln, oder auch weil die ihnen eigenthümliche Topik keinen freien Gebrauch derselben gestattet, durch Nebensätze ausgedrückt. Das Relativpronom im Attributivsatze hat die Bedeutung der Geschlechts- und Kasusendung eines Partizips, und die Konjunktion in einem Substantivsatze hat eben so die Bedeutung der Flexionsform des Infinitivs, Gerundiums und Supins. Wir können daher die eigentliche Bedeutung und die Verhältnisse der Nebensätze zum Hauptsatze erst dann verstehen, wenn wir die Bedeutung und die Verhältnisse des Partizips, Infinitivs, Gerundiums und Supins erkannt haben.

§. 102.

Wir haben zwar alle in der Sprache ausgedrückten Begriffe in Begriffe der Thätigkeit und Begriffe des Seins, und alle Begriffswörter in Verben und Substantiven unterschieden (§. 25). Zwischen Verb und Substantiv liegen jedoch in der unentschiedenen Mitte Wörter, welche den Begriff nicht als den einer freien Thätigkeit, auch nicht als den eines räumlich gedachten Seins, sondern als einen Mittelbegriff zwischen Thätigkeit und Sein bezeichnen, und daher nicht eigentlich Verben, auch nicht eigentlich Substantiven,

sondern Wörter sind, die zwischen Verb und Substantiv in der Mitte stehen. Der Name Mittelwort oder Partizip würde diese Wörter am besten bezeichnen: allein die Grammatik hat diese Benennung einmal auf eine besondere Art dieser Wörter ausschließlich beschränkt; wir bezeichnen daher alle jenen Mittelbegriff ausdrückenden Wörter mit der umfassendern Benennung der Partizipialien, welche schon die ältesten römischen Grammatiker in derselben Bedeutung gebraucht haben. Der eigentliche Charakter dieser Wörter wird im Allgemeinen bezeichnet, wenn man sagt, daß sie den Begriff des Verbs in der Form des Substantivs haben. In diesem Sinne gehört auch das Adjektiv überhaupt gewissermaßen zu den Partizipialien (§. 31); und noch bestimmter tritt der hier bezeichnete partizipiale Charakter an dem Adverb der Weise hervor (§. 96). In dem Begriffe der eigentlichen Partizipialien, von welchen hier zunächst die Rede ist, liegt jedoch zugleich die Bestimmung, daß sie zwar die Form eines Substantivs (oder Adjektivs) haben, aber zugleich als Verben in einem objektiven Beziehungsverhältnisse stehen, oder doch stehen können. Auf diese Weise ist das Partizipiale zugleich Faktor von zwei verschiedenen Beziehungsverhältnissen; z. B. in: ivit spectatum ludos, ist das Partizipiale Faktor des Verhältnisses: ivit spectatum, und zugleich Faktor des Verhältnisses: spectatum ludos; in dem Erstern steht es als Objekt (Substantiv) dem Verb, und in dem Letztern als Verb dem Objekte gegenüber. Eben so ist das Partizip in: der nach Ruhm strebende Jüngling Attributiv (Adjektiv) und zugleich Verb; und die Bedeutung des Partizipiale hat, weil es Substantiv (oder Adjektiv) und zugleich Verb ist, gleichsam eine zwiefache Gestalt.

Die hier bezeichnete partizipiale Bedeutung ist nun die eigentliche Bedeutung derjenigen verbalen Formen, welche die Grammatik als Partizip, Infinitiv, Gerun-

dium und Supin bezeichnet, und von denjenigen verbalen Gebilden unterscheidet, die als eigentliche Verbalsubstantiven oder als eigentliche Adjektiven nicht mehr fähig sind, als Verben in ein objektives Beziehungsverhältniß zu treten. Es tritt hier jedoch auf eine auffallende Weise hervor, daß die Bedeutung des Wortes nicht sowohl von der grammatischen Form des Wortes selbst, als von seiner Beziehung in der lebendigen Rede abhängt. Denn obgleich die oben genannten Formen die eigentlichen Formen der Partizipialien sind; so finden sich einerseits Formen dieser Art, welche keine partizipiale Bedeutung haben z. B. der flektirte Infinitiv der deutschen Sprache; und andererseits nehmen auch wohl Verbalsubstantiven und Adjektiven, indem sie wie Verben in ein objektives Beziehungsverhältniß treten, partizipiale Bedeutung an, z. B. in: Iustitia est obtemperatio scriptis legibus, spes reditionis domum, Furcht vor dem Tode, die Bitte um Antwort, treu seinem Berufe, eingedenk der empfangenen Wohlthat. Da die Partizipialien zwischen Verb und Substantiv in der Mitte stehen, und an der Natur Beider Theil haben; so finden wir in ihnen auch zwiefache Flexionsformen: Zeitformen an dem Infinitiv und Partizip, und Kasusformen in dem Partizip und Supin: nur die Personalformen mangeln den Partizipialien gänzlich. Da in den Partizipialien die Form substantivisch ist; so kann das Subjekt des Partizipiale nicht, wie bei dem Verb, als Subjekt durch den Nominativ bezeichnet werden; es muß daher oft entweder als Attributiv des Partizipiale durch den Genitiv, oder zugleich mit dem Partizipiale als Objektiv durch einen andern Kasus ausgedrückt werden. Ersteres geschieht besonders in der finnischen Sprache, welche dem Infinitiv und dem participium temporale (welches die Bedeutung eines Gerundiums hat) eben so, wie anderen Substantiven, den

Genitiv des Possessivpronoms suffigirt; und Letzteres bei dem Infinitiv mit einem Akkusativ, und bei dem casus absolutus z. B. me dormiente.

Der partizipiale Begriff als ein solcher, der zwischen dem verbalen Begriffe der Thätigkeit und dem substantivischen Begriffe des Seins in der unentschiedenen Mitte liegt, läßt an und für sich genommen nicht wohl eine scharf bestimmte Unterscheidung in besondere Arten dieses Begriffes zu. Wir finden zwar mehr oder weniger allgemein die verschiedenen Formen des Partizips für die adjektivische, und die des Infinitivs, Supins und Gerundiums für besondere Arten substantivischer Bedeutung. Allein die Sprache selbst schwankt vielfältig in dem Gebrauche dieser Formen, und läßt die Eine für die Andere eintreten; indem sie oft denselben partizipialen Begriff unter denselben Verhältnissen bald als einen adjektivischen auf ein Substantiv, bald als einen substantivischen auf das Verb bezieht, und dem substantivischen Begriffe bald die Form des Infinitivs bald die des Supins gibt, wie z. B. in: venit salutatum matrem und salutaturus, cupidus videndi matrem, und videndae matris, *αἰσχύνομαι ταῦτα ποιήσας* und pudet me haec fecisse, peritus cantandi und cantare. Wir sehen hier, daß die Form des Partizipiale überall nicht sowohl von dem Begriffe, als von seiner Beziehung abhängt. Wir dürfen uns daher auch nicht wundern, wenn die Grammatik bei der Bezeichnung der jeder besondern Form eigenthümlichen Bedeutung unbestimmt und schwankend ist. Man kann die verschiedenen Formen der Partizipialien zwar dadurch unterscheiden, daß in der Einen die verbale, in der Andern die sustantivische Bedeutung vorherrschend ist. Offenbar ist das eigentliche Partizip mehr verbaler Natur als die andern Partizipialien: auch hat der Infinitiv, wie er in der Verbindung mit den Verben wollen, mögen, können

u. s. f. vorkömmt, noch nicht so bestimmt substantivische Bedeutung, als die Supinen; und die deutsche Sprache unterscheidet daher diesen Infinitiv dadurch, daß sie ihn ohne Präposition mit dem andern Verb verbindet *). Allein wenn man die Partizipialien bloß in dieser Hinsicht mit einander vergleicht, so sieht man nicht deutlich ein, wie der Infinitiv z. B. in: ich wünsche ihn zu sehen, du zwingst ihn zu schweigen von den lateinischen Gerundien, und die Gerundien von den Supinen unterschieden seien. Auch gibt uns diese Betrachtungsweise keinen bestimmten Aufschluß darüber, welche Formen man eigentlich unter den Gerundien, und welche unter den Supinen begreifen soll.

Da alle Partizipialien den Mittelbegriff zwischen Thätigkeit und Sein (Verb und Substantiv) mit einander gemein haben; so kann eine bestimmte Unterscheidung der besondern Arten nicht wohl von dem Begriffe ausgehen, welchen die Partizipialien an und für sich ausdrücken; sie kann nur aus der Beziehung hervorgehen, in welcher die Partizipialien als Faktoren der Satzverhältnisse stehen. Wir haben aber schon bemerkt, daß alle Partizipialien in einem zwiefachen Beziehungsverhältnisse stehen. Nach der einen Seite stehen sie in einer verbalen Beziehung mit einem Objekte; und da dieses Beziehungsverhältniß allen Partizipialien gemein ist, so kann es ebenfalls keine Unterscheidung der besondern Arten begründen. Nach der andern Seite stehen dieselben entweder mit einem Substantiv in einem attributiven, oder mit dem Verb in einem objektiven Beziehungsverhältnisse; und in dem letztern Falle lassen sich in der Beziehung des partizipialen Objektivs eben so, wie in der des substantivischen, die Verhältnisse des Thätigkeitskasus, des

*) Vergl. W. v. Humboldt über die in der Sanskritsprache gebildeten Verbalformen in der ind. Biblioth. B. 2. H. 1. S. 78 u. f.

Raumkasus und des Adverbs unterscheiden. Durch diese Unterscheidung der Beziehungsverhältnisse ist nun zugleich ein bestimmter Unterschied der Partizipialien gegeben: wir unterscheiden und benennen demnach füglich die besondern Arten der Partizipialien nach der Stelle, welche sie als Faktoren eines Satzverhältnisses einnehmen.

§. 103.

Das Partizipiale ist entweder als *Attributiv* auf ein Substantiv bezogen, z. B. in: ein der Heimat *zueilender* Wanderer, die vom Feinde *zertretenen* Saaten; und wir nennen es alsdann *Partizip*: oder es ist als *Objektiv* auf ein Verb bezogen; und steht als Objektiv entweder in dem Verhältnisse des *Thätigkeitskasus* z. B. des Akkusativs wie in: cupio *videre* patrem, er verbot ihm Wein zu *trinken*, und wir nennen es alsdann *Infinitiv*; odes es steht in dem Verhältnisse eines *Raumkasus* wie in: eo *salutatum* amicos, nihil *agendo* male agere discimus, und wir nennen es alsdann *Supin*; oder es steht endlich in dem Verhältnisse eines *Adverbs* (der Weise, oder der Zeit) wie in: mit lauter Stimme *schreiend* verkündigte er, Thränen *vergießend* (en pleurant) bat er, sole *oriente* profectus est, und wir nennen es alsdann *Gerundium*. Dieses der organischen Entwickelung des Satzes entsprechende System der Partizipialien tritt auf bestimmte Weise in allen Sprachen hervor, obgleich die besondern Formen desselben eben so wenig, als die besondern Formen des Kasussystems, sich in jeder besondern Sprache vollständig nachweisen lassen. Nur der Hauptunterschied eines attributiven und objektiven Partizipiale ist in allen Sprachen durch bestimmte Formen (Partizip und Infinitiv) unterschieden. Wo besondere Formen für das Supin und Gerundium mangeln, werden sie,

Ersteres durch den Infinitiv, Letzteres durch das Partizip vertreten, jedoch so, daß die Vertretung auf irgend eine Weise, z. B. durch die Stellung, oder durch hinzugefügte Artikel, oder Präpositionen bezeichnet wird. Wie das Kasussystem, so hat sich auch das System der Partizipialien in keiner der bekannten Sprachen in einer solchen Mannigfaltigkeit der Formen entwickelt, als in der finnischen. Diese Sprache hat nämlich drei Zeitformen attributiver Partizipien, und drei Zeitformen von Infinitiven mit manchen andern Sprachen gemein. Sie hat ferner vier Supinen, welche in der Form mit den Raumkasus derselben Sprache, und in der Bedeutung mit dem Supin und mit den Gerundien der lateinischen Sprache zusammenfallen; und bildet außerdem noch ein Supin durch den Faktitiv eines Infinitivs. Sie hat endlich vier Gerundien, welche die Form von Raumkasus, und die Bedeutung von Weise und Zeit haben, und außerdem drei participia temporalia, welche ebenfalls die Bedeutung von Gerundien haben.

Die Bedeutung des attributiven Partizipiale — des Partizips, — ist an sich klar: die Bedeutung der objektiven Partizipialien bedarf einer nähern Erörterung. Der Infinitiv drückt an sich bloß den Begriff einer Thätigkeit in der Form eines Seins aus; wie das Partizip denselben Begriff in der Form eines Attributivs ausdrückt: er hat an sich eben so wenig als das Partizip die Bedeutung eines Kasus. Wenn der Infinitiv mit den Formwörtern werden, wollen, können, müssen u. s. f. (§. 55.) verbunden wird; so hat er nicht die Bedeutung eines Kasus — etwa des Akkusativs — weil die Formwörter als solche keinen Kasus fordern; sondern er drückt lediglich den Begriff des Verbs in substantivischer Form aus, weil das Verb sich nicht in verbaler Form mit einem Formworte verbaler Form organisch verbinden kann. Der Infinitiv nach pflegen, wis-

sen (er weiß zu sprechen) und einigen andern Verben verhält sich eben so, und läßt sich daher nicht zu einem Substantivsatze erweitern. Wir haben zwar dem Infinitiv als objektiven Partizipiale die Bedeutung eines Thätigkeitskasus — des Akkusativs — beigelegt, und im Indischen scheint er nur diese Bedeutung zu haben *); aber nichts hindert uns anzunehmen, daß der Infinitiv an sich auch als nicht objektives Partizipiale ohne irgend eine Kasusbedeutung hervortreten könne, wie er denn wirklich sehr häufig auf solche Weise als Subjekt des Satzes hervortritt. Da der Infinitiv, in so fern er substantivische Form hat, nur sächlich gedacht werden kann; und die Sprache überall für den Akkusativ der sächlichen Substantiven keine besondere Form hat: so kann der Infinitiv, wenn er auch an sich nicht die Bedeutung eines Kasus hat, doch sehr wohl als objektives Partizipiale zugleich die Bedeutung des Akkusativs haben. So lange der Infinitiv partizipiale Bedeutung hat, wird er nicht flektirt: die flektirten Infinitive der deutschen Sprache sind Verbalsubstantiven (§. 102). Nur die finnische Sprache bildet von dem Infinitiv einen Faktitiv, welcher die Bedeutung eines Supins hat. Der Infinitiv ist als objektiver Thätigkeitskasus — Akkusativ — in allen Sprachen von dem Raumkasus (Supin), und von dem Adverb (Gerundium) bestimmt unterschieden. Keine Sprache braucht statt des Infinitivs ein Supin oder Gerundium: aber wie in der Sprache gewöhnlich der Akkusativ den mangelnden Raumkasus der Richtung Wohin (Faktitiv und Nunkupativ) vertritt (§. 81.); so vertritt auch der Infinitiv gewöhnlich das mangelnde Supin derselben Richtung, z. B. er kam dich zu besuchen (te visum). Es ist oben (§. 75.) bemerkt worden, daß der objektive Genitiv häufig mit dem Akkusativ wechselt, und

---

*) Bopp über das Konjugationssystem der Sanskritspr. S. 38.

daß das Objekt durch den Genitiv mehr als ein thätiges, durch den Akkusativ hingegen mehr als ein leidendes Sein bezeichnet wird. Da nun das Partizipiale überhaupt nicht eigentlich ein Sein und am wenigsten ein thätig gedachtes Sein, sondern nur eine Thätigkeit in der Form des Seins ausdrückt; so ist es an sich mehr geeignet, in der objektiven Beziehung die Form des Akkusativs, als die des Genitivs anzunehmen. Daher wird die objektive Beziehung, welche an dem Substantiv durch den Genitiv bezeichnet wird, an dem Partizipiale gewöhnlich durch den Infinitiv ausgedrückt z. B. pudet me fateri, ich schäme mich, es zu sagen. Die lateinische Sprache bezeichnet dieses Verhältniß zwar häufig durch eine besondere Form (das Gerundium in di) z B. avidus audiendi, nescius simulandi; allein sie braucht statt derselben auch häufig den Infinitiv z. B. peritus cantare, cura videre. Da, wo diese Form neben einem Substantiv vorkömmt wie in spes fugiendi, hat sie meistens nicht die Bedeutung eines Attributivs, sondern eines aus dem Akkusativ des leidenden Objektes, wie in: spero fugam (fugere), hervorgegangenen Genitivs: und dieses Verhältniß wird daher in andern Sprachen gemeiniglich durch den Infinitiv ausgedrückt.

Wie der Infinitiv die Bedeutung der Thätigkeitskasus, so haben die Supinen die Bedeutung der Raumkasus: und da hier nicht von dem Dativ engerer Bedeutung als Raumkasus der Person (§. 79.) die Rede sein kann; so bezeichnen sie als Raumkasus der Sache auch den Gegensatz der Richtung, nämlich Ursache (Woher) und Wirkung (Wohin) (§. 78.). Nicht alle Sprachen haben besondere Formen für die Supinen. Diejenigen Sprachen, deren Deklination überhaupt keine Raumkasus der Sache hat, wie die griechische und deutsche, haben meistens auch keine Supinen; indeß Sprachen, in denen die Raumkasus des Sub-

stantivs sich mannigfaltiger entwickelt haben, wie die finnische, slavische und lateinische, auch besondere Formen der Supinen haben. Den Raumkasus der Richtung W o h e r entsprechen im Finnischen das dritte und vierte Supin, welche Form und Bedeutung des Lokativs und Ablativs haben (§. 70), und im Lateinischen der Ablativus Gerundii. Den Raumkasus der Richtung W o h i n entsprechen im Finnischen das zweite Supin, welches Form und Bedeutung des Penetrativs hat, und der von dem Infinitiv gebildete Faktitiv (§. 70.), im Altslavischen das Supin, und im Lateinischen außer dem Supin in um auch der Dativ und Akkusativ des Gerundiums. Das lateinische Supin auf u hat die Form des Ablativs, aber, wie es im Lateinischen nicht ungewöhnlich ist (§. 74), meistens die Bedeutung des Genitivs (§. 73) z. B. pudet dictu, dignum memoratu, opus est dictu, und wird daher in den andern Sprachen gewöhnlich durch den Infinitiv ausgedrückt. Da übrigens auf dieses Supin nicht wohl ein Objekt bezogen werden kann; so ist es eigentlich nicht als ein Partizipiale, sondern als Ablativ eines Verbalsubstantivs anzusehen. In denjenigen Sprachen, die keine Supinen haben, wie die indische, griechische und deutsche, vertritt meistens der Infinitiv die Stelle derselben z. B. ὁ ἄνθρωπος πέφυκε φιλεῖν (ad amandum), ἐπιτήδειος ποιεῖν τι (faciendo) *). Da der Infinitiv jedoch die Bedeutung des Akkusativs hat; so kann er an sich nur ein Supin der Richtung W o h i n vertreten. Das Supin der Richtung W o h e r kann der Infinitiv nur auf analytische Weise mit Zuziehung des Artikels oder einer Präposition vertreten. Statt des Supins der Richtung W o h i n wird auch häufig das Partizip des Futurs gebraucht z. B. ἔπεμψε τον Γωβρύαν ἐποψόμενον (visurum).

*) Vergl. B o p p über das Konjugationss. der Sanskritsp. S. 40.

Es verdient überhaupt bemerkt zu werden, daß das Supin der Richtung Wohin (der Faktitiv) überall gern in ein Partizip des Futurs übergeht. Es hat sich durch einen solchen Uebergang besonders in der deutschen Sprache ein Partizip von seltsamer Gestalt gebildet, indem das Supin z. B. in: ich kaufe ein Buch, es zu verschenken, ich gebe dir den Brief ihn abzuschreiben, theils die Stelle des Prädikats einnimmt, z. B. das Buch ist zu verschenken, der Brief ist abzuschreiben, theils als attributives Partizip gebraucht, und sogar flektirt wird z. B. das zu verschenkende Buch, den abzuschreibenden Brief. Diese Formen scheinen zwar der neuern Zeit anzugehören *); allein es finden sich in verschiedenen Sprachen ganz analoge Formen. In der englischen und in den romanischen Sprachen tritt das Supin, wie in der deutschen, häufig an die Stelle des Prädikats z. B. he is to be a beggar, we were to assemble, it is to be hoped, il est à croire, il est encore à venir, sono tutti a divertirsi, sta a giocare. Dieselben Formen werden auch attributiv gebraucht, z. B. the time to come (die künftige Zeit), a fatigue to undergo, the money to be spent, un livre à donner à mon fils, une chose à voir, cosa da vendere u. s. f. Diese Formen sind wirklich Faktitiven des Supins, welche in eine prädikative und attributive Beziehung treten, und so die adjektivische Bedeutung eines Partizips annehmen. Dies tritt noch deutlicher in der finnischen Sprache hervor, in welcher von dem Infinitiv des Präsens eben so, wie von den Substantiven, durch Flexion ein Faktitiv gebildet wird, der ganz auf dieselbe Weise wie die eben bezeichneten Formen gebraucht wird. Der ganze Vorgang findet seine Erklärung eigentlich darin, daß der durch den Faktitiv be-

---

*) Grimm deutsche Gramm. Aufl. 1. Th. 1. S. 639.

zeichneten Richtung Wohin (im Raume) die Zukunft in der Zeit entspricht, wie der z. B. durch den ablativus absolutus bezeichneten Richtung Woher gewissermaßen die Vergangenheit. Wie die räumlichen Richtungen den Richtungen der Zeit entsprechen, sehen wir besonders in den zeltischen Sprachen, und namentlich in der gaelischen, in welcher von dem Infinitiv durch Vorsetzung der Präposition ag', a (zu) ein Partizip des Präsens, und durch Vorsezzung der Präposition iar (nach) ein Partizip des Präteritums gebildet wird. Da in der gaelischen Sprache das Präsens keine besondere von dem Futur unterschiedene Flexionsform hat; so wird hier der Gegensatz der Zeitbeziehung in den Partizipien ganz auf räumliche Weise bezeichnet *). Die finnische Sprache hat ein den eben bezeichneten Formen ganz analoges Gerundium (makawina, als ob man schliefe, quasi dormiens) welches in der Form des Nunkupativs gebildet ist, und ebenfalls prädikativ gebraucht wird. Da die Richtung Wohin im Gegensatze gegen die energische Richtung Woher (§. 77.) zugleich das Objekt nicht als ein thätiges, sondern mehr als ein leidendes bezeichnet; so haben die aus dem Supin hervorgegangenen Partizipien meistens passive Bedeutung z. B. il est à croire, un livre à donner, es ist zu hoffen, der zu hoffende Friede. Da endlich die Sprache durch die Formen des Futurs auch die Nothwendigkeit (das Sollen) bezeichnet; so haben die vom Supin gebildeten Partizipien meistens zugleich die Bedeutung einer Nothwendigkeit. Man vergleiche in dieser Hinsicht z. B. he is to be a beggar, he will be a beggar, he shall be a beggar; il est a croire, il faut croire; non occides, non est occidendum. Nach den hier angeführten Thatsachen darf man wenigstens fragen, ob in den soge-

*) A. Stewart Gaelic Grammar, p. 94.

nannten Gerundien der lateinischen Grammatik nicht die substantivische Form und Bedeutung z. B. in: causa gerendi bellum, gerendo bellum älter ist als die adjektivische z. B. gerendi belli, gerendo bello; und ob selbst bei dem Nominativ nicht die adjektivische Form und Bedeutung z. B. in: multa curanda sunt, poenae timendae sunt, aus der frühern substantivischen multa curandum est, poenas timendum est *), und nicht Diese aus Jener hervorgegangen ist. Auch diese Form — curandum, timendum — scheint ursprünglich ein Supin der Richtung Wohin zu sein, welches, wie die entsprechenden Formen anderer Sprachen, zu einem Partizip wird, und als solches die Stelle des Prädikats und Attributs einnimmt z. B. omnibus semel est moriendum, suadet bellum gerendum; aber in der eigentlichen Bedeutung eines Supins — vielleicht zur Unterscheidung — die Präposition ad angenommen hat, z. B. bos ad arandum natus est.

§. 104.

Das Gerundium unterscheidet sich von dem Partizip darin, daß es nicht, wie Dieses, zum Substantiv in einer attributiven, sondern, wie der Infinitiv und das Supin, zum Verb in einer objektiven Beziehung steht: das Partizip stellt sich dar z. B. in: der dem Nachtwächter nachahmende Knabe ist bestraft worden, und das Gerundium in: der Knabe sang dem Nachtwächter nachahmend (en imitant). Von dem Infinitiv und Supin unterscheidet sich das Gerundium dadurch, daß es nicht die kausale Bedeutung eines Thätigkeits- oder Raumkasus hat, wie in: er fing an einen Brief zu schreiben, fortiter pugnando laudem sibi comparavit, ich bin gekommen Abschied zu nehmen;

*) Grotefend größere lat. Gramm. Aufl. 4. Bd. 1. S. 257.

sondern als Adverb entweder eine Weise oder ein Zeitverhältniß ausdrückt, wie z. B. in: er sprach tief seufzend (en soupirant), er bat sich ihm zu Füßen werfend, er sagte weggehend (im Weggehen, en s'en allant), Augusto imperante natus est, urbe capta omnes occisi sunt. Der Begriff des Gerundiums steht dem Verb näher als der des Infinitivs und Supins; er steht dem Substantiv näher als der des Partizips: das Gerundium liegt unter allen Partizipialien am meisten unentschieden in der Mitte, und wird daher eben sowohl durch das Supin als durch das Partizip vertreten z. B. ludendo feci und ludens feci. Das Gerundium ist nur substantivisch in so fern es als Objektiv auf das Prädikat bezogen wird; indem auf organische Weise nur ein Sein auf eine Thätigkeit — ein Substantiv auf ein Verb — bezogen werden kann. In jeder andern Hinsicht hat es verbale Bedeutung. Der Infinitiv und das Supin hat zwar ebenfalls einen verbalen Begriff; Infinitiv und Supin müssen jedoch als solche d. h. als Formen, die eine kausale Beziehung ausdrücken, als ein Sein gedacht werden. Dagegen muß das Gerundium als solches d. h. als Adverb der Weise und der Zeit, als Thätigkeit gedacht werden. Denn Weise und Zeit unterscheiden sich gerade dadurch von allen andern Arten objektiver Beziehung, daß das Bezogene an sich als Thätigkeit gedacht wird, und nur, um mit dem Prädikate (dem Verb) einen organischen Gegensatz zu bilden, substantivische Form annimmt (§. 82. 92. 96.). Daher nähert sich das Gerundium in seiner Form überall am meisten demjenigen Partizipiale, dessen Begriff dem Begriffe des Verbs selbst noch am nächsten liegt, nämlich dem Partizip; und wo für das Gerundium keine besondere Form vorhanden ist, wird es gewöhnlich durch das Partizip vertreten. Wie das Adverb der Weise von dem Adjektiv (§. 96); so wird das Gerundium der Weise zunächst

von dem Partizip gebildet: und wie das Adverb der Weise nur eine Flexionsform des Adjektivs; so scheint das Gerundium überhaupt nur ein flektirtes Partizip zu sein. Wie das Verhältniß der Weise und der Zeit an dem Substantiv meistens durch einen Woherkasus ausgedrückt wird (§. 95.); so scheint auch das Gerundium überhaupt ein Kasus der Richtung Woher zu sein: es tritt überall als ein solcher hervor, wo in demselben die Form eines Kasus kann unterschieden werden *). Das Gerundium fordert, in so fern es noch die Bedeutung des Partizips hat, die Beziehung auf ein Subjekt, deren es aber, in so fern an demselben die substantivische Form aufgefaßt wird, eigentlich nicht bedarf. Da der besondere Begriff der durch ein Gerundium ausgedrückten Thätigkeit nicht wohl ohne die Beziehung auf das Subjekt des Gerundiums kann verstanden werden; so wird diese Beziehung zwar immer bezeichnet. Da aber der Begriff der als Weise oder Zeit bezogenen Thätigkeit das eigentliche Wesen des Gerundiums ausmacht; so ist bei dem Gerundium als einem solchen die Beziehung auf ein Subjekt ein untergeordnetes Moment; und die Weise, wie diese Beziehung in der Sprache bezeichnet wird, ist daher theils sehr unvollkommen, theils nicht gleichförmig, wie wir sogleich sehen werden.

Nur in wenigen Sprachen finden wir noch besondere Wortformen, welche ausschließlich die Bedeutung des Gerundiums haben: aber wohl alle bekannte Sprachen haben besondere Ausdrucksformen für das Gerundium. In der finnischen Sprache, welche überhaupt die adverbialen Beziehungen durch substantivische Kasusformen bezeichnet (§. 70.), hat das erste participium temporale, welches ein besonderes Gerundium der Weise zu sein scheint, wie die Adverbien

*) Vergl. W. v. Humboldt a. a. O. S. 127.

der Weise, die Form des Deskriptivs; und die Gerundien der Zeit — das erste und zweite Gerundium, und das zweite participium temporale — haben die Formen des Mediativs, Privativs und Lokativs. Nur das dritte participium temporale (karattua, nach dem Entlaufen) läßt sich in der Form nicht auf einen substantivischen Kasus zurückführen, obgleich man es nach der Analogie für den Ablativ halten müßte. Die finnische Sprache hat außerdem noch ein besonderes Gerundium der Weise, welches durch den Negativus gebildet ist, und unserm unverhofft, unerwartet, unversehrt, ungesehen, ungeachtet u. s. f. entspricht. In der Sanskritsprache stellt sich die von Bopp *) und besonders von W. v. Humboldt **) mit dem ihm eignen Scharfsinne beleuchtete Form tvâ als ein Gerundium dar. Auch die altdeutsche Sprache hat eine besondere Form für das Gerundium z. B. leogando (lügend), bibento (bebend) ***); und es verdient hier in Beziehung auf die adverbiale Bedeutung des Gerundiums bemerkt zu werden, daß im Altdeutschen dieses Gerundium eben so, wie das adjektivale Adverb der Weise, die Endung o hat (§. 96). Die altdeutsche Endung o verflachte sich später in e, und wurde demnächst gänzlich abgeschliffen. Daher unterscheidet sich das deutsche Gerundium lügend, bebend von dem Partizip nur noch durch den Mangel der Geschlechtsflexion, und durch die topische Stellung z. B. das Kind sprach weinend unterschieden von: das weinende Kind. In denjenigen Sprachen, welche keine besondere Wortformen für das Gerundium haben, wird dasselbe meistens durch das Partizip z. B. in patris haerens cervice dixit, seltener

---

*) Ueber das Konjugationss. der Sanskritsp. S. 43. fl.

**) In A. W. v. Schlegel Ind. Bibl. B. 1. H. 4. und B. 2. H. 1.

***) Grimm d. Gr. Aufl. 1. Th. 1. S. 634.

durch ein Supin vertreten z. B. nova crescendo reparabat cornua Phoebe. Da die lateinische Sprache überhaupt statt des Adverbs gern das Adjektiv braucht z. B. timidus fugit, assiduus studet; so bedient sie sich statt des Gerundiums auch meistens des Partizips z. B. flens rogavit, nave vectus venit.

Das eigentliche Gerundium unterscheidet sich in der Form dadurch von dem Partizip, daß an demselben die Beziehung auf ein Subjekt nicht bezeichnet ist. Das Gerundium der Weise bedarf auch einer solchen Bezeichnung eben so wenig, als das Adverb der Weise, indem bei demselben das Subjekt des Satzes zugleich als das Subjekt des Gerundiums gedacht wird: und es scheint in dieser Hinsicht, als sei das Gerundium anfänglich nur Gerundium der Weise gewesen. Das Gerundium der Zeit fordert ebenfalls, um verstanden zu werden, nicht eine besondere Bezeichnung des Subjektes, wenn das Subjekt des Satzes auch Subjekt des Gerundiums ist z. B. er wurde bei Tische sitzend vom Schlage getroffen. Bei dem indischen Gerundium wird das Subjekt auch dann nicht bezeichnet, wenn es von dem Subjekte des Satzes unterschieden, aber doch auf irgend eine Weise in dem Satze ausgedrückt ist, und leicht als das Subjekt des Gerundiums erkannt wird z. B. diese Rede gesagt habend war sein Gedanke. Zuweilen bleibt jedoch das Subjekt des Gerundiums ohne alle Bezeichnung, obgleich das Subjekt auf keine Weise im Satze vorkömmt, sondern nur aus dem Zusammenhange erkannt wird; und das Gerundium steht alsdann unpersönlich *). Gewöhnlich wird aber, wenn das indische Gerundium ein eigenes von dem des Satzes verschiedenes Subjekt hat, dieses in den Instrumentalis, oder (sel-

*) W. v. Humboldt a. a. O. in der Ind. Bibl. B. 1. H. 4. S. 443. u. folg.

ten) in den Nominativ gesetzt. Im Finnischen wird eben so wie im Indischen die Beziehung auf das Subjekt nicht durch eine Flexion des Gerundiums selbst ausgedrückt. Aber da die finnischen Gerundien die Formen substantivischer Raumkasus haben, und sich daher auf eine entschiedene Weise in der Form von Substantiven darstellen: so wird auch die Beziehung des Subjektes auf das Gerundium meistens als eine attributive bezeichnet, und das Subjekt dem Gerundium entweder in dem Genitiv des Personalpronoms suffigirt, oder in dem Genitiv des Substantivs beigesetzt; indeß im Indischen die Beziehung des Subjektes durch den Instrumentalis als eine objektive, und dadurch die Form des Gerundiums (in Beziehung auf sein Subjekt) als verbale Form bezeichnet wird. Wenn das Gerundium von einem Partizip vertreten wird, wie in der lateinischen Sprache; so wird das Partizip in der Form eines Attributivs auf sein Subjekt bezogen. Kömmt das Subjekt des Gerundiums zugleich als Faktor eines Satzverhältnisses im Satze vor, so tritt das Partizip mit seinem Subjekte in denjenigen Kasus, welcher dem Subjekte als Faktor des Satzverhältnisses zukömmt z. B. mater f l e n s rogavit, vidi matrem f l e n t e m (cum fleret). Hat aber das Gerundium sein eigenes Subjekt, welches nicht zugleich im Satze vorkömmt; so tritt das Partizip mit seinem Subjekte in den casus absolutus. Da die Sprache Weise und Zeit an dem Substantiv meistens durch einen Raumkasus der Richtung W o h e r bezeichnet (§. 95. 96.); so verhält sich auch der casus absolutus immer als Raumkasus dieser Richtung; und die lateinische Sprache bedient sich auf diese Weise des Ablativs, die slavische, gothische und angelsächsische des Dativs und die indische des Lokativs. Die griechische Sprache läßt hier, wie in manchen andern Verhältnissen den Genitiv den Raumkasus vertreten (§. 74). Der casus absolutus drückt die Beziehung des Gerundiums als

eine kausale in der Richtung Woher aus. Aber nur der Begriff des Gerundiums (Partizips), nicht der seines Subjektes kann eigentlich in dieser Beziehung gedacht werden. Das Subjekt steht nur deßhalb in demselben Kasus, weil das Gerundium die Form eines adjektivischen Attributivs hat, und das Beziehungswort mit seinem Attributiv in demselben Kasus stehen muß. Der Kasus des Beziehungswortes stimmt hier lediglich mit dem Kasus seines Attributivs, und nicht, wie es sonst gewöhnlich ist, der Kasus des Attributivs mit dem des Beziehungswortes überein. Als Kasus der Richtung Woher kann der casus absolutus nicht wohl die der Richtung Wohin in der Zeit entsprechende Zukunft ausdrücken: daher kömmt das Partizip des Futurs höchst selten als casus absolutus vor.

§. 105.

Die deutsche Sprache hat für das Supin keine besondere Wortform; sie bedient sich statt desselben des Infinitivs. Von dem eigentlichen Infinitiv müssen wir hier denjenigen Infinitiv unterscheiden, welcher als ein Substantiv deklinirt wird, und den Artikel annimmt, z. B. das Fahren, das Reiten, das Leben, das Vermögen. Dieser Infinitiv hat nicht mehr die partizipiale Bedeutung, welche dem Infinitiv als solchem zukömmt (§. 103.); sondern, wie andere Verbalsubstantiven z. B. Fahrt, Ritt, Macht, rein substantivische Bedeutung. Er ist daher eben so wenig, als die Substantiven: Fahrt, Ritt u. s. f. geeignet, mit einem andern Substantiv in ein objektives Beziehungsverhältniß zu treten; und Ausdrücke wie: das Fahren im Dampfbote nach London, das in zwei Stunden nach Mainz Reiten, sind eben so unbequem und ungewöhnlich, wie die Fahrt im Dampfbote u. s. f., der Ritt in zwei Stunden u. s. f. Wir können daher die Kasus dieses Infinitivs nicht eigentlich als Supinen an-

sehen. Dagegen hat das Verbalsubstantiv der Form ung, wenn es den abstrakten Begriff einer transitiven Thätigkeit ausdrückt, durchaus eine partizipiale Bedeutung, welche mit der des eigentlichen Infinitivs z. B. ich wünsche die Befreiung der Gefangenen (captivos liberari), und in Verbindung mit der Präposition mit der eines Supins zusammenfällt z. B. er zog aus zur Befreiung des Vaterlandes (liberatum patriam) *) Es ist sonderbar, daß der deutsche Infinitiv nicht nur alsdann, wenn er als Supin die Bedeutung eines Raumkasus der Richtung Wohin hat, sondern auch dann, wenn er als eigentlicher Infinitiv die Bedeutung des Akkusativs, und sogar, wenn er die Bedeutung des Genitivs (des lateinischen Gerundiums in di) hat, die Präposition zu annimmt. Die andern germanischen Sprachen haben dies mit der deutschen gemein: nur in der gothischen findet sich die Präposition bloß, wenn der Infinitiv als Supin einem Raumkasus der Richtung Wohin (dem Faktitiv) entspricht z. B. in: Matth. 5, 28. saei saihwith quinon du lustan izos (ihrer zu begehren), Matth. 6, 1. taujan du saihwan im (um von ihnen gesehen zu werden), Matth. 11, 1. ushof sik du laisjan (erhob sich zu lehren). Häufiger kömmt aber selbst der Faktitiv des Supins ohne Präposition vor z. B. in: Matth. 8, 29. quam her balwjan unsis (du bist gekommen uns zu quälen), Matth. 9, 13. niththan quam lathon uswaurhtans (ich bin nicht gekommen die Gerechten zu berufen), Matth. 11, 7. hwa usiddjeduth saihwan) was seid ihr ausgegangen zu sehen?). Offenbar war der Gebrauch der Präposition zuerst auf den Faktitiv des Supins beschränkt. Da aber der Akkusativ und Faktitiv als Kasus derselben Richtung (Wohin) mit einander nahe verwandt sind, und Ersterer den

*) Deutsche Wortbild. §. 58.

Letztern häufig vertritt (§. 81.); so hat der Akkusativ hier gewissermaßen die Form eines Faktitivs angenommen: und da die Sprache, wie schon oben (§. 103.) bemerkt worden, in dem Infinitiv meistens den Genitiv nicht von dem Akkusativ unterscheidet; so hat auch der dem Genitiv (Gerundium in di) entsprechende Infinitiv ebenfalls die Form eines Faktitivs (die Präposition zu) angenommen. Da endlich das lateinische Supin in u in der Bedeutung dem Genitiv entspricht (§. 103.); so wird es im Deutschen ebenfalls durch den Infinitiv mit der Präposition ausgedrückt. Sogar im Gothischen finden wir Mark. 2, 9. azetizo du quithan (leichter zu sagen), welches jedoch ein anderes Mal (Matth. 9, 5.) auch ohne Präposition vorkömmt. Dadurch, daß der Gebrauch der ursprünglich auf den Faktitiv des Supins beschränkten Präposition zu eine solche Ausdehnung erlangte, mußte nothwendig das Verständniß der Präposition selbst getrübt werden. Dies hatte einerseits die Folge, daß die Sprache, um den eigentlichen Faktitiv auf eine unterscheidende Weise zu bezeichnen, häufig eine zweite Präposition zu Hülfe nahm z. B. ich that es um zu erfahren, es dient dazu, dich vorsichtiger zu machen, ich rathe dazu, ihm zu folgen, er sehnt sich darnach, frei zu werden. Andererseits wurde der Infinitiv mit der Präposition zu auch sogar gebraucht, um das Supin der Richtung Woher (den Ablativ) auszudrücken, z. B. ich hielt ihn davon ab, ins Wasser zu gehen, er hütet sich davor, von der Sache zu sprechen. Daß diese Form des Supins der Richtung Woher eigentlich nicht in der Regel ist, ersieht man daraus, daß sie nicht allgemein zulässig ist. Wir sagen nicht z. B. man lernt schlecht thun davon nichts zu thun (nihil agendo), dein Glück hängt davon ab, den Augenblick zu benuzzen, er ist davon krank geworden, viel Wein getrunken zu haben. Die romanischen Sprachen haben für

das deutsche zu zwei Präpositionen à und de (ital. di), und bezeichnen durch à das Supin der Richtung Wohin, z. B. il l'a destiné à lui succeder (ad succedendum), ils se sont resolus à partir (zur Reise), und durch de den eigentlichen Infinitiv und den Genitiv (des lat. Gerundium in di) z. B. j'ai destiné de faire un voyage (das Reisen), on a resolu de partir (das Reisen), il a oublié de vous parler (des Redens), le temps de partir (des Reisens). Die romanischen Sprachen haben mit der deutschen Sprache gemein, daß sie den Akkusativ auf anomale Weise durch eine Präposition ausdrücken. Indeß die deutsche Sprache den Genitiv unter die Form des Akkusativs, und beide unter die Form des Faktitivs stellt, stellen die romanischen Sprachen umgekehrt den Akkusativ unter die Form des Genitivs: und hier tritt auf eine auffallende Weise hervor, was oben (§. 103.) schon bemerkt wurde, daß die Sprache überhaupt bei dem substantivischen Partizipiale die beiden Thätigkeitskasus, den Akkusativ (Infinitiv) und den Genitiv (Gerundium in di) nicht unterscheidet.

§. 106.

Statt der Partizipialien bedienen sich die besondern Sprachen häufig der Nebensätze; weil es ihnen an Partizipialien für besondere Beziehungsverhältnisse mangelt, oder die besondere Topik der Sprache den freien Gebrauch der Partizipialien erschwert, oder auch weil der Nebensatz das Beziehungsverhältniß, welches das Partizipiale nur auf allgemeine Weise bezeichnet, mehr in seiner Besonderheit darstellt. Die Nebensätze sind analytische Ausdrücke der Partizipialien: und alle Nebensätze zerfallen demnach in Substantivsätze, welche den substantivischen Partizipialien, und Adjektivsätze, welche den adjektivischen Partizipialien entsprechen. Unter den Substantivsätzen kann man diejenigen, welche dem von uns als Ad-

verb bezeichneten Gerundium entsprechen, als Adverbialsätze unterscheiden: und so geht die von einem scharfsinnigen Sprachforscher *) in die Sprachlehre bereits eingeführte Eintheilung aller Nebensätze in Substantiv-, Adjektiv- und Adverbialsätze nothwendig aus der organischen Entwickelung des Satzes hervor. Jeder Nebensatz ist, wie das Partizipiale, dessen Stelle er vertritt, der bezogene Faktor eines — attributiven oder objektiven — Satzverhältnisses; und die Beziehung, welche an dem Partizipiale durch die Flexionsform desselben ausgedrückt wird, ist an dem Nebensatze auf analytische Weise durch das Relativpronom und durch die Konjunktion bezeichnet, welche wir hier näher betrachten müssen.

Manche Sprachen, wie die angelsächsische und die altdeutsche, haben keine besondere Formen für das Relativpronom; und wo besondere Formen für dasselbe vorhanden sind, sind sie erst aus andern Pronomen, nämlich aus den Demonstrativ- und Interrogativpronomen hervorgegangen. Das Relativpronom ist entweder das unveränderte Demonstrativ- oder Interrogativpronom, wie das altdeutsche ther, thiu, thaz (der, die, das); oder eine Abänderungsform derselben, wie: ὅς, ἥ, ὅ und qui, quae, quod; oder ein von denselben abgeleitetes Gebilde wie welcher. Aber nicht nur die Relativpronomen, sondern auch die meisten Konjunktionen der Nebensätze schwanken eben so zwischen demonstrativer und interrogativer Form, z. B. daß, ut (demonstr.) und quod fr. que (interr.), da (demonstr.) und quum (interr.) wie fr. comme (interr.) und ut (demonstr.), wenn (interr.) und so, si (demonstr.), wann (interr.) und goth. than (demonstr.), quia (interr.) und angels. forthe (demonstr.), denn (demonstr.) und altd. wan

*) H. A. Herling Grundregeln des deutschen Styls 2. Aufl. §. 3.

(interr.) u. s. f. Wir müssen nun wohl annehmen, daß das Relativpronom und das Relativadverb (wann, wie, quando, quia, quum u. s. f.) im Gegensatze zu dem Demonstrativum eigentlich von dem Interrogativpronom ausgeht; und es fragt sich nur, warum es so häufig mit dem Demonstrativum wechsele. — Die eigentliche Bedeutung des Relativs und des Demonstrativs besteht gerade darin, daß Eins ein Korrelativ des Andern ist, d. h. daß das Relativ immer auf ein Demonstrativ, und das Demonstrativ auf ein Relativ bezogen wird, und daher Eins das Andere voraussetzt. Selbst der Artikel z. B. in: das Buch deutet, wie Buttmann *) gezeigt hat, da er ursprünglich ein Demonstrativpronom ist, auf ein Relativ in dem ausgedrückten oder hinzugedachten Adjektivsatze z. B. welches wir haben. Die Verbindung des Adjektivsatzes mit dem Substantiv der Beziehung ist daher, wie Buttmann sehr treffend bemerkt, durch zwei Gebilde — das Demonstrativ und das Relativ — vermittelt, welche wie zwei Glieder (articuli) in einem Gelenke in einander greifen. Man sieht aber leicht, daß die Verbindung aller Nebensätze eben so, wie die Verbindung des Adjektivsatzes ursprünglich durch zwei Glieder — ein Demonstrativ im Hauptsatze, und ein Relativ im Nebensatze — vermittelt ist. In sehr vielen Verbindungen sind noch jetzt beide Glieder vorhanden, z. B. in: wenn-so, wie-so, je-desto (quo-eo), wann-dann, post-ea-quam, propter-ea-quod, tam-quam, par-ce-que. Da das Demonstrativ nur durch die Beziehung auf ein Relativ eine Bedeutung hat; und auf diese Weise gewissermaßen das Relativ schon in sich enthält: so nimmt das Demonstrativ leicht die Stelle und Bedeutung des Relativs an; und es finden sich auf diese Weise noch viele durch zwei Glieder gebildete Verbindun-

*) Ausführliche griech. Sprachl. B. 1. §. 75.

gen, welche sich von den so eben angeführten nur darin unterscheiden, daß in dem Nebensatze das Relativ in der Gestalt des Demonstrativs hervortritt z. B. ita — ut, tam, tantus — ut, da — so, so (wenn) — so, engl. the (je) — the (desto). Auch die Verbindungen: so — daß, daher — daß, dadurch — daß u. s. f., in welchen das im Nebensatze stehende Relativ daß (lat. quod, fr. que) die Gestalt des Demonstrativs angenommen hat, gehören hierher. Die Sprache hat häufig in der Artikulation ein Glied — und zwar meistens das Demonstrativ im Hauptsatze — abgeworfen, z. B. so nach wenn, wie, weil (quia); da nach als (cum); das Demonstrativ in: ante-quam, post-quam, und vor quod u. s. f. Das Relativ im Nebensatze wird jedoch auch zuweilen abgeworfen, z. B. daß nach seitdem, nachdem, damit, aufdaß u. s. f., und die englische Sprache läßt sogar wie die hebräische und die zeltische (in Bretagne) *) in dem Adjektivsatze das Relativpronom aus z. B. the person, you speak of. Wir haben auf diese Weise manche eingliedrige Verbindungen, welche aber ursprünglich offenbar zweigliedrig gewesen sind: und die Sprache scheint später bei der Gestaltung der Konjunktionen mehr die Verständlichkeit als die ursprüngliche Form derselben beachtet zu haben. Die leichte Verwechselung des Demonstrativs mit dem Relativ hat auch manche anomale Anhäufungen veranlaßt, wie das lateinische quamquam, quodsi, und das altdeutsche wie daß, weil daß, wenn daß, welches auch im Altenglischen (bei Chaucer) sehr häufig vorkömmt. Wir ersehen hieraus, daß alle Konjunktionen der Nebensätze ursprünglich pronominale Gebilde sind, und daß andere Gebilde nur dadurch zu Konjunktionen werden können, daß sie entweder sich mit dem Pronom verbinden, wie

*) Legonidec Gramm. celtobret. p. 221.

ehe (daß), nachdem, indem, oder die Bedeutung eines Pronoms annehmen, wie: ob engl. if, lat. an, welches die Bedeutung von utrum und si hat. Wir ersehen hieraus ferner, daß die Konjunktion daß, zwar ursprünglich, wie der Artikel, das Demonstrativ ist, und daß daher für die orthographische Unterscheidung von daß und das eigentlich kein Grund vorhanden ist; daß man jedoch die Konjunktion nicht gerade für gleichbedeutend mit dem demonstrativen Artikel halten kann. So oft daß auf ein ausgedrücktes Demonstrativ folgt, wie in: dadurch, daß; davon, daß (eo quod, ideo quod fr. par-ce-que); dazu, daß; so, daß u. s. f., hat es offenbar die Bedeutung eines Relativs: und auch da, wo es ohne Demonstrativ steht, hat es wahrscheinlich die Bedeutung des Relativs; da ihm nicht nur im Lateinischen (quod, quin) und in den romanischen Sprachen (fr. que, ital. che), sondern auch im Slavischen (tschto) ein Relativ entspricht.

§. 107.

Die Adjektivsätze haben, wie die Partizipien, welche sie vertreten, die Bedeutung des Attributivs: sie nehmen jedoch, wie das Adjektiv, auch wohl die Bedeutung eines Substantivs an z. B. Wer leicht glaubt (der Leichtgläubige), wird leicht betrogen. Sie haben, wie das Partizip, Geschlechts- und Kasusflexion; diese geschieht nämlich an dem Relativpronom.

Die Substantivsätze haben die Bedeutung des Infinitivs, Supins oder Gerundiums, welches sie vertreten. Der den Infinitiv vertretende Substantivsatz steht im Satze entweder als Subjekt z. B. daß die Erde sich um ihre Axe bewegt, ist gewiß; oder als Thätigkeitskasus (Akkusativ oder Genitiv) z. B. wir wissen, daß die Erde sich bewegt; die Hoffnung, daß er genesen werde

(der Genesung); er schämt sich, daß er sein Wort gebrochen hat (der Wortbrüchigkeit). Die aus einer Frage gebildeten Nebensätze (die indirekten Fragen) gehören, weil sie meistens zum Verb in einer objektiven Beziehung stehen, ebenfalls zu den Substantivsätzen. Sie kommen auch als Subjekt vor z. B. ob er kommen werde, wann er kommen werde, ist ungewiß. In der objektiven Beziehung haben sie die Stelle des Thätigkeitskasus z. B. ob, oder wann er kommen werde, weiß ich nicht; oder die des Raumkasus z. B. ob er komme, oder nicht, davon werde ich nicht glücklicher; oder endlich die des Adverbs z. B. ob er komme, oder nicht, so bleibe ich jedenfalls bei meinem Geschäfte, wann er auch kommen mag, so werde ich dich sogleich rufen. Es verdient hier bemerkt zu werden, daß unser fragendes ob und das bedingende wenn, weil beide eine vorgestellte Möglichkeit ausdrükken, in dem französischen si und in dem englischen if durch dieselbe Form ausgedrückt werden, womit auch übereinstimmt, daß in der deutschen Sprache der konditionelle Nebensatz z. B. in: wenn er fragt, so antworte ich, die Form einer Frage annimmt: fragt er, so u. s. f.

Die den Supinen entsprechenden Substantivsätze verhalten sich als Raumkasus der Sache (§. 78.). Den Raumkasus der Richtung Wohin (Ablativ, Instrumentalis u. s. f.) entsprechen die durch weil, dadurch daß, daher daß u. s. f. eingeleiteten Sätze, welche Ursache (den realen Grund) und Mittel ausdrücken, und den Raumkasus der Richtung Wohin (Faktitiv, Penetrativ) die durch damit, auf daß, daß (ut) eingeleiteten Sätze, welche Absicht und Zweck ausdrücken (§. 80. 81.).

Die den Gerundien entsprechenden Substantivsätze — Adverbialsätze — verhalten sich als Adverbien: die durch wie, so daß, als wenn, als ob eingeleiteten Sätze

als Adverbien der Weise; und die durch als, während, indem, indeß, ehe, nachdem, u. s. f. eingeleiteten als Zeitadverbien. Die Verhältnisse des logischen Grundes, und der Bedingung werden synthetisch nicht durch Supinen, sondern durch Gerundien (Partizipien und den casus absolutus, und analytisch durch Konjunktionen der Zeit und der Weise ausgedrückt; das des logischen Grundes durch da, cum, engl. as, und das der Bedingung durch wenn, so, si: wir müssen daher die diesen Verhältnissen entsprechenden Nebensätze ebenfalls für Adverbialsätze halten. In der deutschen Sprache werden diese Sätze besonders durch das gewöhnlich im Hauptsatze stehende Demonstrativ so als Adverbialsätze bezeichnet z. B. da es regnet, oder wenn es regnet, so bleibe ich zu Hause. Die durch obgleich, wenngleich u. s. f. eingeleiteten Konzessivsätze verhalten sie wie die konditionellen, und werden ebenfalls durch das nachfolgende Demonstrativ so als Adverbialsätze bezeichnet.

Die Konjunktionen verhalten sich in den Substantivsätzen im Allgemeinen, wie die Präpositionen vor Substantiven: beide drücken auf analytische Weise Beziehungen von Substantiven aus, welche ursprünglich auf synthetische Weise durch Flexionsformen ausgedrückt werden. Je mehr partizipiale Flexionsformen in einer Sprache vorhanden sind, desto weniger bedarf sie der Nebensätze und der Konjunktionen. Die finnische Sprache hat sehr wenige, die deutsche hingegen sehr viele Konjunktionen der Nebensätze. Indessen müssen wir auch hier bemerken, was oben (§. 83.) in Beziehung auf die Präpositionen angedeutet wurde. Der synthetische Ausdruck bezeichnet nur auf allgemeine Weise die Beziehung, welche der analytische Ausdruck zu einer besonderen individualisirt. Indeß das Supin nur allgemein Ursache und Wirkung, und das Gerundium nur allgemein eine adverbiale Beziehung ausdrückt, werden Jene durch die Konjunktion

sehr genau als Ursache, Mittel, Absicht, Zweck; und diese als Zeit, Weise, Grund, Bedingung u. s. f. unterschieden. Die deutsche Sprache verliert daher dadurch, daß sie statt der Supinen und Gerundien sehr häufig Substantivsätze brauchen muß, zwar sehr an Leichtigkeit und Einfachheit des Ausdruckes; allein sie gewinnt dagegen eben so sehr an Bestimmtheit. In dieser Hinsicht ist der Unterschied zwischen der deutschen und z. B. der lateinischen Sprache sehr fühlbar.

Viertes Kapitel.

Topik und Flexion.

I. Topik.

§. 108.

Man kann das organische Verhältniß der Glieder in jedem Satzverhältnisse auf zwiefache Weise auffassen. Betrachtet man dasselbe bloß auf allgemeine Weise als ein Verhältniß von zwei Faktoren, welche als Hauptbegriff und Beziehungsbegriff zu einer organischen Einheit verbunden sind; und sieht man bloß darauf, daß der Beziehungsbegriff dem Hauptbegriffe untergeordnet ist: so stellt sich das Verhältniß als eine Unterordnung der Faktoren, und als ein Differenzverhältniß ihres Werthes dar; und die Sprache bezeichnet dieses Verhältniß der Faktoren durch die Betonung und durch die topische Stellung derselben. Betrachtet man hingegen die besondere Art der organischen Beziehung, durch welche die Faktoren zu einer Einheit verbunden sind: so erscheint das Verhältniß als ein spezifisches Beziehungsverhältniß; und die Sprache bezeichnet die besondere Beziehung durch die besondere Flexion des bezogenen Faktors. Wie das Verhältniß der Faktoren durch die Betonung ausgedrückt

wird, ist bereits erörtert worden (§. 11.). Die Betonung bezeichnet mehr die Einheit eines Begriffsverhältnisses; die Topik mehr die Unterordnung der Begriffe. Da jedoch die Einheit des Verhältnisses und die Unterordnung der Faktoren einander bedingen; so können Ton und Topik nicht von einander unabhängig sein.

So sehr auch die besondern Sprachen in Ansehung der Topik von einander abweichen; so müssen wir doch wohl annehmen, daß der Topik gewisse allgemeine Gesetze zum Grunde liegen. Da sich der Satz mit seinen verschiedenen Verhältnissen aus dem Worte entwickelt (§. 59.); und auch das Wort sich als eine Einheit von zwei Faktoren — dem Stamme und seiner Endung — darstellt: so darf man, wenn man die Stellung der Faktoren in dem Satzverhältnisse betrachtet, die Stellung der Faktoren in dem Worte nicht außer Acht lassen. Das einzelne Wort nimmt oft, indem seine Faktoren in getrennten Gebilden auseinandertreten, die Gestalt eines Satzverhältnisses, und umgekehrt das aus getrennten Faktoren bestehende Satzverhältniß die Gestalt eines Wortes an. Die Betonung bleibt in jedem Verhältnisse dieselbe, aber die Stellung ist verschieden: und das Gesetz der Topik in der größten Allgemeinheit scheint zu sein, daß in jedem Verhältnisse, in welchem die nicht getrennten Faktoren zu Einem Worte verbunden sind, der untergeordnete Faktor — Beziehungswort oder Endung — dem Stamme als dem Ausdrucke des Hauptbegriffes nachfolge; daß hingegen in jedem Verhältnisse, in welchem getrennte Faktoren zu einer Einheit verbunden sind, der untergeordnete Faktor — Beziehungswort, oder der Endung gleichbedeutendes Formwort — dem Hauptworte vorangehe. In der Sproßform folgt der untergeordnete Faktor als Endung dem Stamme nach. Der Satz in seiner einfachsten Gestalt ist wie die Sproßform Ein flektirtes Wort z. B. curr-it (§. 59.).

So lange das Personalpronom als Ausdruck des Subjekts sich noch nicht von dem Verb getrennt hat, folgt es als Endung dem Verb nach: erst als pronomen separatum tritt es vor das Verb. Aber das getrennte Pronom verbindet sich wieder auf mannigfaltige Weise bald mit dem Verb, bald mit dem Substantiv zu Einem Worte, und nimmt alsdann immer wieder als Suffix die Stelle einer Endung ein. Wie das Pronom als von dem Verb getrennte Personalform, verhält sich auch das Hülfsverb als von dem Verb getrennte Zeitform, und tritt ebenfalls vor das Verb z. B. habe geliebt, am-avi. Auch tritt das Hülfsverb wieder ans Ende des Verbs, wenn es mit demselben zu Einem Worte verwächst z. B. in: tu parler-as, (hast zu reden §. 42.). Dasselbe Gesetz tritt endlich in der Zusammensetzung hervor. Das Hauptwort, welches in den Satzverhältnissen: Geist der Zeit, Baum des Lebens, Feder zum Schreiben, Bild von Marmor dem Beziehungsworte getrennt nachfolgt, geht demselben voran, sobald das Satzverhältniß die Gestalt Eines Wortes annimmt, z. B. Zeitgeist, Lebensbaum, Schreibfeder, Marmorbild. Nur die Vorsylben machen hier eine Ausnahme, weil sie nicht wohl an dem für sich schon flektirten Verb die Stelle der Endung einnehmen können.

Daraus, daß dieselben Begriffsverhältnisse in der Topik unterschieden sind, je nachdem die Faktoren getrennt, oder in Einem Worte verbunden sind, ersehen wir zugleich, daß die Vorstellungsweise, als ob die Topik des Satzes in der Folge seiner Glieder einer Folge der Begriffe in der Zeit entspräche, ganz unstatthaft ist. Jedes Satzverhältniß, und der ganze Satz wird als eine Einheit, und daher nicht Ein Faktor in der Zeit früher als der andere gedacht. Die Topik drückt, wie die Betonung, lediglich die organische Einheit des Satzverhältnisses, und die Unterord-

nung der Faktoren, nicht aber eine Zeitfolge der Begriffe aus. Die Unterordnung der zu einer Einheit verbundenen Faktoren wird jedoch vollkommner durch die Betonung als durch die Topik ausgedrückt. Der Ton verhält sich zu dem, was er ausdrückt, als Aeußeres zu Innerem, gerade so wie das Wort zu dem Begriffe (§. 2.): und die ganze Betonung erscheint daher als etwas, das nothwendig so und nicht anders ist. Die topische Ordnung erscheint an sich nicht eben so als eine nothwendige; und man sieht nicht ein, warum ein Mal das Hauptwort, und das andere Mal das Beziehungswort nothwendig vorangeht; wenn nicht diese Nothwendigkeit in der Betonung ihren Grund hat. Es scheint demnach, daß alle topische Verschiedenheit zuletzt ihren Grund in der rhythmischen Gestalt der Satzverhältnisse und ihrer Faktoren hat. Jedes durch Ein Wort ausgedrückte Begriffsverhältniß hat die Gestalt einer Sproßform, und diese hat im Allgemeinen das vollkommenste rhythmische Verhältniß. Auch strebt die Sprache in der Zusammensetzung, indem sie die Endung des Hauptwortes abwirft, ein vollkommnes rhythmisches Verhältniß herzustellen. Sind hingegen in einem Begriffsverhältnisse die Faktoren getrennt, so hat dasselbe unter übrigens gleichen Umständen ein vollkommneres rhythmisches Verhältniß, wenn das Hauptwort nachfolgt, als wenn es vorangeht. Denn da das Hauptwort als ein bezogenes in der Regel schon eine tonlose Flexionsendung hat, und das Beziehungswort (oder Formwort) ebenfalls tonlos ist; so häufen sich immer mehr tonlose Sylben, wenn Letzteres dem Hauptworte nachfolgt, als wenn es vorangeht. Daher ist der Rhythmus vollkommner z. B. in: du r e d - est, Trunk W a s s - ers, trinkt W a s s - er, als in: r e d - est d u, W a s s - ers Trunk, W a s s - er trinkt. Noch fühlbarer wird der Unterschied, wenn die Faktoren für sich schon vielsylbig sind; man vergleiche z. B. Pet - er h e i r - at - et und h e i r - at - et

Pet-er, Eim-er Salz-wass-ers und Salz-wass-ers Eim-er, send-et Bitt-er-wass-er und Bitt-er-wass-er send-et. Daß die Topik mit der Betonung in der innigsten Beziehung steht, ersieht man ins Besondere daraus, daß die Topik oft bloß um des rhythmischen Verhältnisses willen von der gemeinen Regel abweicht: so sagt man z. B. wenn ich das hätte wissen können, anstatt nach der gemeinen Regel zu sagen: wenn ich das wissen können hätte. Auch bei der Inversion der Satzverhältnisse ist die Topik, wie wir sogleich sehen werden, mit der Betonung in der genauesten Uebereinstimmung.

Die Flexion als Ausdruck der spezifischen Beziehung, und die Topik als Ausdruck der Unterordnung der zu einer Einheit verbundenen Faktoren sind zwar an sich durchaus in der Bedeutung verschieden. Indessen ist mit der spezifischen Beziehung im Allgemeinen auch die Unterordnung der Faktoren, und die Einheit derselben ausgedrückt. Auch drückt die Topik, abgesehen von der durch die Zusammenstellung der Faktoren bezeichneten Einheit des Verhältnisses, nichts aus, das nicht vollkommen schon durch die Betonung ausgedrückt würde. Je vollkommner daher in einer Sprache die Flexion ist, desto freier ist in ihr die Topik, und desto mehr ist sie theils dem Nachdrucke (in der Inversion), theils dem Rhythmus der Rede dienstbar. Die Topik ist in der griechischen und lateinischen Sprache bei weitem freier, als in der deutschen, und in der deutschen freier als in den romanischen Sprachen. Wenn die griechische und die lateinische Sprache sich z. B. erlaubt, die Faktoren des attributiven Satzverhältnisses zu trennen, wie in: magnam cepi ex tuis literis voluptatem, quantum jam apud eos hostes uno proelio auctoritatis essent consecuti, sentiebat; so kann Etwas dem Aehnliches in den neuern Sprachen nicht Statt haben. Ueberhaupt ist den neuern Sprachen durch

die Abnahme der Flexion eine fest geregelte Topik zum Bedürfnisse geworden, welche den ältern Sprachen fremd ist, und durch welche die Rede zwar an Bestimmtheit und Deutlichkeit gewonnen, aber an Kraft und Lebendigkeit gewiß verloren hat. Auch mußte die Topik der neuern Sprachen schon dadurch geregelter werden, daß diese weit mehr geschrieben wurden, als die ältern Sprachen. Die Verhältnisse der Faktoren, welche in der gesprochenen Rede aufs vollkommenste durch die Betonung ausgedrückt werden, müssen in der geschriebenen Rede durch die Topik dem Auge sichtbar gemacht werden: und die Topik muß hier die Betonung vertreten.

§. 109.

So sehr auch die Topik der verschiedenen Sprachen im Besondern unterschieden ist; so tritt doch im Allgemeinen das so eben aufgestellte Gesetz, daß in jedem aus getrennten Faktoren bestehenden Satzverhältnisse das Hauptwort dem Beziehungsworte nachfolgt, sehr bestimmt hervor. Abgesehen von der bald näher zu betrachtenden Inversion, kommen Abweichungen von diesem Gesetze selten, und nur da vor, wo sie durch besondere Umstände veranlaßt sind. In fast allen bekannten Sprachen folgt das Prädikat dem Subjekte nach. Da jedoch uranfänglich das Subjekt durch eine Endung und durch das von dem Verb noch nicht getrennte Pronom ausgedrückt wurde; und da das Substantiv erst demnächst an die Stelle des Pronoms trat (§. 59.); so hat in einigen Sprachen — namentlich in der hebräischen und gaelischen — das Substantiv als Subjekt auch die topische Stellung des Pronoms behalten, indeß das Substantiv in allen andern Sprachen vor das Prädikat getreten ist. Wenn aber (§. 59.) der Vermuthung Raum gegeben wurde, daß das Subjekt überhaupt uranfänglich dem Prädikate nachfolgte; so geschah es nur, in so fern wir annehmen, daß der Satz

überhaupt aus dem Verb, und das Subjekt aus der Endung hervorgeht.

Wie in dem prädikativen Verhältnisse das Prädikat dem Subjekte, so folgt im Allgemeinen im attributiven Verhältnisse das Attributiv dem Substantiv der Beziehung nach. Dieses Gesetz ist in den semitischen und zeltischen Sprachen in voller Kraft: in der deutschen und in manchen andern Sprachen haben Abweichungen von demselben Statt, welche oben (§. 65.) bereits sind erörtert worden. Da das Pronominalattributiv nicht eigentlich als das Hauptwort des Verhältnisses, sondern als Ausdruck der Beziehung, und als untergeordneter Faktor anzusehen ist (§. 63.); so geht es dem Substantiv voran. Im Gaelischen, Wälischen, und in der zeltischen Sprache von Bretagne folgt das Adjektiv dem Substantiv immer nach; aber das Pronominalattributiv geht demselben immer voran.

In dem objektiven Satzverhältnisse endlich folgt das Objektiv, welches gewöhnlich den Hauptbegriff hat, ebenfalls dem Verb nach. Die deutsche Sprache weicht hierin jedoch in so fern ab, daß sie alsdann, wenn das Verb in zwei getrennte Faktoren zerfällt, von denen Einer die verbale Flexion, und der Andere den eigentlichen Hauptbegriff hat, das Objektiv zwischen die getrennten Faktoren des Verbs treten läßt z. B. er hat e i n e n A p f e l gegessen, er will e i n e n A p f e l essen, er bringt e i n e n A p f e l mit. Auch im Angelsächsischen findet man häufig dieselbe Stellung z. B. Man waes fram Gode asend, ein Mann wär von Gott gesandt. Diese Abweichung von dem Grundgesetze der Topik muß uns schon darum weniger befremden, weil sie nur dann Statt hat, wenn das Prädikat auf eine analytische Weise, also nicht in seiner ursprünglichen Form ausgedrückt wird. Auch scheint sie lediglich aus einem Gefühle für die rhythmische Vollkommenheit des Ausdruckes hervorgegangen zu sein. Denn da

das Prädikat den Hauptbegriff des Satzes, und das Objektiv den Hauptbegriff des Prädikats hat; so hat Letzteres immer den Hauptton des ganzen Satzes: und der Ausdruck hat offenbar einen bessern Rhythmus, wenn das Objektiv zwischen die Faktoren des Verbs tritt z. B. er hat einen Apfel gegessen, er bringt einen Apfel mit, als wenn es ganz am Ende steht z. B. er hat gegessen einen Apfel, er bringt mit einen Apfel. — Wie in dem attributiven, so geht auch in dem objektiven Satzverhältnisse das Pronom (und Pronominale) dem Verb voran. Die deutsche Sprache weicht hierin von dem Gebrauche der meisten andern Sprachen ab. So läßt die angelsächsische wie die romanischen Sprachen das Pronominalobjektiv dem Verb vorangehen z. B. ic him an, ich ihm gebe; hi ealle me thaes hyra wedd sealdon, sie alle mir darüber ihr Wort gaben; he tha swa dyde, er dann so that.

§. 110.

Daß die Topik in ihrer Bedeutung von der Betonung nicht unterschieden ist, und daß sie nur auf eine mehr äußerliche Weise — durch ein Verhältniß der Zeitfolge — dasselbe bezeichnet, was die Betonung auf eine mehr innerliche Weise — durch ein Verhältniß der Intensität — ausdrückt, sehen wir besonders in der Inversion. Weil die Sprache der organische Ausdruck des Gedankens ist; so muß in ihr auch die freie Bewegung des Gedankens, und der lebendige Wandel seiner Verhältnisse in die Erscheinung treten. Die Inversion muß daher in allen Sprachen Statt finden; sie tritt jedoch in den besondern Sprachen um desto freier hervor, je mehr sich in denselben das Flexionsvermögen erhalten hat. Vergleicht man z. B. die Ausdrücke: c'est pour son ami, qu'il fait cela, und: it is not by arms, that a kingdom is secured mit: für seinen Freund thut er es,

nicht durch Waffen wird ein Königreich gesichert; so sieht man, wie schwerfällig die Inversion in Sprachen mit sehr beschränktem Flexionsvermögen von Statten geht.

Man begreift unter der Inversion gewöhnlich jede Umkehrung der durch die Satzverhältnisse bestimmten Wortfolge. Wir müssen jedoch bei der Inversion unterscheiden, ob bloß die Wortfolge, oder ob mit der Wortfolge zugleich das Satzverhältniß umgekehrt wird. Bei dem gewöhnlichen Gange der Rede hängt nämlich in jedem Satzverhältnisse der Werth eines jeden Faktors — d. h. ob er Hauptwort oder Beziehungswort ist — von dem Begriffe des Faktors an sich und von dem Satzverhältnisse selbst ab (§. 59. 64. 72. 84.); und Betonung und Wortfolge ist in so fern durch das Satzverhältniß an sich gegeben. Um jedoch einen Begriff in der Rede besonders hervorzuheben, verändert die Sprache häufig, ohne übrigens das Beziehungsverhältniß zu ändern, den Werth der Faktoren; indem sie dem Beziehungsworte den Werth des Hauptwortes, und dem Hauptworte den Werth des Beziehungswortes gibt. Das Satzverhältniß selbst wird alsdann umgekehrt (invertirt); und die Inversion der Betonung und der Wortfolge ist nur der Ausdruck für die Inversion des Satzverhältnisses z. B. es sterben täglich gegen zwanzig Menschen, statt: gegen zwanzig Menschen sterben täglich; des Lebens Aengste, statt: die Aengste des Lebens; er hat kein Mitleid mit dem eignen Kinde, statt: er hat mit dem eignen Kinde kein Mitleid. Weil hier das Verhältniß der Faktoren selbst umgekehrt ist; so ist der invertirte Ausdruck von dem nicht invertirten auch in der Bedeutung wirklich unterschieden. In: es sterben täglich gegen zwanzig Menschen, ist die große Anzahl der Sterbenden (das Subjekt); in dem nicht invertirten Ausdrucke hingegen ist sterben (das Prädikat)

der eigentliche Inhalt des Satzes und das, was eigentlich ausgesagt wird.

Diese Inversion, welche wir zum Unterschiede die Inversion des Satzverhältnisses nennen können, hat nur alsdann Statt, wenn der Beziehungsbegriff zum Hauptbegriffe erhoben wird. Es ist aber der Sprache oft daran gelegen, denjenigen Faktor, welcher schon an sich und vermöge seiner Stellung den Hauptbegriff hat, um eines oratorischen Nachdruckes, oder um einer äußern Rücksicht z. B. der Deutlichkeit willen noch mehr hervorzuheben. Dieses kann oft nur durch eine schärfere Betonung bewirkt werden wie in: Herr der Welt, er träumt. Wenn aber das Prädikat aus zwei Faktoren besteht, oder mit einem Hülfsverb oder mit dem verbum substantivum zusammengesetzt ist, und dasjenige Glied des Prädikats, welches schon vermöge seiner natürlichen Stellung den Hauptbegriff ausdrückt, noch mehr soll hervorgehoben werden: so bewirkt die Sprache dieses theils durch die schärfere Betonung, theils durch eine Abweichung von der gewöhnlichen Wortfolge, und zwar gewöhnlich dadurch, daß sie das hervorzuhebende Glied des Prädikats an die Stelle des Subjektes treten läßt. Die deutsche und auch die angelsächsische Sprache läßt alsdann zugleich das Subjekt dem Verb, oder wenn dieses zusammengesetzt ist, dem flektirten Theile des Verbs nachfolgen z. B. Sterblich ist der Mensch, gelogen hat er, seinen Freund hat er verrathen, schriftlich hat er es versprochen. Man gibt dieser Inversion gewöhnlich den Namen der Hauptinversion; allein sie unterscheidet sich von der so eben bezeichneten Inversion wesentlich dadurch, daß sie zwar die Folge der Wörter, aber nicht das Satzverhältniß umkehrt. Sie verstärkt daher den Nachdruck, ohne jedoch, wie die Inversion des Satzverhältnisses; die Bedeutung des Ausdrucks zu ändern. Die Ausdrücke: sterblich ist der Mensch, gelogen hat er

u. s. f. bedeuten eigentlich nichts Anderes, als: der Mensch ist sterblich, er hat gelogen u. s. f.; und wir müssen daher diese Inversion als eine bloß topische unterscheiden.

Die Wortfolge einer Frage, die mit einem Adverb oder Kasus anhebt, wie z. B. wo steht er? wen meinst du? gehört zu der bloß topischen Inversion. Die Wortfolge einer Frage hingegen, welche mit dem Verb anhebt z. B. kömmt er? ist er krank? und die des Imperativsatzes z. B. seid folgsam, bleibe du hier, verhält sich wie die Inversion des Satzverhältnisses: denn hier wird der eigentliche Begriff des Prädikats einer Beziehung desselben, nämlich in der Frage der problematischen Wirklichkeit, und im Imperativsatze der Nothwendigkeit des Begriffes untergeordnet, und die Beziehung gleichsam zum Hauptbegriffe erhoben. Die Sprache bezeichnet aber überall Beziehungen der Art durch Flexionsendungen, und durch Gebilde, die den Endungen gleichbedeutend sind z. B. an, ne, ob (§. 106.). In der Frage und im Imperativsatze ist daher zwar nicht ein Satzverhältniß, aber doch das Verhältniß von Begriff und Beziehung (Stamm und Endung) am Verb invertirt, so zwar, daß die Endung gewissermaßen den Hauptbegriff und der Stamm die Beziehung ausdrückt. Wenn das Verb einen zusammengesetzten Ausdruck hat, so behält derjenige Theil desselben, welcher den eigentlichen Begriff des Verbs ausdrückt, seine gewöhnliche Stelle; aber derjenige Theil, an welchem die Flexion geschieht, tritt vor das Subjekt an die Spitze des Satzes z. B. ist er gekommen? wird er heute kommen? sei du dem Freunde treu. Nur wenn in dem einfachen Verb Stamm und Endung untrennbar sind, tritt das Verb ganz vor das Subjekt. Um die Inversion von Stamm und Endung vollkommen ausdrücken zu können, bedient sich die englische Sprache gewöhnlich der zusammenge-

setzten Form does he write statt der einfachen writes he, do not forget statt forget not. In den Ausdrücken: mögest du vorsichtig sein! möge er lange leben! lasset uns tanzen! verhalten sich mögen und lassen, als Ausdrücke bloßer Beziehungen (§. 55.), gerade so, wie das der Endung gleichbedeutende Hülfsverb. In den konditionellen Sätzen wäre er gekommen, so u. s. f. ist die Beziehung des Verbs — die problematische Wirklichkeit — ebenfalls zum Hauptbegriffe erhoben, und sie haben die Konstruktion des Fragesatzes.

§. 111.

Die deutsche Sprache bezeichnet alle Nebensätze durch eine besondere Topik, indem sie in denselben immer das Verb, und zwar, wenn das Verb in zwei Faktoren auseinander tritt, immer denjenigen Faktor, an welchem die Flexion geschieht, ans Ende des Satzes stellt. Dies ist jedoch der deutschen Sprache nicht ausschließlich eigen: in der angelsächsischen Sprache finden wir sehr häufig dieselbe Topik der Nebensätze z. B. se, the gesceadwisnesse haefth, se maeg deman, hwaet he wilnian sceal, and hwaet he onscunian sceal (der, welcher Vernunft hat, der mag beurtheilen, was er wollen soll, und was er meiden soll). Offenbar hat die Konstruktion des Nebensatzes die Bedeutung einer Inversion, durch welche in dem Prädikate die Flexion, also nicht irgend ein Begriff, sondern die durch die Flexion ausgedrückte Beziehung soll hervorgehoben werden. Sie verhält sich in dieser Hinsicht gerade so, wie die Inversion in der Frage z. B. ist er angekommen? und in dem Imperativsatze z. B. Sein Sie ruhig; und sie unterscheidet sich von derselben nur darin, daß die Flexion in der Frage und in dem Imperativsatze ganz im Anfange, im Nebensatze hingegen ganz am Ende steht (§. 110). Daß aber in Diesem,

wie in Jenem, durch die Inversion nur die Flexion soll hervorgehoben werden, ersieht man daraus, daß manche Nebensätze, nämlich die konditionellen, mit Auslassung der Konjunktion auch wohl die Form einer Frage und eines Imperativsatzes annehmen z. B. Schlägst du mich, so schlag ich wieder; Sei ohne Freund, wie viel verliert dein Leben? Hierher gehöret auch, daß die englische Sprache in dem Adjektivsatze, und auch in der Frage gern die Präposition, welche die Bedeutung einer Flexionsendung hat, an das Ende des Satzes stellt z. B. he is an author, whom I am much delighted with; whom wilt thou give it to? Sie läßt in diesem Falle oft das Pronom ohne Flexion z. B. associate not with those, who none can speak well of; who do you speak of; oder läßt auch das Pronom ganz aus (§. 106.). Auch die schwedische Sprache stellt gern die Präposition mit Auslassung des Pronoms ans Ende des Satzes z. B. den stolen, du sitter på, der Stuhl, auf dem du sitzest. Wir ersehen hieraus, daß die Sprache auf topische Weise die Beziehung hervorzuheben sucht, in welcher die Nebensätze als Faktoren von Satzverhältnissen zu ihrem Beziehungsworte im Hauptsatze stehen. Diese Beziehung, welche in dem Partizipiale, dessen Stelle der Nebensatz vertritt, durch die Form des Partizipiale selbst ausgedrückt ist (§. 101.), wird an dem Nebensatze nur unvollkommen durch die Konjunktion bezeichnet: und die Konjunktion verhält sich in dieser Hinsicht wie die Präposition. So wie nämlich die Beziehung des Substantivs, wenn sie schon durch die Präposition bezeichnet ist, doch zugleich durch die Flexion des Substantivs (durch den Kasus) ausgedrückt wird; so scheint auch die Sprache die Beziehung, in welcher der Nebensatz als Faktor zu seinem Beziehungsworte im Hauptsatze steht, obgleich sie schon durch die Konjunktion bezeichnet ist, gern zugleich auf irgend eine Weise an dem

Nebensatze selbst, und zwar an dem wesentlichen Theile desselben — dem Verb — auszudrücken. Diese Beziehung kann aber nicht durch die eigentliche Flexion des Verbs bezeichnet werden, weil diese die Beziehung zum Subjekte des Nebensatzes ausdrückt. Die Sprache bezeichnet daher die Beziehung zum Faktor im Hauptsatze zwar ebenfalls am Verb, aber auf topische Weise, indem sie die Flexion durch die Stellung des flektirten Verbs hervorhebt, und dem ganzen Nebensatze äusserlich gewissermaßen die Gestalt eines flektirten Wortes gibt.

II. Flexion.

§. 112.

Die Sprache drückt die besondere Art der Beziehung, welche unter den Faktoren der verschiedenen Satzverhältnisse Statt hat, durch die Flexion aus: die in der Sprache gedachten Beziehungen und die Flexion erklären einander daher wechselseitig. Die Bedeutung der Flexion ist nach ihren Hauptmomenten bereits erörtert worden (§. 47. 49. 69.). Weil alle Beziehung in der Sprache entweder als Beziehung einer Thätigkeit zu einem Sein, oder als Beziehung eines Seins zu einer Thätigkeit gedacht wird; so ist alle Flexion entweder Flexion des Verbs — Konjugation — oder Flexion des Substantivs — Deklination. — Wie die Differenz der Richtung in der Zeit — Vergangenheit und Zukunft — den Grundtypus aller Konjugation; so gibt die entsprechende Differenz der Richtung im Raume — Woher und Wohin — den Grundtypus aller Deklination. Da jedoch die Begriffe von Thätigkeit und Sein in der Sprache nicht absolut geschieden sind; so schließt die Konjugation nicht alle Raumbeziehung, und die Deklination nicht alle Thätigkeitsbeziehung aus. Alle Beziehungen sind gewissermaßen

zugleich Thätigkeits- und Raumbeziehungen; und nur unterschieden, so fern in ihnen einerseits das Moment der Thätigkeit, und andrerseits das Moment der Räumlichkeit vorherrscht. Da in der Sprache jeder Begriff eines Seins sich aus dem Begriffe einer Thätigkeit — jedes Substantiv aus einem Verb — entwickelt: so ist jede Beziehung mehr oder weniger Thätigkeitsbeziehung, und die Flexion tritt in ihren Formen überall um desto kräftiger und freier hervor, je mehr in dem bezogenen Begriffe und in der Beziehung das Moment der Thätigkeit über das der Räumlichkeit vorwaltet. Die den hier angedeuteten Unterscheidungen der Beziehungsverhältnisse entsprechenden Verschiedenheiten der Flexionsformen sind bei der Betrachtung der verschiedenen Satzverhältnisse größtentheils erörtert worden. Es sind jedoch noch einige besondere Formverschiedenheiten übrig, welche wir näher betrachten müssen.

§. 113.

Die Grammatik unterscheidet zwar bei der Konjugation des Verbs meistens drei Zeitverhältnisse, nämlich Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Wir dürfen hieraus jedoch nicht schließen, daß das Verb ursprünglich auch d r e i Z e i t f o r m e n, nämlich ein Präsens, Präteritum und Futur gehabt habe. Es tritt bei näherer Untersuchung vielmehr als eine nicht zu bezweifelnde Thatsache hervor, daß das Verb ursprünglich nur z w e i Zeitformen hat. Die semitischen Sprachen haben nur Eine Form für Präsens und Futur. Die germanischen und finnischen Sprachen, die altslavische, die Zigeunersprache, und auch die romanischen Sprachen (§. 42.) haben nebst mehreren Andern für das Futur, die gaelische hingegen für das Präsens keine einfache Flexionsform; sie drücken daher entweder Gegenwart und Zukunft durch Eine und Dieselbe Form aus, oder bilden die man-

gelnde Form auf analytische Weise durch Hülfsverben *). In denjenigen Sprachen, welche, wie die griechische, lateinische und zeltisch-bretagner Sprache, Präsens und Futur durch besondere Flexionsformen unterscheiden, nähern sich diese Formen meistens einander so sehr, daß man in ihnen leicht Abänderungen Einer und derselben Form erkennt. Wenn in allen denjenigen Sprachen, welche nur zwei Zeitformen haben, die mangelnde Zeitform, wie in der deutschen, auf analytische Weise durch Hülfsverben gebildet würde: so könnte man glauben, die mangelnde Zeitform sei früher vorhanden gewesen, aber, wie manche Kasusformen z. B. der Dativ im Englischen und in den romanischen Sprachen, verloren gegangen. Allein wir finden noch in mehreren Sprachen Präsens und Futur unter Einer Form begriffen. Die semitischen Sprachen unterscheiden Präsens und Futur so wenig, daß dieselbe Form, welche in der hebräischen Grammatik Futur genannt wird, in der arabischen den Namen des Präsens führt: und unser Präsens wird im hebräischen immer durch das Futur ausgedrückt, es sei dann, daß es als Vergangenheit gedacht würde, in welchem Falle es, wie in andern Sprachen z. B. in: οἶδα, novi, memini, odi, auch durch das Präteritum ausgedrückt wird. Dagegen wird nicht nur im Finnischen, sondern auch im Gothischen und im Angelsächsischen unser Futur durch das Präsens ausgedrückt: im Ulfila und in der angelsächsischen Bibel finden wir überall, wo der griechische Text ein Futur hat — z. B. Matth. 5, 19 — 6, 15 — 7, 23 — 8, 19. Joh. 5, 28 u. 29 — 16, 2 — das Präsens. Eben so hat die altslavische noch häufig — z. B. Matth. 8, 19 — statt des griechi-

---

*) Dobrowsky l. c. p. 374. Stewart Gaelic Grammar. p. 97. Mithridates Th. 1. S. 249. Th. 2. S. 751. Th. 3. Abth. 1. S. 175.

schen Futurs ein Präsens. Wir ersehen hieraus, daß die Sprache ursprünglich durch die Zeitformen bloß den Gegensatz der Zeit — Vergangenheit und Zukunft — bezeichnet, wie sie durch die Deklination des Substantivs nur den Gegensatz der räumlichen Richtung — Woher und Wohin — bezeichnet. Alle Flexion ist Ausdruck der Beziehung (§. 47.). Vergangenheit und Zukunft sind nur die entgegensetzten Richtungen der Zeitbeziehung zur Gegenwart des Sprechenden. Die Gegenwart selbst kann nicht bezogen werden, sondern alle Zeit wird auf sie bezogen: daher hat die Sprache ursprünglich für die Gegenwart in der Zeit eben so wenig eine Zeitform, als sie für die räumliche Gegenwart — das Wo — auf welche das Woher und Wohin der räumlichen Richtung bezogen wird, einen Kasus hat. Da aber Zeit und Raum, wie Thätigkeit und Sein einander entgegengesetzt sind; da die Thätigkeit als ein Werden in die Zukunft strebt, und das Sein als ein Gewordenes in der Vergangenheit wurzelt: so stellt sie die Gegenwart unter die Form der Zukunft, wie sie das räumliche Wo meistens unter die Formen der Woherkasus stellt (§. 82.). Diejenigen Formen, welche die Grammatik der meisten Sprachen für Formen des Präsens nimmt, sind daher eigentlich das, wofür die hebräische und die gaelische Grammatik sie nimmt, nämlich Formen des Futurs. Die ursprüngliche Identität des Präsens und Futurs zeigt sich noch besonders in dem Imperativ, welcher immer etwas Zukünftiges ausdrückt, und daher auch häufig von einem Futur vertreten wird, aber fast überall nur von dem Präsens gebildet wird.

Die meisten Sprachen haben jedoch später entweder durch Abänderungen der ursprünglichen Form, oder auf analytische Weise Futur und Präsens unterschieden, und so für Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit drei Hauptformen — Präsens, Futur und Präteritum — gewonnen. Die

Sprache hat demnächst in diesen Zeitverhältnissen auf mannigfaltige Weise wieder besondere Beziehungsverhältnisse unterschieden, und die verschiedenen Sprachen unterscheiden sich besonders dadurch, daß die Eine diese, die Andere jene besondern Beziehungsverhältnisse mannigfaltiger entwickelt, und vollkommner unterschieden hat. Diese Zeitverhältnisse sind aber zwiefacher Art; indem sie einerseits als Zeitfolge der Thätigkeit, andrerseits als Ausdehnung der Thätigkeit in der Zeit — Moment, Dauer und Frequenz — aufgefaßt werden. Die Zeitfolge kann nur als Beziehung einer Thätigkeit auf eine andere Thätigkeit gedacht (§. 82.), und dadurch bezeichnet werden, daß Jene als Dieser gleichzeitig, oder vorangehend oder nachfolgend dargestellt wird. Die Sprache unterscheidet hier nun eine zwiefache Beziehung: sie bezieht nämlich die prädizirte Thätigkeit entweder auf den Akt der Rede, mithin auf die Gegenwart des Sprechenden, oder auf eine andere außerhalb der Gegenwart des Sprechenden gedachte, aber auf dieselbe bezogene Thätigkeit. Auf diese zwiefache Beziehung gründet sich die Unterscheidung der absoluten Zeitformen z. B. er hat (indem ich spreche) den Brief geschrieben, er wird (von jetzt an) an dich schreiben, und der historischen Zeitformen z. B. er schrieb, oder er hatte den Brief geschrieben (indem ich kam). Diese Unterscheidung hat ihrer Natur nach, besonders bei den Formen des Präteritums Statt, und die meisten Sprachen haben für das Präsens und Futur nur absolute Zeitformen, unterscheiden aber in dem Präteritum eine absolute Zeitform — meistens das Perfektum — und mehrere historische Zeitformen — das Imperfekt, Plusquamperfekt u. s. f. Das Zeitverhältniß wird als Zeitmoment und Zeitdauer oder Wiederholung in der Zeit ebenfalls durch mannigfaltige Formen unterschieden. Diese Unterscheidung bezeichnet die griechische Sprache durch den Aorist und das Imperfekt; die

slavische durch das verbum perfectivum und imperfectivum und durch das praeteritum simplex und indefinitum; die französische durch das Imparfait und Défini; und die englische durch die Formen he is writing und he writes. Auch die Reiterativformen der finnischen, slavischen und mancher andern Sprachen gehören hierher. Sprachen, die für diese Unterscheidung keine besondere Flexionsformen haben, wissen sie auf andere Weise zu bezeichnen. Wenn man im Englischen sagt z. B. when our visitors would say: you have fine children; she would answer etc. so sagen wir: wenn unsere Freunde wohl sagten: Sie haben hübsche Kinder; so antwortete sie wohl, oder: pflegte sie zu antworten; und am Rheine sagt man in der Volkssprache: wenn sie als sagten, so antwortete sie als.

§. 114.

Außer den Zeitverhältnissen der Thätigkeit gibt es noch besondere Verhältnisse, welche ebenfalls als Beziehungen der Thätigkeit gedacht, und am Verb durch besondere Flexionsformen — Modi — bezeichnet werden. Die Grammatik nimmt bald eine größere bald eine kleinere Anzahl derselben an. Wir können sie jedoch füglich unter dem Indikativ, Konjunktiv, Optativ und Imperativ zusammenfassen. Für den Konjunktiv und Optativ, welche wir hier zunächst betrachten, haben nicht alle Sprachen besondere Flexionsformen. Sie fehlen z. B. den slavischen und eigentlich auch den semitischen Sprachen; und in denjenigen Sprachen, in welchen sie vorhanden sind, nähern sie sich meistens den Zeitformen des Indikativs so sehr, daß man diese Formen nicht wohl als ursprünglich unterschiedene und selbstständige Flexionsformen anerkennen kann. Konjunktiv und Optativ unterscheiden sich von dem Indikativ meistens durch eine Verstärkung der Endung, und besonders durch einen langen Vokal in der En-

dung: in allem Uebrigen verhält sich die Flexion derselben wie die Flexion der Zeitformen des Indikativs. Wir glauben daher annehmen zu müssen, daß der Konjunktiv und Optativ eben so ursprünglich Abänderungsformen des Indikativs, wie manche Raumkasus Abänderungsformen eines Grundkasus sind (§. 78.): und die hebräische Grammatik erkennt wirklich nur Abänderungsformen des Futurs an, welche die Bedeutung unseres Konjunktivs haben *). Auch werden, wie wir sogleich sehen werden, Konjunktiv und Optativ in manchen Sprachen, in denen besondere Formen für dieselben gänzlich mangeln, oder nur unvollkommen unterschieden sind, durch die unveränderten Zeitformen des Indikativs ausgedrückt.

Die Sprache unterscheidet an dem Prädikate die Art der Darstellung, ob es nämlich als ein vorgestelltes oder als ein wirkliches dargestellt wird; und bezeichnet den Unterschied der Darstellung durch die Modi. Das Prädikat wird durch den Indikativ als ein wirkliches — auf die lebendige Wirklichkeit des Sprechenden bezogenes — und durch die andern Modi als ein vorgestelltes — auf den Akt des Vorstellens bezogenes — dargestellt. Durch den Indikativ wird zwar ebenfalls ein vorgestelltes Prädikat ausgedrückt; allein Vorgestelltes und Wirkliches werden alsdann nicht unterschieden. Die andern Modi stellen das Prädikat — sei es an sich wirklich oder vorgestellt — als ein vorgestelltes dar; indem sie es besonders auf den Akt des Vorstellens beziehen: denn jedes Prädikat im Konjunktiv, Optativ oder Imperativ weiset auf einen solchen Akt zurück. Das Prädikat wird durch diese Beziehung auf den Akt des Vorstellens mehr oder weniger modificirt; es gestaltet sich, je nach der besondern Art, wie es vorgestellt wird, als ein mögliches z. B. wenn er vielleicht käme, oder als ein nothwendiges z. B. komm.

---

*) Gesenius hebr. Gramm. §. 36.

Daher werden diese Modi, wenn die Flexion mangelt, häufig durch die Verben: wollen, mögen, sollen u. s. f. gebildet, welche die besondere Art, wie das Prädikat gedacht wird — Möglichkeit und Nothwendigkeit — und somit die Beziehung des Prädikats auf den Akt des Vorstellens auf besondere Weise ausdrücken, welche die Flexionsform nur auf allgemeine Weise ausdrückt (§. 55.). Da jedes als ein vorgestelltes dargestellte Prädikat den besondern Akt des Vorstellens z. B. er stellt sich vor, er sei krank, oder — was hier nicht unterschieden wird — die Aeußerung desselben z. B. er sagt, er sei krank, voraussetzt: so wird das so dargestellte Prädikat meistens in einem Nebensatze auf den im Hauptsatze ausgedrückten Akt des Vorstellens bezogen. Die Darstellung ist jedoch nicht eigentlich durch den Nebensatz bedingt. Das Prädikat kann auch für sich in einem Hauptsatze als ein vorgestelltes dargestellt werden z. B. in: abeamus, abeas, er sterbe, ich spräche, wenn ich dürfte, und in allen Imperativsätzen, wo der Akt des Vorstellens zwar vorausgesetzt, aber durch den Modus selbst ausgedrückt wird. Wir haben oben (§. 110.) bereits bemerkt, daß die Sprache das Prädikat, welches in dem konditionellen Satze und in der Frage als ein mögliches, und in dem Imperativsatze als ein nothwendiges, also in Jenem und in Diesem als ein Vorgestelltes soll dargestellt werden, auf besondere Weise durch die Topik bezeichnet, und daß sie ins Besondere durch die Topik immer die Flexion des Verbs hervorhebt. Was dort bei einigen besondern Verhältnissen des Vorgestellten auf topische Weise geschieht, das geschieht überhaupt durch die Flexion, wo das Prädikat als ein vorgestelltes soll bezeichnet werden: die Flexion des Indikativs wird verstärkt. Nur dem Imperativ z. B. fac, gib fehlt die Verstärkung der Flexion, wahrscheinlich, weil sie durch die Betonung und durch die Topik vollkommen ersetzt wird.

Die Modi des Vorgestellten (Konjunktiv, Optativ und Imperativ) haben das gemein, daß sie das Prädikat auf einen Akt des Vorstellens beziehen: sie sind unterschieden durch die Art, wie der Akt des Vorstellens dargestellt wird. Der Akt des Vorstellens, auf welchen das Prädikat bezogen ist, wird nämlich entweder als ein wirklicher Akt dargestellt z. B. er möge lange leben (ich wünsche); (er glaubt) er sei krank, (es scheint) als sei er krank; er schweige (ich will); (ich erlaube) daß du sprechest; sprich (ich befehle); eamus (jubeo); dicas (quaeso); quid faciam? (vis); tu si hic sis, aliter sentias (cogito): oder der Akt des Vorstellens selbst wird als ein vorgestellter dargestellt z. B. möchte der Todte wieder aufleben (ich würde wünschen, wenn es möglich wäre); (er stellt sich) als wäre er krank; daß er doch schwiege (ich möchte es wünschen); ich spräche gern (ich möchte, wenn ich dürfte); quid facerem (si vellem); tu si hic esses, aliter sentires (possem cogitare). Das erstere Verhältniß bezeichnet die Sprache durch den Konjunktiv und Imperativ, und das letztere durch den Optativ. Der Optativ verhält sich zum Konjunktiv und Imperativ, wie die historischen Zeitformen des Indikativs zu den absoluten Zeitformen (§. 113.). Wie die absoluten Zeitformen, beziehen sich Konjunktiv und Imperativ auf ein Wirkliches — in der lebendigen Gegenwart Liegendes — dagegen bezieht sich der Optativ, wie die historischen Zeitformen, auf ein aus der Wirklichkeit der lebendigen Gegenwart in die Sphäre des Vorgestellten Versetztes. Daher haben auch überall Konjunktiv und Imperativ die Formen der absoluten, und der Optativ die Formen der historischen Zeitformen: der Konjunktiv stellt sich dar als eine Verstärkung der absoluten, und der Optativ als eine Verstärkung der historischen Zeitformen. Die Beziehung des Prädikats auf ein Vorstellen

in der Wirklichkeit, welche der Konjunktiv auf allgemeine Weise bezeichnet, wird durch den Imperativ — als den Ausdruck der Nothwendigkeit — als eine besondere ausgedrückt. Der Imperativ ist gewissermaßen in dem Konjunktiv begriffen: und daher wird Jener sehr oft durch Diesen vertreten. Der Konjunktiv als der Ausdruck eines Vorgestellten, das auf ein wirkliches Vorstellen in der Gegenwart bezogen wird, entspricht unter den absoluten Zeitformen des Indikativs am meisten dem Futur: und man kann daher den Konjunktiv überhaupt als ein verstärktes Futur ansehen. Das Präsens des Konjunktivs nähert sich in der Form sehr häufig dem Futur des Indikativs z. B. in: legam, audiam *). Auch hat das Präsens des Konjunktivs sehr häufig, und in Nebensätzen, welche statt eines Supins der Richtung Wohin stehen (§. 107.), immer die Bedeutung eines Futurs z. B. eamus (laß uns gehen), ich hoffe, daß er komme (venturum esse), er nimmt Arznei, damit er genese (genesen werde). Wir finden daher im Ulfila zuweilen z. B. Matth. 10, 26. den Konjunktiv, wo der griechische Text ein Futur hat. In der Sprache von Bretagne fällt der Konjunktiv mit dem Futur des Indikativs in der Form zusammen **). Daß selbst das Präteritum des Konjunktivs noch an der Bedeutung eines Futurs Theil habe, sehen wir besonders in der lateinischen Sprache, in welcher das Präteritum des Konjunktivs legerim, legeris, legerit in der Form mit dem futurum exactum zusammenfällt. Da der Optativ den historischen Zeitformen eben so entspricht, wie der Konjunktiv den absoluten Zeitformen, und die historischen Zeitformen Formen des Präteritums sind: so kann man den Optativ als ein verstärktes Präteritum ansehen; und wir werden sogleich

---

*) Bopp Konjug. der Sanskritsp. S. 33.

**) Legonidec gramm. celto-bretonne p. 104. 244.

sehen, wie Optativ und Präteritum sich einander in Bedeutung und Form nähern. Der Konjunktiv versetzt, wie das Futur das an sich Wirkliche in die Sphäre des Vorgestellten; der Optativ hingegen gibt, wie das Präteritum, dem Nichtwirklichen eine vorgestellte Wirklichkeit; er ist daher vorzüglich die Form des hypothetisch Gedachten.

§. 115.

Die so eben bezeichnete Unterscheidung eines Konjunktivs unter der Form des Futurs (oder Präsens), und eines Optativs unter der Form der historischen Präteriten tritt überall in der Sprache sehr bestimmt hervor. Zwar hat die Grammatik nicht überall in demselben Sinne Konjunktiv und Optativ als zwei Modi unterschieden: aber sie hat alsdann die Unterscheidung selbst so, wie sie in der Sprache selbst sich eigentlich darstellt, bezeichnet, nämlich als Unterscheidung der Zeitformen. Die semitischen und die slavischen Sprachen, welche keine besondere Formen für den Konjunktiv und Optativ haben, drücken den Konjunktiv z. B. damit er lebe, er schweige, möge er reden, du darfst essen, was soll ich thun? durch das Futur des Indikativs, und den Optativ z. B. wie Sodom wären wir, wenn wir doch stürben, hättest du es verlangt, so hätte ich es gegeben, durch das Präteritum des Indikativs aus *). Daß in der Sprache von Bretagne das Futur des Indikativs statt des Konjunktivs gebraucht wird, ist oben (§. 114.) schon bemerkt worden. Im Gegensatze mit diesen Sprachen ist die griechische Sprache sehr reich an Konjunktiv- und Optativformen, und die Grammatik hat nicht, wie in der lateinischen Sprache diese Formen in Einen Modus zusammengefaßt, sondern diejenigen Formen, welche

---

*) Gesenius a. a. O. §. 97. 98. Dobrowsky l. c. p. 378. 391.

als Konjunktivformen die Flexion des Präsens und Futurs haben, von denen geschieden, welche als Optativformen die Flexion der historischen Zeitformen des Präteritums haben. Auch der Unterschied der Bedeutung tritt in dem griechischen Konjunktiv und Optativ sehr bestimmt hervor. Beide Modi stellen das Prädikat als ein gedachtes dar: das Prädikat im Konjunktiv ist jedoch auf den Akt des Vorstellens als einen wirklichen, das Prädikat im Optativ hingegen auf den Akt des Vorstellens als einen solchen bezogen, der nicht wirklich ist, sondern selbst gedacht wird. Der Konjunktiv steht vorzüglich in Aufmunterungen z. B. *ἴωμεν*, in Fragen wie: *ποῖ τράπωμαι*, in Imperativsätzen z. B. *μὴ μάθῃς* (du sollst nicht erfahren) und in den durch *ὅπως* eingeleiteten Substantivsätzen, welche die Bedeutung eines Supins der Richtung Wohin (§. 107.) haben z. B. *ὅπως ὁ σίτος ἀντίσχῃ*. Der Optativ hingegen wird gebraucht, wenn das Prädikat als bloße Voraussetzung bezeichnet werden soll z. B. *ἔιποι τις ἄν* (es könnte Einer sagen), *ἔι τις ταῦτα ἐξετάσειεν, ἕυροι ἄν* (wenn dies Jemand untersuchte, würde er finden). Der Unterschied tritt besonders in den konditionellen Sätzen hervor z. B. *ἐάν τι ἔχωμεν* (wenn wir etwas haben); und *ἔι τις ταῦτα πράττοι* (wenn Einer dies thäte). In der lateinischen und deutschen Sprache hat das Imperfekt und Plusquamperfekt des Konjunktivs die Bedeutung des griechischen Optativs; und diese Formen verhalten sich zu den übrigen Zeitformen des Konjunktivs im Allgemeinen, wie im Griechischen der Optativ zum Konjunktiv. Man vergleiche in dieser Hinsicht die oben (§. 114.) angeführten Beispiele. Man sieht in diesen Sprachen übrigens deutlich, daß der Modus nicht eigentlich von der Art, wie das Prädikat für sich gedacht wird, sondern von der Beziehung auf den Akt des Vorstellens abhängt. Wenn nämlich ein Prädikat im Neben-

saße auf einen wirklichen Akt des Vorstellens im Hauptsaße bezogen wird, und dem zufolge im Konjunktiv steht, z. B. ich hoffe, daß er komme; so tritt es in den Optativ, sobald der Akt des Vorstellens im Hauptsaße in eine historische Zeitform tritt, z. B. ich hoffte, daß er käme, οὐκ εἶχον, ὅποι τραποίμην; extimescebam, ne quid turpiter facerem vel jam fecissem. Hier bleibt die Art, wie das Prädikat selbst gedacht wird, dieselbe; auch ist der Akt des Vorstellens noch immer ein wirklicher, und nicht, wie in den hypothetischen Säßen, ein bloß gedachter: allein der Akt des Vorstellens wird dadurch, daß er in die Vergangenheit versetzt wird, auch der Wirklichkeit gewissermaßen entfremdet, und daher das Prädikat im Nebensaße optativisch dargestellt. Daß der Optativ hier nicht gerade das Zeitverhältniß als solches ausdrückt, sieht man aus ξυνεβούλευεν οὕτω ποιεῖν, ὅπως ὁ σῖτος ἀντίσχῃ; factum est, ut plus quam collegae Miltiades valuerit; adeo excellebat Aristides abstinentia, ut . . . . justus sit appellatus und andern Stellen. Auch bedient sich die Sprache gern des Optativs um die Zufälligkeit und eine unbestimmte Frequenz — als bloß vorgestellte Verhältnisse — einer Thätigkeit zu bezeichnen; und er hat alsdann, wie das slavische verbum imperfectivum, die Bedeutung einer Reiterativform (§. 113), z. B. οὓς μὲν ἴδοι (so oft er welche sah); ἔπραττεν, ἃ δόξειεν αὐτῷ (was ihm jedesmal gut dünkte); Epaminondas, cum in circulum venisset, in quo de republica disputaretur, aut de philosophia sermo haberetur, numquam inde prius discessit, quam ad finem sermo esset perductus; es könnte heute wohl regnen *). Die durch die verschiedenen Modi zu

*) Buttmann gr. Gr. §. 126. Anm. 6. Grotefend größere lat. Gr. §. 168 u. 233.

unterscheidenden Verhältnisse des Prädikates gränzen oft so nahe aneinander, daß wir uns nicht darüber wundern dürfen, daß die Sprache in dem Gebrauche der Modi oft schwankt. So braucht die lateinische Sprache in Nebensätzen (nach cum und nach dem Relativ) gern den Konjunktiv, wo die deutsche Sprache den Indikativ braucht z. B. cum feriant unum, non unum fulmina terrent; Caninius fuit mirifica vigilantia, qui suo toto consulatu somnum non viderit. Ins Besondere weicht die deutsche von den meisten andern Sprachen darin ab, daß sie in konditionellen Sätzen die nicht als wirklich, sondern bloß als problematisch dargestellte Bedingung durch den Indikativ ausdrückt; indem nicht nur die griechische (ἐαν τι ἐχωμεν, δωσομεν) und die lateinische (si habeam, dabo); sondern auch die gothische Sprache — letztere auch da, wo der griechische Text den Indikativ hat z. B. Matth. 5, 29. 30. Matth. 5, 39. Mark. 4, 23 — meistens den Konjunktiv braucht. Solche Abweichungen einzelner Sprachen können die Bedeutung der Modi überhaupt nicht zweifelhaft machen. In Beziehung auf die ursprüngliche Identität des Konjunktivs mit dem Futur, und des Optativs mit dem Präteritum müssen wir noch bemerken, daß auch in denjenigen Sprachen, welche für diese Modi besondere Formen haben, zuweilen noch eben so, wie in den semitischen und slavischen Sprachen, das Futur des Indikativs statt des Konjunktivs, und ein Präteritum des Indikativs statt des Optativs gebraucht wird z. B. ἐπρασσον, ὁπως τις βοηθεια ἡξει (daß Hülfe geschickt werde), ἐι τι ἐιχεν, εδίδου ἀν (wenn er etwas hätte, so würde er es geben); Tu et ad omnia rescribes (statt rescribas), et facies (st. facias) me certiorem; Germanicus ferrum deferebat (st. detulisset) in pectus, ni proximi prensam dexteram vi attinuissent; Pons sublicius iter paene dedit (st. dedisset) ni unus

vir fuisset Horatius; ich war verloren, wenn er mir nicht zu Hülfe kam.

§. 116.

Sowohl die Konjugation als die Deklination der germanischen Sprachen stellt sich in zwei unterschiedenen Weisen dar, welche Grimm nach dem Unterschiede in der Vollkommenheit der Formen als starke und schwache Flexion bezeichnet, und deren eigentliche Bedeutung und genetisches Verhältniß wir dadurch andeuten wollen, daß wir Jene die alte, und Diese die neue Flexionsform nennen. Die Erklärung einer zwiefachen Form in der Konjugation des Verbs hat keine große Schwierigkeit. Die alte Form ist nämlich die Konjugationsform der Wurzelverben, und die neue die der abgeleiteten (faktitiven) Verben (§. 33. 37.); die Flexion des Wurzelverbs geschieht durch Ablautung, die des abgeleiteten Verbs aber bloß durch Endungen. Weil in der Wurzel nur die anlautende Muta das starre, der Vokal aber noch das liquide Element des Wortes ist; so geschieht die Flexion noch an dem Vokale: da in dem abgeleiteten Verb hingegen der ganze Stamm das starre, und die Endung das liquide Element des Wortes ist; so kann die Flexion nicht mehr an dem Stamme, sondern nur an der Endung geschehen (§. 33.) Da die Konjugation durch Ablautung in der organischen Gestalt der Wurzelverben ihren Grund hat; so ist sie nicht etwa als eine Eigenthümlichkeit der germanischen Sprachen anzusehen: sie ist die natürliche Konjugation aller Wurzelverben, und in den meisten Sprachen finden sich mehr oder weniger deutliche Spuren derselben.

Neben dem Ablaute tritt in sehr vielen Sprachen zugleich die Reduplikation des anlautenden Konsonanten hervor z. B. sanskr. tutopa, gr. τέτυφα, lat. pepuli: sie ist auch den germanischen Sprachen nicht gänzlich fremd, indem sie, ob-

gleich nicht häufig, auch im Gothischen vorkömmt z. B. in: haihait, faifah u. s. f. Wir haben oben (§. 18.) die Reduplikation als eine Verstärkung des Anlautes bezeichnet, welche als solche nicht ursprünglich, wie der Ablaut, die Bedeutung einer Flexion hat. Auch ist die Reduplikation nicht so wie die Ablautung auf Wurzelverben beschränkt: sie tritt im Griechischen auch an abgeleiteten Verben hervor. Offenbar hat die Reduplikation in der Konjugation der Wurzelverben nicht gleiche Bedeutsamkeit mit der Ablautung: und die Sprache scheint derselben erst später die Bedeutung einer Flexion unterlegt zu haben *). Auch scheint die Sprache von der Reduplikation häufig Gebrauch zu machen, um nur den Mangel der Ablautung zu ersetzen. Die Ablautung scheint nämlich ursprünglich durch die natürliche Reihe der Grundvokale i, a, u als Grundtypus der Ablautung (binde, band, gebunden) (§. 14), und durch den Gegensatz eines kurzen Vokals in der Wurzel und eines langen in der abgelauteten Form (§. 15) bedingt zu sein. In den germanischen Sprachen, welche vor andern den Ablautungsvorgang sehr vollkommen darstellen, ist der Kehlvokal (i), und zwar als kurzer Vokal auf die entschiedenste Weise der vorherrschende Vokal der Wurzelverben; selten kommen in denselben lange Vokale, und fast nie der Lippenvokal (u) vor. Dagegen tritt im Ablaute meistens der Zungen- oder Lippenvokal (a oder u) und zwar als langer Vokal hervor **). Auch in der lateinischen Sprache ist das Vorherrschen des kurzen i in der Wurzel nicht zu verkennen; wenn man nur die Wurzelverben in ihrer ursprünglichen Form z. B. cado, cano, pango, jacio, facio, placeo u. s. f. in: concido, concino, compingo, conjicio u. s. f. auffasset. Auch ist der Ablaut des Präteritums

*) Grimm d. Gr. Th. 2. S. 74.

**) Grimm d. Gr. Th. 1. S. 331. 838. 1055. Th. 2. S. 7.

meistens lang. Das organische Gesetz der Ablautung tritt jedoch in keiner andern Sprache so vollkommen hervor, als in den germanischen Sprachen: und es scheint, daß die Sprache vorzüglich alsdann die Reduplikation eintreten läßt, wenn der Wurzelvokal nicht mehr die eben bezeichnete Gestalt hat, und aus diesem, oder aus einem andern Grunde der Ablautung gänzlich unfähig ist, oder doch nur eine unvollkommne Ablautung zuläßt. Wir finden zwar oft in demselben Verb Ablaut und Reduplikation beisammen z. B. in: λελόγα: allein es sind Thatsachen vorhanden, welche uns berechtigen, anzunehmen, daß die Reduplikation ursprünglich die Ablautung vertrete. In dem indischen Präteritum hat oft die erste und dritte Person die Reduplikation ohne Ablaut, und die zweite Person den Ablaut ohne Reduplikation. Den germanischen Sprachen, in welchen die Ablautung allgemein und auf eine vollkommnere Weise Statt hat, als in den andern Sprachen, fehlt die Reduplikation fast gänzlich: dagegen ist sie weit häufiger in der griechischen und lateinischen Sprache, in denen die Ablautung weniger allgemein und minder vollkommen Statt findet. Auch ist die Reduplikation im Gothischen auf solche Verben beschränkt, deren Vokal lang, und seiner Natur nach keiner Ablautung fähig ist, wie: haitan, hlaupan, fahan u. s. f.

§. 117.

Der Unterschied zwischen der organischen Gestalt des Wurzelverbs und der des abgeleiteten Verbs erkläret den Ursprung und die Bedeutung einer zwiefachen Konjugationsform, die wir als alte und neue Form unterschieden haben (§. 116). Da in den germanischen Sprachen auch die Deklination des Substantivs und Adjektivs sich in zwei bestimmt unterschiedenen Formen darstellt, welche wir ebenfalls als die alte (starke) und neue (schwache) Form bezeichnen;

so könnte man versucht werden, diesen Unterschied auf ähnliche Weise zu deuten, und etwa die alte Form für die Deklinationsform der Stämme, und die neue für die der Sproßformen zu halten. Allein der Unterschied der Deklinationsformen hat offenbar einen ganz andern Ursprung und eine ganz andere Bedeutung, als der Unterschied der Konjugationsformen. Stämme werden eben so wohl in der neuen, als Sproßformen in der alten Form deklinirt. Auch ist der Unterschied der Formen ganz anderer Art. Die Konjugation alter Form ist eine ganz andere Flexionsweise, als die Konjugation neuer Form: Jene ist Flexion des Wurzelvokals (§. 33.), diese Flexion der Endung; dagegen ist die Deklination der alten, wie die der neuen Form, Flexion der Endung, und Jene nur vollkommner als Diese. Der Unterschied der Konjugationsformen stellt sich durchaus als ein ursprünglicher dar; und alte und neue Form sind — jede in ihrer Art — gleich vollkommen: dagegen sind die neuen Deklinationsformen offenbar unvollkommner, als die alten; und wir haben alle Ursache anzunehmen, daß die neuen Formen auf was immer für eine Weise den alten Formen unvollkommen nachgebildet sind. Nur eine nähere Betrachtung der Deklination in ihrem ganzen Umfange, und in ihren mannigfaltigen Beziehungen kann über die Bedeutung und das eigentliche Verhältniß ihrer Formen einiges Licht geben.

§. 118.

Der Kasus ist der organische Ausdruck für die kausale Beziehung des **Seins** zur Thätigkeit (§. 49.); und die Deklination daher die eigentliche Flexion des **Substantivs**, wie die Konjugation die eigentliche Flexion des Verbs. Wir müssen daher wohl annehmen, daß alle Deklination in der Sprache zuletzt von dem Substantiv ausgeht. Wenn man in den verschiedenen Sprachen die Kasusformen des Pronoms

mit denen des Substantivs vergleicht; so wird man einerseits mannigfaltige Annäherungen der Formen gewahr, aus welchen man ersieht, daß auch die Kasusformen des Pronoms von den Kasusformen des Substantivs nicht gänzlich verschieden, sondern nur Abänderungen derselben sind: andrerseits tritt aber in den meisten Sprachen eine so bestimmte Verschiedenheit der Formen hervor, daß man diesen Unterschied nicht für zufällig halten kann. Die Flexion des Pronoms ist überhaupt mannigfaltiger, als die des Substantivs; und sie unterscheidet sich von der Flexion des Substantivs ins Besondere durch eine vollkommnere Bezeichnung des Geschlechtes. Durch die Geschlechtsform des Pronoms wird aber die Kasusform modifizirt: daher der in den meisten Sprachen mehr oder weniger hervortretende Unterschied zwischen der durch die Geschlechtsform modifizirten Pronominaldeklination, und der von der Geschlechtsform unabhängigen Substantivdeklination. Die Geschlechtsform hat aber überhaupt einen so bedeutenden Einfluß auf die Deklinationsformen, daß wir die Geschlechtsflexion, und das Verhältniß derselben zur Deklination hier näher betrachten müssen.

Das Geschlecht ist zwar, wie die durch den Kasus des Substantivs bezeichnete Beziehung, eine Beziehung des Seins; aber eine Beziehung ganz anderer Art. Die durch den Kasus ausgedrückte Beziehung ist die eines Seins als eines solchen zur Thätigkeit: sie ist gegeben durch den Gegensatz eines Seins im Raume und einer Thätigkeit in der Zeit. Die Geschlechtsbeziehung hingegen ist die Beziehung des Seins als Thätigkeit zu einem andern Sein als Thätigkeit: sie ist gegeben durch den Gegensatz der Richtung, in welcher eine Thätigkeit der andern, wie z. B. Geben dem Nehmen, oder wie das + E der Physiker dem — E, gegenübersteht. Daß das Geschlecht durchaus als reine Thätig-

keitsbeziehung gedacht wird, scheint der eigentliche Grund zu sein, warum die Geschlechtsflexion ursprünglich nicht so wohl an dem Substantiv — als dem Ausdrucke des räumlichen Seins — als an dem Verb und an dem ursprünglich der Konjugationsendung gleichbedeutenden Pronom hervortritt. Es ist oben (§. 36) bereits bemerkt worden, daß die Sprache den Unterschied des Geschlechts an dem eigentlichen Substantiv gar nicht oder doch höchst unvollkommen bezeichnet. Dagegen finden wir das Geschlecht in manchen Sprachen z. B. in den semitischen und slavischen durch die Flexion an dem Verb selbst, und in allen Sprachen, welche überhaupt das Geschlecht unterscheiden, an dem Pronom bezeichnet. Daß die Geschlechtsbeziehung ursprünglich an der Personalbeziehung des Verbs haftet, und mit derselben gewissermaßen in Eins verschmilzt, ersieht man daraus, daß die Geschlechtsunterscheidung nicht auf die dritte Person beschränkt ist, sondern auch sowohl in dem Pronom als in der Konjugationsendung der zweiten (in den semitischen Sprachen), und sogar der ersten Person (im Dual der altslavischen Sprache) hervortritt. Das Geschlecht erscheint hier bloß als individualisirte Personalbeziehung des Verbs — als individualisirtes ich, du, er.

Nach dem Pronom ist das Adjektiv dasjenige Gebilde, welches die Geschlechtsunterscheidung am vollkommensten bezeichnet. Im Allgemeinen wird das Geschlecht in jeder Sprache, in welcher es an dem Pronom unterschieden wird, auch an dem Adjektiv unterschieden: und wo die Unterscheidung an dem Pronom mangelt, wie im Persischen, Türkischen und Finnischen, mangelt sie auch an dem Adjektiv. Nur in einigen Sprachen z. B. in der englischen hat sich die Geschlechtsflexion an dem Adjektiv abgeschliffen, indeß sie sich an dem Pronom vollkommen erhalten hat: und wir sehen hieraus ebenfalls, daß die Geschlechtsflexion eigentlich mehr dem Pronom als

dem Adjektiv eigen ist. Wir haben oben (§. 30. 31) die Stellung des Adjektivs zwischen Verb und Substantiv bezeichnet. Die adjektivischen Stämme können als Verben, welche die Zeit- und Personalformen verloren haben, und die adjektivischen Sproßformen als flektirte Substantiven angesehen werden. Man könnte daher wohl annehmen, die dem Verb ursprünglich angehörige Geschlechtsflexion sei bei der Bildung der adjektivischen Stämme an diesen haften geblieben. Allein wie man sich die Sache vorstellen mag; so ist es eine Thatsache, daß die Geschlechtsflexion des Adjektivs mit der Geschlechtsflexion des ursprünglich mit der Konjugationsendung identischen Pronoms (§. 50) in der Form überall zusammenfällt. Da jedoch nur die adjektivischen Stämme, nicht aber die Sproßformen, unmittelbar von dem Verb ausgehen; so können nicht alle Adjektiven auf gleiche Weise an der von dem Verb ausgehenden Geschlechtsflexion Theil haben. Wir finden daher, so sehr auch in den meisten Sprachen der ursprüngliche Unterschied zwischen adjektivischen Stämmen und Sproßformen verwischt ist, fast überall neben den Adjektiven mit vollkommner Geschlechtsflexion zugleich Adjektiven ohne Geschlechtsflexion. Zu den Letztern gehören ins Besondere die Adjektiven einer und zweier Endungen in der griechischen und lateinischen Sprache: denn auch in den Adjektiven zweier Endungen wird durch die Form nicht eigentlich der Unterschied des Geschlechtes, sondern nur der Unterschied von Person und Ding (§. 28) bezeichnet. Wir haben früher (§. 28. 36. 69.) schon bemerkt, daß bei dem Substantiv Person und Ding nicht so wohl durch v e r s c h i e d e n e Flexionsformen, als durch eine u n v o l l k o m m n e r e Flexion der Dingnamen unterschieden werden. Dies tritt besonders in den Adjektiven zweier Endungen hervor; indem die Form des Neutrum sich meistens als die geschwächte Form des Kommune darstellt z. B. *ἀληθής ἀληθές*, *εὐγνώμων εὐγνώ-*

μον, ἄρσην ἄρσεν, ἴδρις ἴδρι, crudelis crudele. Der ursprüngliche Unterschied zwischen den adjektivischen Stämmen und den adjektivischen Sproßformen ist unter Andern auch dadurch getrübt, daß die Sprache überall darauf ausgeht, auch den vom Substantiv gebildeten Sproßformen, wie in χρύσεος, aureus, die vom Verb und Pronom ausgehende vollkommne Geschlechtsflexion (dreier Endungen) zu geben: allein die noch vorhandenen Adjektiven einer und zweier Endungen, wie die der Formen ης, ων, ις u. s. f. und aris, alis, ax, is u. s. f. sind alle oder doch fast alle Sproßformen. Auch nehmen Substantiven, wenn sie in der Zusammensetzung adjektivisch werden z. B. εὔχαρις, δίπους, μακρόχειρ, concolor, bidens, bipes, degener, meistens keine Geschlechtsflexion an: dasselbe gilt von vielen Adjektiven, welche nur zum Behufe der Zusammensetzung von Verben gebildet werden, wie: εὐμαθής, εὐπρεπής, particeps, superstes, multiplex u. s. f. Der hier bezeichnete Unterschied zwischen Stämmen und Sproßformen tritt sehr bestimmt in der wälischen Sprache hervor, indem in dieser Sprache nur Stämme die Geschlechtsflexion haben, und alle Sproßformen derselben ermangeln *). Wir werden sogleich sehen, daß es auch in den germanischen und slavischen Sprachen Adjektiven gibt, denen eine vollkommne Geschlechtsflexion mangelt: und wir schließen aus diesen Thatsachen, daß die ursprünglich an dem Verb und an dem Pronom entwickelte Geschlechtsflexion auch auf das Adjektiv übergeht, in so fern dasselbe als Stamm unmittelbar aus dem Verb hervorgeht; und daß die Sprache im Allgemeinen strebt, auch die adjektivischen Sproßformen in die Geschlechtsflexion aufzunehmen; daß die Sproßformen aber, weil sie von dem Substantiv ausgehen, dem die Geschlechtsflexion fremd ist,

---

*) Owen Gramm. of the welsh lang p. 62.

der Entwickelung derselben widerstreben; und daß daher meistens an den adjektivischen Sproßformen die Geschlechtsflexion theils gar nicht, theils sehr unvollkommen hervortritt.

§. 119.

Da das Adjektiv zwischen Verb und Substantiv in der Mitte steht, und an der Natur Beider Theil hat (§. 30); so hat es zwiefache Flexion, nämlich die von dem Verb ausgehende Geschlechtsflexion (§. 118.), und die von dem Substantiv ausgehende Deklination. Jedoch treten diese zwei Flexionsarten an dem Adjektiv nicht allgemein, und nie beide zugleich in ihrer ganzen Vollkommenheit hervor. Denn wie die Geschlechtsflexion eigentlich eine pronominale (§. 118); so ist die Deklination eigentlich eine substantivische Flexion. Das prädikative Adjektiv wird nicht deklinirt, und auch das attributive Adjektiv hat nur vermöge der Konkretion an der Deklination desjenigen Substantivs Theil, mit welchem es konkreszirt. Wenn man das Verhältniß der Geschlechtsflexion und der Deklination zu einander näher betrachtet; so wird man einen merkwürdigen Gegensatz gewahr, welcher sich dadurch zu erkennen gibt, daß die Geschlechtsflexion gewöhnlich zurücktritt, wo die Deklination freier und vollkommner hervortritt, und umgekehrt. Die Geschlechtsflexion ist überall am vollkommensten in der noch nicht deklinirten Form des Wortes (dem Nominativ des Singulars). Dagegen ist die Geschlechtsflexion meistens unvollkommen in den Kasus, und verschwindet in einigen Kasus gänzlich z. B. in dem Genitiv Plural der griechischen, altdeutschen und angelsächsischen, in dem Dativ Plural der lateinischen und aller germanischen, und in dem Genitiv, Dativ, Instrumental und Lokativ des Plurals der slavischen Sprachen. Die Geschlechtsflexion ist besonders im Plural sehr unvollkommen, und schwindet oft gänzlich, wie im Wälischen und Neudeutschen, da sich doch

der Plural sonst nicht nur durch vollkommnere Kasusformen, sondern auch dadurch auszeichnet, daß er in manchen Sprachen z. B. der persischen, mexikanischen und mehreren andern amerikanischen Sprachen Person und Ding unterscheidet *). Es ist in dieser Hinsicht besonders merkwürdig, daß gerade solche Sprachen, die eine sehr vollkommene Deklination des Substantivs haben, wie die finnische, malabarische, türkische, baskische, und die obengenannten, welche im Plural Person und Ding unterscheiden, ohne alle Geschlechtsflexion sind **).

Die Deklination des Adjektivs ist überhaupt von zwiefacher Art. Ihre Form ist entweder durch die Geschlechtsflexion modifizirt, und sie gehört alsdann zur Pronominaldeklination (§. 118.); oder ihre Form ist nicht durch die Geschlechtsflexion modifizirt, und alsdann gehört sie zur Substantivdeklination (§. 118). In denjenigen Sprachen, welche gar keine Geschlechtsflexion haben, wird das Adjektiv entweder gar nicht deklinirt, wie im Persischen, Türkischen, Malabarischen und in manchen amerikanischen Sprachen ***), oder es hat vollkommen die Deklination des Substantivs, wie im Finnischen. Daß die Deklination des Adjektivs übrigens zunächst mehr von dem Pronom, als von dem Substantiv ausgeht, sieht man daraus, daß in den zuerst genannten Sprachen die Deklination des Adjektivs mangelt, obgleich in denselben eine vollkommne Deklination des Substantivs vorhanden ist. Daß aber alle Deklination — auch die Pronominaldeklination — zuletzt von dem Substantiv ausgeht, ersieht man daraus, daß in der finnischen, persischen,

---

*) Mithridat. Th. 1. S. 284. Th. 3. Abth. 3. S. 47. 93. 381.

**) Mithridat. Th. 1. S. 211. 462. Th. 2. S. 17.

***) Mithridat. Th. 1. S. 211. 285. 463. Th. 3. Abth. 1. S. 174. Abth. 2. S. 406.

chilesischen und andern Sprachen, denen die Geschlechtsflexion mangelt, selbst das Pronom substantivische Deklination hat. In denjenigen Sprachen, welche eine vollkommne Geschlechtsflexion haben, schwankt daher im Allgemeinen das Adjektiv zwischen Substantiv- und Pronominaldeklination. Es lassen sich aber hier zwei Verhältnisse unterscheiden. In einigen Sprachen z. B. in der griechischen und lateinischen sind die Kasusformen des Pronoms sehr bestimmt von den Kasusformen des eigentlichen Substantivs (des Substantivs dritter Deklination) unterschieden: und in diesen Sprachen haben die Adjektiven zwei bestimmt geschiedene Deklinationsformen, nämlich eine Pronominaldeklination für diejenigen Adjektiven, welche die Geschlechtsflexion haben, und eine Substantivdeklination für die Adjektiven ohne Geschlechtsflexion (§. 118). Hier geht offenbar die Deklinationsform der Erstern zunächst von dem Pronom, und die der Letztern unmittelbar von dem Substantiv aus. In andern Sprachen, wie in der indischen und slavischen, sind die Kasusformen des Pronoms von denen des Substantivs weniger unterschieden; und in diesen Sprachen gibt es zwar ebenfalls eine zwiefache Deklinationsform der Adjektiven, — eine pronominale und eine substantivische — allein diese zwei Formen sind hier nicht so bestimmt von einander geschieden als z. B. in der griechischen und lateinischen Sprache. In der Sanskritsprache erscheinen noch die Kasusformen des Pronoms deutlicher, als in den meisten andern Sprachen, als Abänderungen der substantivischen Kasus, und die Grammatik unterscheidet überhaupt nicht unter der Deklinationsform des Substantivs und Adjektivs. Unterdessen unterscheidet diese Sprache doch auch, wie die griechische und lateinische noch Adjektiven mit vollkommner Geschlechtsflexion, und Adjektiven ohne Geschlechtsflexion; und zu den letztern gehören besonders Zusammensetzungen, wie im Griechischen und Lateinischen (§. 118).

In der altslavischen Sprache unterscheiden sich die Kasusformen des dreigeschlechtigen Pronoms von denen des Substantivs eigentlich nur in dem Genitiv des Singulars und Plurals aller Geschlechter, in dem Dativ und Lokativ des Singulars männlichen und sächlichen, und in dem Instrumentalis des Plurals männlichen und sächlichen Geschlechts. Nun haben die slavischen Sprachen für die Deklination des Adjektivs zwar ebenfalls, wie die griechische und lateinische, zwei unterschiedene Formen, eine pronominale, und eine substantivische: allein diese Formen sind nicht so vollkommen und überhaupt nicht auf dieselbe Weise unterschieden, wie in den oben genannten Sprachen. Das substantivisch deklinirte Adjektiv hat ebenfalls die Geschlechtsflexion z. B. blag, blag-a, blag-o (gut); jedoch sind die Geschlechtsendungen unvollkommner, als in dem Adjektiv mit pronominaler Deklination z. B. welik-ii, welik-aja, welik-oe (groß): daher nennt die Grammatik Jenes das verkürzte (apocopatum), und Dieses das vollständige (integrum) Adjektiv. Wenn das Geschlecht des Substantivs durch die Form bezeichnet ist, hat es gewöhnlich die Geschlechtsendung des abgekürzten Adjektivs (beim männlichen Geschlechte die in dem angeführten Beispiele nicht ausgedrückte Verstärkung des Auslautes, welche durch das slavische Jerr bezeichnet wird). Da das Pronom mehrere Kasusformen mit dem Substantiv gemein hat; so ist auch das verkürzte Adjektiv in manchen Kasus — dem Instrumental des Singulars, und dem Dativ, Instrumental und Lokativ des Plurals — nicht von dem vollständigen Adjektiv unterschieden. Es ist aber besonders merkwürdig, daß in den slavischen Sprachen dasselbe Adjektiv nicht, wie in der griechischen und lateinischen, ausschließlich der einen oder der andern Deklinationsform angehört, sondern, wie in den germanischen Sprachen, beide Deklinationsformen annehmen kann. Jedoch sind nicht alle Adjektiven einer zwiefachen

Deklination fähig: die Sproßformen auf ow, ew und in können nur die verkürzte, und sehr viele Andere — sowohl vom Substantiv, Verb und Adverb gebildete Sproßformen, als Partizipien und Komparative — nur die vollständige Deklinationsform annehmen.

In den germanischen Sprachen endlich sind für das Adjektiv ebenfalls zwei Deklinationsformen vorhanden, und jedes Adjektiv ist, mit wenigen Ausnahmen, beider Deklinationsformen empfänglich. Die Eine derselben — die alte (starke) — verhält sich ganz wie die der Adjektiven dreier Endungen im Griechischen und Lateinischen, welche wir als die pronominale Deklinationsform bezeichnet haben. Die andere — die neue (schwache) — unterscheidet sich, wie die abgekürzte Form im Slavischen, theils durch eine unvollkommnere Unterscheidung des Geschlechtes, theils durch unvollkommner gebildete Kasusformen. Da diese Form noch, wie die abgekürzte im Slavischen, das Geschlecht unterscheidet z. B. im Gothischen: blind-a, blind-o, blind-o, Genit. blind-ins, blind-ons, blind-ins u. s. f., so kann sich in derselben die substantivische Deklination nicht so vollkommen darstellen, wie z. B. in den griechischen und lateinischen Adjektiven einer und zweier Endungen. Allein wir müssen schon nach der Analogie der griechischen, lateinischen und slavischen Sprache annehmen, daß diese Form ebenfalls der substantivischen Deklinationsform angehört. Auch sind bestimmte Anzeigen vorhanden, welche darthun, daß diese Deklinationsform von der Deklination des Substantivs, und zwar von der alten (starken) Form, und nicht, etwa durch Schwächung oder Abschleifung der Endungen, aus der pronominalen Deklinationsform des Adjektivs hervorgeht. Es ist oben bemerkt werden, daß in der Flexion des Adjektivs überhaupt im Plural die Geschlechtsflexion zurücktritt, und dagegen die Kasusflexion sich freier entwickelt. Betrachten wir nun die Plu-

ralformen des Adjektivs neuer Form; so ist es nicht zu verkennen, daß sie denen des Substantivs alter (starker) Form am nächsten stehen. Im Gothischen hat der Nominativ männlichen und weiblichen Geschlechtes ein s (-ans-ons), wie bei den Substantiven alter Form. Die Endung des Genitivs (altd. ono, angels. ena) findet sich auch in dem altdeutschen und angelsächsischen weiblichen Substantiv erster Deklination (nach Grimm) z. B. Erd-ono gif-ena. Das m des Dativs (goth. am, om) findet sich zwar eben so wohl in dem Adjektiv alter Form (aim), als in dem Substantiv alter Form (am, om, um): allein wie im altdeutschen Substantiv die Endung um, om, im in: on, in übergeht, und der Kasus zwischen beiden Formen schwankt; so schwankt im Altdeutschen auch der Dativ des Adjektivs neuer Form — nicht aber der des Adjektivs alter Form — zwischen den Formen om und on. Im Akkusativ endlich fällt die Form des männlichen Geschlechtes sowohl mit der des Adjektivs alter Form, als mit der des Substantivs alter Form zusammen: allein der Akkusativ des Feminins (goth. -ons) entspricht nicht dem Akkusativ des Adjektivs alter Form (-os), sondern dem des weiblichen Substantivs alter Form in der dritten und vierten Deklination (nach Grimm anst-ins, hand-uns). Die Liquida n scheint nicht eigentlich das Wesen dieser Form auszumachen. Sie ist in dem Dativ Plural der gothischen und angelsächsischen Sprache (am, om, um) nicht vorhanden; erst im Altdeutschen geht om in on über; und der neuen Form des altnordischen Adjektivs mangelt das n gänzlich *).

§. 120.

Wir haben gesehen, daß eine zwiefache Deklinationsform des Adjektivs nicht den germanischen Sprachen aus-

*) Grimm d. Gr.

schließlich eigen ist, sondern in der organischen Natur und Entwickelung des Adjektivs überhaupt ihren Grund hat. Weil das Adjektiv einerseits an der von dem Verb ausgehenden Geschlechtsflexion des Pronoms, andrerseits an der Deklination des Substantivs Theil nimmt: muß es eine pronominale (in die Geschlechtsflexion aufgenommene) und eine substantivische (vom Geschlechte unabhängige) Deklination haben. Ob in einer besondern Sprache diese zwei Deklinationsformen in ihrem eigenthümlichen Charakter scharf gesondert auseinandertreten, oder sich einander nähern, oder sich in Einer zwischen beiden in der Mitte liegenden Form vermischen, hängt im Allgemeinen von der mehr oder weniger vollkommnen Entwickelung der Geschlechtsflexion und der Deklination, und von den mehr oder weniger entwickelten Kasusformen des Pronoms und des Substantivs ab. Die hier gegebene Deutung der zwiefachen Deklinationsform des Adjektivs ist in der griechischen und lateinischen Sprache ganz einleuchtend. Da jedoch in der deutschen Sprache jedes Adjektiv in der Regel beider Deklinationsformen empfänglich ist, und nicht eben so, wie in den eben genannten Sprachen, Stämme und Sproßformen durch die Deklinationsform unterschieden werden; so könnte man zweifeln, ob dieselbe Deutung auch auf die zwiefache Deklinationsform des deutschen Adjektivs anwendbar sei. Allein auch in der griechischen und lateinischen Sprache hat nur die entschiedene M e h r h e i t von Stämmen pronominale, und andererseits eine entschiedene M e h r h e i t von Sproßformen substantivische Deklination. Stämme und Sproßformen sind überall nicht mehr scharf durch die Deklinationsform geschieden; denn im Griechischen kömmt häufig dasselbe Adjektiv, wenn auch nicht mit beiden Deklinationsformen, doch mit beiden Geschlechtsformen — der pronominalen mit drei Endungen und der substantivischen mit zwei Endungen — vor, wie δίκαιος,

κοινός, λαμπρός u. m. A. *); und im Lateinischen haben manche Adjektiven sogar, wie im Deutschen, mit der zwiefachen Geschlechtsflexion zugleich zwiefache Deklinationsform angenommen z. B. hilaris, jugis, imberbis, enervis, infrenis, inanimis, inermis, acclivis und hilarus, jugus, imberbus u. s. f. Auch scheint es, daß in den germanischen Sprachen ursprünglich nicht jedes Adjektiv zugleich beide Deklinationsformen annahm. In den ältern germanischen Sprachen nehmen manche Adjektiven, und gerade solche, welche als Sproßformen anzusehen sind, wie das Partizip des Präsens, die Komparative und Superlative und die Ordinalzahlwörter nur die neue Deklinationsform an **): daher z. B. bei Ulfila Matth. 5, 30: batizo ist (es ist besser), und Matth. 5, 19: sa minnista haitada (er wird der geringste genannt werden). Wir müssen daher wohl annehmen, daß auch in den germanischen Sprachen ursprünglich, wie in der griechischen und lateinischen, die alte Deklinationsform des Adjektivs die pronominale Deklinationsform der Stämme, und die neue Form die substantivische Deklinationsform der Sproßformen ist.

Unsere Betrachtung führt uns nothwendig zu der Frage: wie der jetzige Gebrauch der zwiefachen Adjektivdeklination sich zu ihrer ursprünglichen Bedeutung verhalte. Wenn ursprünglich die adjektivischen Stämme die Funktion des Prädikativs, und die Sproßformen die des Attributivs haben (§. 30. 31.); so müssen wir annehmen, daß ursprünglich die alte Flexionsform des Adjektivs die Form des Prädikativs, und die neue die des Attributivs ist. Hiermit stimmen nun manche Thatsachen wirklich überein. Einerseits hat nämlich in den germanischen Sprachen das prädikative

*) Buttmann Ausführl. griech. Sprachl. B. 1. §. 60.

**) Grimm d. Gr. Ausg. 2. Th. 1. S. 1016.

Adjektiv, wenn es noch flektirt wird, überall die Geschlechts- und Pluralflexion alter Form z. B. bei Ulfila Matth. 5, 48: sijaith nu jus fullatojai, swaswe atta zwar sa in himinam fullatojis ist (Seid vollkommen, wie euer Vater u. s. w.), eben so Matth. 5, 19: sah mikils haitada (er wird groß genannt werden); ferner im Angelsächsischen: nebeon ge afyrhte (seid nicht furchtsam), oththe sticode beoth, oththe on sae adruncene (wir werden erschlagen oder in der See ersäuft werden), the beoth neatenum gelice, the beoth unrihtwise and ungemetfaeste (welche dem Vieh ähnlich, welche ungerecht und unmäßig sind) *). Eben so verhält es sich in den nordischen Sprachen. Andrerseits haben die attributiven Adjektiven der germanischen Sprachen, wenn sie mit Auslassung des Substantivs der Beziehung selbst Substantiven werden, wie in altd. Ano und Ana, Herro und Herra, und in Kunde, Genosse, Narr, die neue Deklinationsform des Substantivs, welche, wie wir sogleich sehen werden, mit der neuen Form des Adjektivs Eins und Dasselbe ist. An den prädikativen Adjektiven (Stämmen) konnte die Deklinationsform jedoch erst alsdann unterschieden werden, als die Sprache anfing, sie zugleich als Attributiven zu gebrauchen, und sie den ursprünglich attributiven Adjektiven (den Sproßformen) im Gebrauche gleich zu setzen. Und es scheint, daß die Sprache, indem sie den ursprünglichen Unterschied zwischen dem prädikativen und attributiven Adjektiv in dem Gebrauche aufgab, zugleich dem Unterschiede der Flexionsformen eine Bedeutung unterlegte, welche demselben ursprünglich fremd war. Die Sprache unterschied nämlich nun durch die Flexionsform des Adjektivs nicht mehr die Beziehung des Adjektivs selbst, sondern ein Verhältniß des Substantivs,

---

*) Bosworth Anglo-saxon Gramm. p. 268. 282. 290.

mit welchem das Adjektiv als Attributiv konkreszirte. Da das Prädikativ seiner Natur nach überhaupt nicht ein Sein, und am wenigsten ein individuell bestimmtes Sein ausdrükken kann; so bezeichnete die Sprache den Begriff des Substantivs durch die alte (ursprünglich prädikative) Flexionsform des attributiven Adjektivs als einen ganz allgemeinen (Stoff- oder Gemeinbegriff); und durch die neue (ursprünglich attributive) Flexionsform als einen bestimmten (individuellen). Diese Bedeutung haben die zwei Flexionsformen des Adjektivs noch meistens im Gothischen und Angelsächsischen. Die neue Form bezeichnet den bestimmten Begriff des Substantivs, der meistens zugleich durch den Artikel (der) bezeichnet wird. Die alte Form hingegen findet sich nicht nur, wie im Neudeutschen, vor dem Stoffnamen z. B. süßer Wein, und vor dem Abstraktum, z. B. großer Stolz; sondern auch vor Gemeinnamen, wenn diese als solche unbestimmt zu bezeichnen sind, nämlich da, wo die neudeutsche Sprache den unbestimmten Artikel (ein) braucht. Es heißt daher bei Ulfila Matth. 7, 26: galeikoda mann divalamma (thörichtem Manne), Matth. 8, 24. wegs mikils warth (große Bewegung ward), Matth. 9, 16. ana snagan fairjana (auf altes Kleid), Matth. 9, 32. atberun mannan baudana (brachten stummen Mann); und eben so Matth. 11, 7. 8. — 27, 57. 59. und an allen ähnlichen Stellen; dasselbe finden wir im Angelsächsischen z. B. ther he wes geswenced mid grimmum gefeohte, and micelne dael his heres forlaedde (er wurde besiegt in grimmiger Schlacht, und verlor großen Theil seines Heeres), god word and god hlisa bith betera (gutes Wort, und guter Ruf sei besser), we faegniath smiltre sae (wir freuen uns milder See) u. s. f. *). Daher hat endlich das

---

*) Bosworth Anglo-sax. Gr. p. 278. 287. 288.

Adjektiv überall die alte Form, wenn der Gemeinname ohne Artikel im Plural steht z. B. süße Aepfel. Daß übrigens hier der Gebrauch der Formen nicht von dem Artikel, sondern von der bestimmten oder unbestimmten Bedeutung des Substantivs abhängt, sieht man daraus, daß im Angelsächsischen oft die alte Form mit dem Artikel und die neue Form ohne Artikel vorkömmt z. B. geswinc thaes langsumes fareldes (die Mühe der langen Reise), of tham heofenlicum werode (von dem himmlischen Heere), und fram micclan ea Humbre (von dem großen Strome Humber) *). Hiermit stimmt auch überein, daß im Schwedischen das Adjektiv nach dem unbestimmten Artikel en et, und nach den Pronomen hvar, hwilken (welcher), ingen (keiner), någon (irgend einer), mången (mancher), welche den Begriff des Substantivs als einen unbestimmten bezeichnen, immer die alte Flexionsform hat. Dasselbe hat sich auch in der deutschen Sprache in so fern erhalten, daß nach welcher, einiger, etlicher, aller, mancher, solcher, viel und wenig das Adjektiv im Nominativ und Akkusativ des Plurals noch die alte Flexionsform hat.

Die Bedeutung, welche der Unterschied der Flexion des Adjektivs in den germanischen Sprachen jetzt hat, kann aber schon deßhalb nicht die ursprüngliche sein; weil die Flexion des Adjektivs an sich eine Beziehung des flektirten Wortes, und nicht eine Beziehung oder irgend ein Verhältniß eines andern Wortes ausdrücken kann, mit dem es bloß zu einem Satzverhältnisse verbunden ist. Auch hängt der Unterschied der Deklinationsform ursprünglich durchaus von der mehr oder weniger vollkommenen Geschlechtsflexion des Adjektivs ab, welche mit der bestimmten oder unbestimmten Bedeutung des Substantivs in keiner Beziehung steht. Wir haben oben

*) Bosworth a. a. O. S. 268. 269. 274.

(§. 29.) den jetzt durch die Flexionsform des Adjektivs bezeichneten Unterschied des individuellen und nicht individuellen Seins näher betrachtet, und zugleich bemerkt, daß dieser Unterschied sonst auch theils durch die Flexion des Substantivs, theils durch den Artikel bezeichnet wird. Die germanischen Sprachen scheinen diesen Unterschied früher durch die Flexionsform des Adjektivs, als durch den Artikel bezeichnet zu haben. Offenbar hat aber der Gebrauch der Flexionsform des Adjektivs durch die Aufnahme und durch den häufigern Gebrauch des Artikels manche Abänderungen erlitten. Man sieht ins Besondere in den slavischen Sprachen, daß einerseits der Gebrauch der Flexionsformen sehr von dem Artikel abhängt, und daß anderntheils die Bedeutung, welche die Flexionsformen des Adjektivs in den germanischen Sprachen haben, nicht als eine durch die Formen selbst gegebene und daher ursprüngliche anzusehen ist. Da die slavischen Sprachen keinen Artikel haben; so unterscheiden sie ebenfalls durch die Flexionsform des Adjektivs den Begriff des Substantivs als einen individuellen oder nicht individuellen; allein die Bedeutung der Flexionsformen ist derjenigen gerade entgegengesetzt, welche sie in den germanischen Sprachen haben. Die der alten Form entsprechende vollständige Form des Adjektivs (§. 119.) bezeichnet nämlich, wie der Artikel, den Begriff des Substantivs, als einen individuellen; und Dobrowsky *) sagt ausdrücklich, diese Form der Adjektiven vertrete die Stelle des Artikels in andern Sprachen. Dagegen bezeichnet die abgekürzte Form, welche der neuen Form entspricht, den Begriff des Substantivs als einen unbestimmten; auch hat das Adjektiv, wenn es prädikativ ist, immer die abgekürzte Form. Dobrowsky sieht die Flexionsendungen des vollständigen Adjektivs als suffigirte Pronomen an; und es

*) a. a. O. S. 493.

scheint ihm daher natürlich, daß sie den Artikel vertreten. Die slavische Sprache scheint wirklich in diesem Sinne die vollkommnere Pronominalflexion des Adjektivs mit dem vollkommner individualisirten Begriffe des Substantivs in Beziehung gesetzt, und hierin einen Ersatz für den Artikel gefunden zu haben; indeß die germanischen Sprachen in einem entgegengesetzten Sinne in der Pronominalflexion des Adjektivs den Ausdruck einer ursprünglich verbalen (prädikativen) Beziehung erkannt haben, welche als solche und an sich am wenigsten dem Begriffe des individuellen Seins entspricht.

§. 121.

Wenn wir in der zwischen Verb und Substantiv unentschiedenen Form und Bedeutung des Adjektivs einen innern Grund gefunden haben, warum sich dasselbe meistens in einer zwiefachen Deklinationsform darstellt (§. 119): so ist ein solcher innerer Grund für eine zwiefache Deklinationsform des Substantivs als eines solchen nicht vorhanden. Abgesehen von den unvollkommnern Deklinationsformen, durch welche die Sprache häufig Dingnamen von Personennamen, und Stoffnamen von Gemeinnamen unterscheidet (§. 69), muß man wohl als Grundsatz annehmen, daß das Substantiv als solches nur Eine Deklinationsform hat, welche nur nach Verschiedenheit des Auslautes und nach Verschiedenheit der Mundart geringe Abänderungen erleiden kann, und daß diese Eine Deklinationsform alle Geschlechter umfaßt. Die Grammatik mancher Sprachen unterscheidet zwar nach dem Geschlechte der Substantiven verschiedene Deklinationsformen: allein eine von dem Geschlechte abhängige Form, wie die erste und zweite Deklinationsform der griechischen und lateinischen Sprache, ist als solche nicht eine substantivische, sondern eine adjektivische Deklinationsform; und die in einer solchen Form de-

klinirten Substantiven sind im Allgemeinen nicht Substantiven, sondern ursprünglich Adjektiven. Eine solche adjektivische Deklinationsform des Substantivs tritt in der Sprache um desto bestimmter als von der eigentlich substantivischen geschiedene Deklinationsform hervor, je mehr überhaupt die substantivische und die Pronominaldeklination in der Form geschieden sind (§. 118.). Da die finnische Sprache keine Geschlechtsflexion hat; so hat sie für die Deklination des Substantivs, obgleich sich diese zu einer ungemeinen Vollkommenheit entwickelt hat, doch nur eine einzige Form. Dagegen ist in der griechischen und lateinischen Sprache, in denen Substantiv- und Pronominaldeklination in der Form sehr von einander abweichen, eine adjektivische Deklination des Substantivs, welche von der ursprünglichen sehr bestimmt unterschieden ist. Die Form derselben fällt mit der des dreigeschlechtigen Adjektivs vollkommen zusammen, und man sieht im Allgemeinen leicht, daß die Substantiven dieser Deklinationsform ursprünglich Adjektiven sind, obgleich sich dies nicht mehr bei jedem einzelnen Substantiv so bestimmt, wie z. B. bei φίλος und φίλη, δοῦλος und δούλη, filius und filia, deus und dea, equus und equa u. s. f. nachweisen läßt. In den slavischen Sprachen, in denen Pronom und Substantiv in den Deklinationsformen weniger von einander abweichen, sind die zwei Deklinationsformen des Substantivs nicht so leicht zu unterscheiden. Bei näherer Betrachtung scheint es jedoch, daß die zweite und dritte Deklination im Russischen (nach Heym) und die erste und vierte im Serbischen (nach Stephanowitsch) der ursprünglich substantivischen, hingegen die erste und vierte im Russischen, und die zweite und dritte im Serbischen der adjektivischen Form angehören.

Die hier als die eigentliche und ursprüngliche Deklinationsform des Substantivs bezeichnete Form ist nun dieselbe,

welche wir in den germanischen Sprachen die alte (starke), und die als adjektivische Form bezeichnete, von welcher wir annehmen, daß sie im Allgemeinen denjenigen Substantiven angehört, welche ursprünglich Adjektiven sind, dieselbe, welche wir die neue (schwache) Form der Substantiven nennen. Die germanischen Sprachen unterscheiden sich in dieser Hinsicht von der griechischen und lateinischen nur darin, daß die neue Form der Substantivdeklination in Diesen mit der alten, in Jenen aber mit der neuen Form der Adjektivdeklination zusammenfällt. In den germanischen Sprachen ist zwischen den Formen des Adjektivs neuer Form und denen des Substantivs neuer Form eine eben so vollkommne Uebereinstimmung, als im Griechischen und Lateinischen zwischen den Formen des Adjektivs alter Form und denen des Substantivs neuer Form: und man kann die ursprüngliche Identität der Formen hier nicht bezweifeln. Im Griechischen und Lateinischen ist jedes Adjektiv nur Einer — durch seine Ableitungsform bestimmten — Deklinationsform fähig; und wenn es zu einem Substantiv wird, so behält es diese Form; daher haben z. B. Deus und Dea die Adjektivdeklination alter Form, aber aedilis, familiaris die Adjektivdeklination neuer Form, oder was hier dasselbe ist, die Substantivdeklination alter Form. In den germanischen Sprachen hingegen ist das Adjektiv überhaupt einer zwiefachen Deklinationsform empfänglich, und der Gebrauch der Form hängt mehr von dem syntaktischen Verhältnisse des Adjektivs, als von der Ableitungsform desselben ab. Da nun das zum Substantiv erhobene Adjektiv immer ein attributives ist, bei welchem das Substantiv der Beziehung nur ausgelassen wird; so hat es auch die vorzüglich dem attributiven Adjektiv angehörige — neue — Deklinationsform.

Die eigentliche Bedeutung der alten und neuen Form der Substantiven ist einigermaßen dadurch unkenntlich ge-

worden, daß viele ursprüngliche Adjektiven, nachdem sie zu Substantiven geworden, später die alte, und daß ursprüngliche Substantiven später die neue Form angenommen haben. In der lateinischen Sprache sehen wir ein Schwanken der Deklinationsformen in: filia (filiabus), dea (deabus), in domus, und überhaupt in allen Substantiven der fünften Deklination: aber weit häufiger läßt sich in den germanischen Sprachen ein gänzlicher Wechsel der Formen nachweisen. So haben sehr viele Substantiven, welche im Gothischen und Altdeutschen die neue Form haben, z. B. Kern, Keim, Krampf, Mond, Stern, Aar, Herzog, Bruder, Käfer, Jünger, jetzt die alte Form: und noch weit mehrere, besonders weibliche Substantiven, wie Gabe, Bitte, Ehre, That, welche früher die alte Form hatten, dekliniren jetzt in der neuen Form. Bei näherer Betrachtung tritt aber gerade in den germanischen Sprachen sehr bestimmt hervor, daß die alte Form die eigentliche und ursprüngliche Deklinationsform des Substantivs, und daß die neue die des zum Substantiv gewordenen Adjektivs ist. Die Substantiven der alten Form erkennt man schon daran als ursprüngliche Substantiven, daß das Geschlecht an ihnen durch die Form nicht bezeichnet ist (§. 36.). Dagegen sind die Substantiven der neuen Form im Gothischen, Altdeutschen, Angelsächsischen und Altnordischen dadurch als ursprüngliche Adjektiven bezeichnet, daß sie im Nominativ dieselbe Geschlechtsendung haben, welche das Adjektiv neuer Form in dem entsprechenden Geschlechte hat z. B. im Gothischen hana (der Hahn), tuggo (die Zunge), hairto (das Herz), wie: blinda, blindo, blindo. Da der Unterschied des Geschlechtes in der Sprache ursprünglich als Gegensatz des natürlichen Geschlechtes hervortritt (§. 27); so wird das Geschlecht vorzüglich in Personen- und Thiernamen unterschieden. Die Sprache bedient sich daher vorzüglich der Adjektiven,

um sie mit Beibehaltung der Geschlechtsflexion als substantivische Personen- und Thiernamen zu gebrauchen; und deklinirt sie alsdann als ursprüngliche Adjektiven in der neuen Form, wie im Gothischen atta (Vater), manna, stava (Richter), swaihra (Schwager), liuta (Heuchler), nithjo (Nichte), ara (Adler), hana, sparwa (Sperling), dubo (Taube), fauho (Fuchs), quino (Weib), im Altdeutschen: Ano, Aro, Boto, Chempho, Chnapo, Disko (Schüler), Laupho (Läufer), Tuomo (Richter), Haso, Ohso, Amma, Ana, Herra u. s. f. im Angelsächsischen frea (Herr), flema (Flüchtling), guma (Mann), hunta (Jäger), raeswa (Führer), gerefa (Graf), sceatha (Räuber), wiga (Krieger), faemne (Weib), hlafdige (Frau), mawle (Mädchen), naedre (Schlange), im Altnordischen bani (Mörder), felagi (Gesell), goti (Pferd), kappi (Soldat), skati (König), uxi (Ochs), und im Neudeutschen: Herr, Frau, Erbe, Thor, Narr, Knabe, Held, Riese, Gesell, Gefährte, Genosse, Hase, Rabe, Falke u. s. f. In vielen Substantiven der neuen Deklinationsform wie goth. taihswo (die rechte Hand), Kunde, Sasse (altd. saß), Bürge (nord. byrgr sicher), Hirt (nord. hirdr sicher), Genosse (nord. nautr) erkennt man noch sogleich das Adjektiv: und wie in dem lateinischen filius und filia, so tritt auch in dem gothischen swaihra und swaihro (Schwager und Schwägerin), magula und mawilo (Knabe und Mädchen), unhultha und unhultho (Unhold, Dämon), wardja und wardo (Wächter und Wächterin), und in dem altdeutschen Ano und Ana, Herro und Herra noch die adjektivische Geschlechtsflexion an demselben Worte hervor. Da die Unterscheidung des sächlichen Geschlechtes ursprünglich nicht zur Unterscheidung des (natürlichen) Geschlechtes gehört (§. 27); und das Adjektiv sächlichen Geschlechtes überhaupt nicht leicht als ein Substantiv

konkreter Bedeutung gebraucht wird; so gibt es in den germanischen Sprachen überhaupt sehr wenige, und im Neudeutschen gar keine Substantiven sächlichen Geschlechtes, welche in der neuen Form dekliniren. Es scheint der Sprache aber natürlich zu sein, besonders Personennamen als ursprüngliche Adjektiven anzusehen, und sie demnach in der neuen Form zu dekliniren: denn sie deklinirt auch fremde Personennamen, wie die auf at, ast, ant, ent, ist, it, log u. s. f. in der neuen Form, indeß sie fremde Dingnamen sächlichen Geschlechtes in der alten Form deklinirt. Wäre die neue Form bloß eine minder vollkommne Substantivdeklination; so könnte man erwarten, daß sie gerade bei den Substantiven sächlichen Geschlechtes, deren Deklination sonst überhaupt unvollkommner ist (§. 69.), vorherrschend wäre.

Die neue Form hat übrigens im Laufe der Zeit einen Umfang erhalten, den sie ursprünglich nicht hatte. Am reinsten stellt sich diese Form wohl in Grimms erster Deklination der männlichen und weiblichen Substantiven dar, welche noch fast nur ursprüngliche Adjektiven zu begreifen scheint. Die männlichen Substantiven der zweiten Deklination z. B. aurtja (Gärtner), dedja (Thäter), fiskja (Fischer), haben zwar substantivische Form: da sie aber sämmtlich Personennamen sind, und da sie, wie die analogen Formen: Frankfurter, Mainzer, eine attributive Bedeutung haben, und wie diese z. B. in frankfurter Bürger gewissermaßen zwischen Substantiv und Adjektiv schwanken; so dekliniren sie ebenfalls in der neuen Form. Die dritte Deklination der weiblichen Substantiven im Gothischen und Altdeutschen schwankt zwischen alter und neuer Form. Die neue Form hat besonders dadurch einen größern Umfang erhalten, daß sie zur Deklinationsform fast aller weiblichen Substantiven geworden ist. Im Gothischen dekliniren fast nur diejenigen weiblichen Substantiven, welche sich durch die

weibliche Geschlechtsendung o als Adjektiven zu erkennen geben — meistens Personen- und Thiernamen oder doch Konkreta — in der neuen Form. Alle andere weibliche Substantiven, welche eine andere Endung — a, i oder s — haben, und besonders die weiblichen Abstrakta z. B. airtha, bida, giba, saurga, thiudangardi (Reich), deds, gabaurths dekliniren in der alten Form. Im Althochdeutschen verhält sich die Sache im Allgemeinen noch eben so wie im Gothischen. Da indessen die weibliche Geschlechtsendung, welche im Gothischen o ist, im Althochdeutschen zu einem a wird; so sind die ursprünglich adjektivischen Substantiven z. B. Foha (Fuchs) Tuba (Taube) von den ursprünglichen Substantiven auf a z. B. Geba, Klaga nicht mehr in der Form unterschieden; und sehr viele weibliche Substantiven, welche im Gothischen noch die alte Form haben, wie die auf die Endungen ila, ala, ina, dekliniren im Althochdeutschen schon in der neuen Form. Da die vokalische Geschlechtsendung der weiblichen Substantiven neuer Form sich demnächst in ein e verflachte, und die vokalischen Endungen der weiblichen Substantiven alter Form ebenfalls in ein e übergingen, und der Unterschied der Form verloren ging; deklinirte man nach und nach alle weibliche Substantiven auf e, auch die Abstrakta z. B. Frage, Gabe, Grube, Hitze, Klage, Gnade, Sage, Seite, Schande, Sprache, Wonne u. s. f., welche noch im Althochdeutschen in alter Form dekliniren, in der neuen Form. Endlich fing man an die neue Form überhaupt als die Deklinationsform der weiblichen Substantiven anzusehen, und dehnte sie zuletzt sogar auf weibliche Substantiven ohne vokalische Endung aus, z. B. Arbeit, Burg, That, Fahrt, Flut, Schrift, Schuld u. s. f. so daß jetzt nur sehr wenige dieser Art, wie: Angst, Braut, Nacht, als Ausnahmen die alte Deklinationsform beibehalten haben. Auf diese Weise haben die Deklinations-

formen des Substantivs eben so wie die des Adjektivs (§. 120.) in der neuern Sprache eine Bedeutung angenommen, welche ihnen ursprünglich gänzlich fremd ist.

Die Deklination ist überhaupt die ursprüngliche und eigentliche Flexion des Substantivs: und alle Arten und Formen der Deklination, so sehr sie auch unterschieden scheinen mögen, haben sich aus der Flexion des Substantivs entwikkelt. Die Substantivflexion gestaltet sich, indem sie auf das Pronom übergeht, und in die Geschlechtsflexion aufgenommen wird, zu derjenigen Flexion, welche wir als die Pronominaldeklination bezeichnet haben. Zwischen der Substantiv- und Pronominaldeklination steht das Adjektiv in unentschiedener Mitte, und fügt sich in mannigfaltigen Verhältnissen mehr oder weniger in die Eine oder in die Andere, oder in Beide zugleich. Daher hat im Allgemeinen das Adjektiv eine zwiefache Deklinationsform, welche wir in den germanischen Sprachen als *alte* und *neue* Form unterscheiden. Das Substantiv hat aber eigentlich nur Eine Deklinationsform. Was wir die neue Form der Substantivdeklination nennen, ist mit der neuen Form der Adjektivdeklination ursprünglich Eins und Dasselbe.

Druckfehler.

Seite	40	Zeile	19	streiche:	esperar.
=	37	=	26	lies:	yrkia.
=	101	=	vorletzte	lies:	ὁ του φιλιππου.
=	121	=	22	lies:	pork u. veal.
=	162	=	21	lies:	I met.
=	178	=	2	lies:	virtuous.

p.b.R.

p. 48

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Karl Ferdinand,

Deutsche Sprachlehre

Bd.: 1

Frankfurt a. M. 1827

L.germ. 20 m-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583381-0